This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 966,580

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

8.
G
K
v.

Erläuterungen
ausgewählter Werke Goethes.

34873

Für die

oberſten Klaſſen höherer Lehranſtalten

ſowie

zum Selbſtunterricht.

Von

Paul Klaucke.

Erſtes Heft.

Götz von Berlichingen.

Berlin.
Verlag von W. Weber.
1886.

Vorrede.

In welcher Weise ich mir den Gebrauch dieser Erläuterungen vorstelle, und welche Grundsätze ich überhaupt befolgt habe, ist in der kleinen Schrift „zur Erklärung deutscher Dramen" (Berlin 1886) eingehend dargelegt, und ich möchte bitten, meine Praxis nicht ohne Berücksichtigung meiner Theorie zu beurteilen. Es findet sich vieles in meiner Darstellung, was nur für Lehrer oder Freunde der Litteratur bestimmt ist; worauf ich zwar öfter, doch nicht immer aufmerksam gemacht habe. Möge also niemand der Ansicht sein, daß ich selbst alles in diesen Heften Ausgesprochene im Unterricht vorgebracht hätte. Wer Anstoß an den vielen Buchstaben und Zahlen nehmen sollte, durch welche die logische Verzweigung angegeben wird, der möge bedenken, daß all dergleichen natürlich beim mündlichen Unterricht wegfällt und daß auch eine schriftliche Darstellung, falls sie nicht eben, wie die vorliegende, einen bestimmten didaktischen Zweck hat, die logische Gliederung mehr zu verbergen als zu offenbaren suchen wird.

Wenn ich geglaubt habe, daß vielleicht auch weitere Kreise diese Erläuterungen mit Nutzen lesen könnten, so habe ich allerdings nur an solche gedacht, denen es bei der Lektüre eines deutschen Dramas vor allem um das Verständnis und erst in zweiter Linie um den Genuß zu thun ist. Indes wird auch demjenigen dies Zweite ohne weiteres zur Hauptsache werden, der von der Richtigkeit des Goethischen Wortes überzeugt ist, daß „ohne gründliche Kenntnis auch der wahre Genuß ermangele". Freilich dürfen dann solche Leser, denen es um die Sache zu thun ist, sich an die Form nicht stoßen, die den Unterricht in der Schule vor allem im Auge hatte. Wenn ich ferner bei diesen Erläuterungen des Götz und des Egmont für manche viel-

leicht zu eingehend und gründlich gewesen sein mag, so könnte hier wohl ein Extrem das andre veranlaßt haben: ich bin der Ansicht, daß man diese beiden Dramen bisher ganz besonders vernachlässigt hat. Zumal über Götz urteilt man mit einer gewissen Herablassung, nennt dies Schauspiel ein Produkt der „jugendlichen Brausejahre" des Dichters und gewinnt sich so einen Standpunkt, von dem aus man ein Recht zu haben glaubt, an dem Drama alles Mögliche zu tadeln. Ich habe mich von vornherein auf einen andern Standpunkt gestellt. In denselben „jugendlichen Brausejahren" sind die Hauptpartieen des Faust, ist Werther, ist eine Fülle lyrischer Gedichte entstanden, bei denen es noch niemand gewagt hat, sie deswegen geringer zu achten, weil sie der Jugendperiode des Dichters angehören. Man vergesse doch nicht, wie Goethe über sich selbst geurteilt hat: alle seine „Arbeiten seien Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt", das sich vielmehr „gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte nach allen Seiten hin versucht habe." Gerade bei der Entstehung dieses Dramas zeigt sich jenes instinktive, nachtwandlerische Schaffen, von dem Goethe so oft spricht, in hervorragender Weise, und so ist Götz wie nur irgend ein andres Werk ein Produkt jener elementaren Kraft, die in ihrer unbewußten Thätigkeit im wesentlichen überall das Rechte treffen mußte. In diesem Sinne habe ich jede einzelne Scene, so wie das ganze Drama zu erläutern versucht.

Bremen, im Mai 1886.

Inhalt.

		Seite
1.	Erſter Akt	1
2.	Der erſte Akt als ein Ganzes	39
3.	Zweiter Akt	45
4.	Der zweite Akt als ein Ganzes	59
5.	Dritter Akt	60
6.	Der dritte Akt als ein Ganzes	83
7.	Vierter Akt	87
8.	Der vierte Akt als ein Ganzes	105
9.	Fünfter Akt	106
10.	Der fünfte Akt als ein Ganzes	144
11.	Das Drama als ein Ganzes	145
12.	Des Dichters Urteil über ſein Werk	149
13.	Vergleich der erſten und zweiten Bearbeitung des Dramas	159
14.	Die Schuld des Helden	168
15.	Die politiſchen Zuſtände Deutſchlands in Goethes Götz	180
16.	Das Privatleben in Goethes Götz	185
17.	Die Gegenſätze in Goethes Götz	189
18.	Fragen, welche auf die Zeit, in der das Drama entſtand, Bezug nehmen	190
19.	Themata zu mündlichen und ſchriftlichen Darſtellungen der Schüler	191

Der erste Akt.

Erste*) Scene. (Schwarzenberg in Franken. Herberge.)

Einleitung. Die erste Scene eines Dramas giebt nicht selten den Grundton des Ganzen an. Wir sehen hier einen Streit aus geringfügigem Anlaß entstehen, der bald in Thätlichkeiten übergeht. Ähnliches findet im Drama statt. Und wie in dieser Scene die eigentliche Ursache des Haders in der feindseligen Stimmung zu suchen ist, die schon vorher zwischen Bauern und Reitern herrschte und deren Grund tiefer zu liegen scheint, so hat auch der Kampf im Drama eine höhere Bedeutung.

I. Von diesem Kampfe giebt uns die erste Scene wenige, ganz allgemein gehaltene Andeutungen. Wir erfahren einiges

A. über die Sache, um die es sich handelt. 1) Äußere Veranlassung und bisheriger Verlauf. Die Händel stammen aus alter Zeit. Ein erster Anschlag auf den Feind war mißglückt. Darauf kam zwischen den Gegnern ein Vertrag zu stande. Dieser wurde von dem einen in listiger und gewaltthätiger Weise gebrochen. Um Rache zu nehmen, soll jetzt ein Freund und Helfer desselben weggefangen werden.

2) Ein neues Moment dieses Kampfes, das für die weitere Entwickelung desselben bedeutsam wird. Zwei als Kundschafter ausgeschickte Reiter erfahren, daß jener Freund des Gegners sich in der Nähe aufhalte, aber heute noch fort wolle. Sie beeilen sich, diese Nachricht ihrem Herrn zu überbringen. Ein Schluß auf den nächsten Verlauf des Kampfes liegt nahe. Somit enthält die Scene die ersten, leisen Anfänge einer Bewegung.

*) Für den Schulbedarf ist ein Numerieren der Scenen notwendig.

B. Die kämpfenden Parteien. 1) Äußere Stellung derselben. Auf der einen Seite ein Bischof, der aber weniger geistlicher, als weltlicher Gebieter zu sein scheint. Ein Ritter, ein „gewaltiger Herr", ist seine rechte Hand. Auch hält sich der erstere zu seinem Schutze eine Schar Reiter, die ihn selbst dann begleiten müssen, wenn er Erholungsreisen unternimmt. Auf der andern Seite ein einfacher Ritter, Götz von Berlichingen.

2) Wenige Charakterzüge derselben, die schon genügen, um die Teilnahme des Lesers nach einer bestimmten Richtung hinzuziehen. Der eine: unverträglich; List und Verstellung seine Waffen; eine feige Natur: „kriecht leicht zu Kreuz", wenn er sieht, daß er den kürzern zieht; wird bald wort- und vertragsbrüchig und vergreift sich an einem Knechte, da er dem Herrn nichts anzuhaben weiß. Der andre: „getreuherzig" nennt ihn der eine, einen „rechtschaffenen Herrn" der andere Bauer. Er ist edelmütig, giebt „immer" nach, wenn er im Vorteil ist, und scheint, nach dieser Seite hin, einem listigen Gegner nicht gewachsen zu sein. Indes auch er verschmäht es nicht, zur List seine Zuflucht zu nehmen; auch er sucht, sich selbst Recht zu verschaffen, und zwar auf gewaltthätige Weise. Schon aus diesen wenigen Zügen ist klar: jener Kampf hat nicht nur äußere Ursachen, sondern tiefer liegende Gründe. Zwischen solchen Charakteren herrscht Feindschaft nach dem Naturgesetz, und wenn ihre Interessen auf gemeinsamem Gebiet mit einander in Berührung kommen, wird der Schlechtere alles aufbieten, den Gegner völlig zu vernichten.

II. Die allgemeinen Zeitverhältnisse des Dramas.

A. Zustände der höhern Kreise des Landes. Es macht schon diese Scene den Eindruck, als ob diesem Lande eine feste Regierung und eine gesunde Organisation fehle. Es sind Bischöfe und Ritter, die einandern auflauern, die es nicht wagen können, ohne bewaffneten Schutz auch nur einen Besuch oder eine Erholungsreise zu machen. Wie notwendig ein solches „Geleit" ist, beweist schon die Scene selbst. Derartige „Händel" und Gewaltthätigkeiten werden

als etwas ganz Gewöhnliches hingenommen, und es wundert sich niemand darüber. Auch ist weder von dem Eingreifen eines Richters, noch von einem mächtigen Regenten die Rede, noch zeigt sich irgend wie auch nur eine Furcht vor Strafe, die doch in geordneten Verhältnissen für solche Vergehen hätte eintreten müssen. — Fürsten oder Ritter scheint es viel zu geben: in der kleinen Scene werden deren vier erwähnt. Die höhere Geistlichkeit spielt auch in der Politik eine Rolle. Jeder dieser Männer hält sich ein besonderes kleines Heer. Doch ist nur von Reitern die Rede.

B. Die niederen Kreise. 1) Die Reiter stehen durch Wort und That für ihre Herren ein. Doch ein höheres Interesse scheinen sie nicht zu kennen: „wenn man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich".

2) Die Bauern. a. Moralischer Zustand. Heruntergekommenes Volk: nicht bei der Arbeit trifft man sie, sondern in der Schenke beim Branntwein, und ihr Durst ist nicht gering. Zu Zank und Raufereien sind sie schnell geneigt, sie sind die eigentlichen Urheber der Schlägerei; auch reizen sie andre dazu. Rachsucht zeichnet sie aus; nicht ohne Tapferkeit. (Nur mit Knütteln — „Bengel" — bewehrt gegen bewaffnete Reiter: „ich fürchte ihre Bratspieße nicht".) Doch haben sie ein richtiges Gefühl für Recht und Unrecht.

b. Verhältnis zu den höheren Ständen. α. Freundliches. Einem Manne wie Götz wünschen sie alles Gute, sind seines Lobes voll und ärgern sich mit ihm, wenn ihm ein „Streich" mißglückt ist. — β. Feindliches. aa. Von den Geistlichen scheinen sie überhaupt nicht viel zu halten: das eine Wort „ja, vertrag' du mit den Pfaffen" zeigt ihre Gesinnung. Dies ist auch der eigentliche Grund, warum sie die Reiter des Bischofs ärgern und „draußen bläuen wollen". — bb. Gegen die Fürsten und solche Ritter, die es mit diesen halten, sind sie erbittert; an ihnen sich zu rächen, ist ihr glühendes Verlangen. Dieses Rachegefühl und der Druck, unter dem sie seufzen, offenbart sich in dem letzten Wort der Scene: „Dürsten wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren

ziehen!“ Daraus entnehmen wir, daß auch hier wohlbegründete Ursachen zu einem Kampfe vorhanden sind, und zwar scheint der Feind ein und derselbe zu sein, gegen welchen Götz den Kampf bereits durch die That begonnen hat.

Schluß. 1) (Form.) Eine von der unsrigen weit verschiedene Zeit ist es, in die uns der Inhalt schon dieser ersten Scene versetzt. Das fühlt auch der Laie, dem die geschichtliche Kenntnis fehlt und der von den Zuständen des Mittelalters in Deutschland noch nichts gehört hat. Dazu denke man sich eine etwas eigentümliche Einrichtung des Zimmers, in dem der Auftritt spielt; ferner werden die Kleidung des Wirtes und der Bauern, noch mehr aber die Tracht und die Waffen der vier Reiter uns fremde Verhältnisse anzeigen. Ebenso die Sprache*) dieser Scene. Ungewöhnliche Apostrophe („auf'm“, richt't“ u. s. w.), altertümliche oder dialektische Formen wie „nit“, „meß“, „verkundschaft't“ u. a., syntaktische Eigenheiten („wollen ihr Ruh' haben?“ „vertrag' du mit den Pfaffen“ u. a.), kräftige und derbe Ausdrücke des gewöhnlichen Volkes („tausend Schwerenot“, „lausen“, „ein gefunden Fressen“ u. a.): alles dies ist zwar auch charakteristisch für die niederen Volksklassen, die uns hier vorgeführt werden, es dient aber auch dazu, uns in eine ganz andere Zeit zu versetzen.

2) (Resultat.) Demnach werden wir in dieser Scene mit gewissen Bedingungen der Zeit und des Ortes, der Personen und ihrer Beziehungen zu einander bekannt gemacht, ohne welche die Handlung des Dramas unverständlich wäre. Es wird aber zugleich das Ereignis angekündigt, mit welchem diese Handlung beginnt.

Zweite Scene. (Herberge im Wald.)

Mittelpunkt ist die Unterredung Götzens mit Bruder Martin. Es geht eine kleine Scene voraus, und es folgt eine solche, beide bestehend aus einem Monologe und einem kurzen Zwiegespräch.

*) Dieser Punkt läßt sich in der Schule nicht erschöpfen. Auf die eigentümliche Farbe, welche das Drama durch seine Sprache erhält, muß bei Gelegenheit hingedeutet, ebenso gezeigt werden,

I. Einleitung und Schluß der Scene.

Götz' Name wird anfangs nicht genannt; erst gegen Schluß der ganzen Scene, da ihn Bruder Martin erkennt. Aus welchen Merkmalen wird trotzdem bald offenbar, wer der Sprechende ist? Doch tritt seine Person noch in den Hintergrund. Nur nebenbei erfahren wir, daß er an Strapazen gewöhnt ist, fünf Tage und Nächte auf der Lauer gelegen hat. Auch liebt er einen starken Trunk Weines, verträgt ihn und „so lang's daran nicht mangelt und an frischem Mut", verlacht er alle Gefahren.

A. Aber der eigentliche Held dieses Teiles, so wie des Schlusses*), ist Götzens „Bube" Georg.

1) Verhältnis zu seinem Herrn. Georg muß für denselben nicht unwichtig sein: in der dem kleinen Monologe folgenden Unterredung handelt es sich fast nur um seine Persönlichkeit. Ein Mann wie Götz fragt ihn genau nach kleinen Dingen, die nur ein kindliches Interesse zu erregen pflegen. Er neckt ihn bald, bald lobt er ihn und ist zu ihm immer freundlich und zutraulich, hört gern seinen Bitten und Erzählungen zu, ist besorgt um ihn und zeigt sich ihm gegenüber nicht als „gestrenger Herr", sondern als liebevoller Vater.

2) Eigenschaften. a. Kampfeslust. Georg ist fast noch ein Kind; als ein solches behandelt ihn auch am Schluß Bruder Martin. Er ist unbewaffnet; aber wie sehr er sich nach Waffen sehnt, zeigt sein kindlich Spiel, mit dem es ihm aber völlig ernst zu sein scheint. Einen fremden Küraß umzulegen, der ihm zu groß ist und den er erst heimlich wegnehmen muß; ein altes Schwert zu holen und draußen auf der Wiese es zu ziehen und um sich zu schlagen, das ist seine größte Lust. Aber er will auch mit dabei sein, wenn es ernstlich los geht, und er bittet trotz des abschlägigen Bescheides zum zweiten, ja zum dritten und vierten mal darum, und er muß es schon wer weiß wie oft gethan haben: er bittet wie ein kleines Kind, das mitgenommen

wie im besonderen die verschiedenen Personen gewisse sprachliche Eigentümlichkeiten an sich haben, wie z. B. der kleine Karl in der dritten Scene, Franz, Weislingen u. a.

*) Daher beides sich leicht verbinden läßt.

werden will „o dies mal! diesmal", und wär's auch nur, um hinten drein zu laufen, oder um auf der Seite zu lauern und die verschossenen Bolzen wieder zu holen. Auf Kampf steht sein ganzer Sinn gerichtet, und wenn er nicht selbst daran teilnehmen kann, läßt er sich wenigstens beim Striegeln der Pferde von den Knechten darüber erzählen, und was seinen Herrn angeht, das interessiert ihn ganz besonders. Und so kann er ihm auch schon klar machen, wie nützlich er auch ohne Waffen für ihn im Kampfe sein würde, und da vergißt er bei seiner ganzen Erzählung und seinem naiven „Gelt, ich weiß" vollständig, daß es der „gestrenge Herr" ist, zu dem er spricht. — b. (Thätigkeitsdrang.) Aber er zeigt auch jetzt schon, daß er wohl zu gebrauchen ist. Der Knecht schläft fest, und selbst Götz „muß auf und abgehen, sonst übermannt ihn der Schlaf". Aber der Kleinste und Jüngste ist munter und frisch und tummelt sich draußen herum. So wird er abgehärtet und an Entbehrung gewöhnt. Kennt er doch auch Betten „nur vom Hörensagen": Stroh ist sein Lager. Die Arbeit, die der Schlafende verrichten sollte, hat Georg vollbracht: die Pferde sind ausgefüttert und wieder aufgezäumt und stehen zum sofortigen Gebrauch bereit. Für Pferde hat er überhaupt eine besondere Vorliebe, und im Stalle scheint es ihm so recht wohlzugefallen. Wie kindlich freut er sich über den schönen gemalten Schimmel und wünscht sich auch so einen. Denn ein Reiter will er werden, wie sein tapferer Patron, der heilige Georg, und groß und stark, „dann sollen ihm die Drachen nur kommen!" Und wie er das alles bald Götz, bald dem Bruder Martin mitteilt, weiß er sie durch sein naives Geplauder, sein heiteres, offenes, kindliches Wesen völlig für sich einzunehmen. Ebenso die Knechte, denen er beim Striegeln der Pferde allerlei Weisen vorpfeift und „sie allerlei lustige Lieder lernt". Steht er demnach auch, fast noch ein Kind, außerhalb des Kampfes, so wird er doch, zum Jüngling eher herangereift als andere, bald thätigen Anteil daran nehmen. Stellt ihn doch Götz selbst als einen Mann „der künftigen Zeiten" hin.

B. Aber dieser Teil giebt uns auch weiteren Aufschluß über jenen Kampf, von dem die erste Scene handelte.

1) (Wichtigkeit desselben.) (a) Es ist nicht bloß eine kleine Fehde zwischen zwei einzelnen Herren, wie sie im Mittelalter so häufig waren, sondern mehrere „Fürsten" eines ganzen Reiches scheinen die Gegner Götzens zu sein. Und sie suchen nach immer mehr Verbündeten: Weislingen ist eben zu dem Zwecke herumgeschickt worden. Das muß wohl ein hervorragender Mann sein, dem sie „das bischen Leben und Freiheit so sauer machen." (b) Noch bedeutender erscheint uns dieser Kampf aber, wenn Götz zu Georg von den „künftigen Zeiten" spricht, die auch „Männer brauchen" werden, und dann mit besonderem Nachdruck hinzufügt: „Ich sage dir, Knabe, es wird eine teure Zeit werden: Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen." Erfahren wir auch von dem eigentlichen Preise und Zwecke des Kampfes noch nichts Genaues, so scheinen doch diese Worte darauf hinzudeuten, daß eben jetzt in den Zuständen einer ganzen Zeit und eines ganzen Volkes große Umwälzungen vor sich gehen wollen.

2) Und so wird auch diese Zeit durch wenige Striche weiter geschildert und das Bild der ersten Scene vervollständigt. Schon die äußere Erscheinung des geharnischten Götz versetzt uns völlig in das Mittelalter. Der Küraß und das Schwert ist die Hauptwaffe, außerdem die Armbrust, die selbst Götz im Kampfe gebraucht und die er, als die Bolzen verschossen sind, dem Feind an den Kopf wirft. Später, als er sich wappnet, nimmt er Helm und Lanze. Das Pulver wurde wohl also noch wenig oder gar nicht gebraucht. Ferner scheint der Kampf zu Pferde die Hauptsache zu sein, wie ja auch in der ersten Scene nur Reiter, nicht Fußtruppen auftreten. Aber es ist auch schon die Zeit, wo adlige Herren es nicht für entehrend hielten, „Kaufleute zu fangen und Fuhren wegzunehmen" d. h. die Zeit der Raubritter, des sinkenden Mittelalters.

II. Die Scene mit Bruder Martin.

A. Inhalt. Um die Bedeutung dieses Zwiegesprächs für das Drama zu erkennen, muß die Persönlichkeit des Bruders Martin genau betrachtet werden. Denn Götz tritt auch hier in den Hintergrund.

1) Wie beurteilt Br. M. seinen eigenen Stand? a. Schon das äußere Leben desselben dünkt ihm durchaus unnatürlich. Da soll er sich selbst des Namens, den ihm die Eltern gaben, entwöhnen. Indes er mag seinen Klosternamen nicht leiden. Vor allem ist ihm die Unthätigkeit, um nicht zu sagen, Faulheit der Mönche verhaßt. Er kann die müßigen Leute überhaupt nicht ausstehen; er kann selbst nicht ruhen. Daher wird er von seinem Abt, der ihn liebt, weit herumgeschickt, wo nur etwas zu betreiben ist, und er wandert zu Fuß von einem Ort zum andern, und zwar bis zum späten Abend: „der Mann der heiligen Ruhe" beschämt, wie Götz sagt, viele Ritter. Es ist ihm ein elendes Leben, das infolge dieser Unthätigkeit nicht mal einen kräftigen Trunk Weines gestatten will. Es bauert ihn, daß sein Stand seinen Körper nicht kräftig macht, daß seine Hand so schwach ist und „nur gewohnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen." Ein „Käfig" ist es, der ihn aufnimmt, wenn er zurückkehrt.

b. Aber die größte Last, die ihm sein Stand aufbürdet, ist doch das innere Leben, das er führen soll. Wohl besitzt er wahres und tiefes religiöses Gefühl. Von keinem im Drama wird der Name Gottes mehr genannt als von ihm, von keinem, außer von Götz, des Schöpfers in so inniger, frommer Weise gedacht. Was er eben an diesem so bewundernd preist, das besitzt er selbst am allermeisten, „das edelste, einfältigste Vertrauen auf Gott". Aber da seine Religiösität eine innere ist, erscheinen ihm die äußeren Pflichten, die ihm sein Stand auferlegt, als etwas, was gegen Gottes Ordnung verstößt. Gegen die Unnatur dieser Pflichten empört sich sein Herz, und Gott selbst, meint er, konnte so Unnatürliches von uns nicht verlangen. „Nicht Mensch sein zu dürfen", ist ihm das Allerbeschwerlichste. Die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, er nennt sie „unerträglich, der Natur das Unausstehlichste." Werden doch in diesem Stande, „die besten Triebe, die in uns gepflanzt sind, verdammt." Wie sehnt er sich danach, „Mensch sein zu können," und „wieder in den Orden zu treten, den sein Schöpfer selbst

gestiftet hat." Aber trotzdem hält er alle Gelübde in gewissenhafter Weise. Denn noch schlimmer als die Last seines Standes wäre es für ihn, „unter der weit drückendern Bürde des Gewissens mutlos zu keuchen". Und so ängstlich ist er darin, daß er selbst dem Genusse, den sein Gelübde erlaubt und den er selbst liebt, dem Weine entsagen möchte, aus Furcht, daß derselbe Begierden in ihm rege machen könnte, die schließlich seinem Gelübde widerstreiten würden.

2) Wie beurteilt er die übrige Welt? a. (Im allgemeinen.) Nach einem thätigen, natürlichen Leben verlangt er; Gärtner oder Laborant möchte er ganz gern sein. Wie freut ihn noch jetzt jener Garten, in dem er gestern herumgeführt wurde! Der Salat, der Kohl, besonders der Blumenkohl, und die Artischocken, wie keine in Europa! Und die Genüsse des Lebens verachtet er nicht, weder Essen noch Trinken: beides ist ihm „des Menschen Leben". Den Wein preist er gewissermaßen als den Erzeuger aller Tugenden, wenn er sagt: „der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden". Er weiß die anregende Wirkung desselben beredt und schön zu schildern, und obwohl er selbst als Mönch vor diesen Wirkungen etwas bange sein muß, läßt er sich doch bald zum Trinken nötigen, und leert dann auch ein zweites Glas, ja schenkt sich sogar unaufgefordert ein drittes ein; freilich eines besonderen Zweckes wegen. b. (Im besondern: α. Preis der Frauen.) Er trinkt es auf die Gesundheit der Frau des ihm unbekannten Ritters und weiß dabei das Weib noch herrlicher zu preisen als vorher den Wein, und beides, seinem Stande angemessen, mit Worten der Bibel. „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebet er noch eins so lange". Freilich, der Ausspruch: „Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung" nimmt sich im Munde eines Mönches etwas seltsam aus. Doch wie warm er dabei fühlt, wie tief er ergriffen wird, zeigen die Thränen, die er sich aus den Augen wischen muß, beweist der Eindruck, welchen er auf Götz macht, daß diesem das Wort entschlüpft: „Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz".

β. (Das Rittertum. aa. Im allgemeinen.) Am

liebsten verlangte er nach der Thätigkeit eines Ritters. Der bloße Harnisch fesselt seinen Blick, und er gesteht es, daß er „in ihm verliebt sei". Ja, wenn seine Schultern und Arme nur nicht zu schwach wären, kein Gelübde der Welt sollte ihn davon abhalten, den Panzer anzulegen, das Roß zu besteigen und ein Kämpfer in heißer Feldschlacht zu werden. Wie muß er sich wohl schon mit ähnlichen Gedanken beschäftigt haben, wenn er sich mit feurig erregter Phantasie ausmalt, was er nie gesehen oder durchgemacht hat, wie ein Ritter nach solchem Kampfe heimkehrt mit dem Bewußtsein seiner Tapferkeit und Stärke, sich entwaffnet und sich nach dem Schlafe sehnt, den er sich wohl verdient hat und der dann besser schmeckt, als ihm selbst der Trunk nach langem Durst, „wie ein Vorgeschmack des Himmels". Oder wie der Ritter mit Beute beladen heimzieht und sich noch mal alle Einzelheiten des Kampfes ins Gedächtnis zurückruft: „den stach ich vom Pferd" u. s. w., und wie er dann hinaufreitet auf sein Schloß und von seinem Weibe empfangen wird.

(bb. Im besonderen: Götz.) Aber er nimmt auch innigen Anteil an den weltlichen Interessen seines Vaterlandes. Er weiß etwas davon, daß eine Bewegung die hohen, wie die niederen Kreise ergriffen, und daß ein Mann für dieselbe ganz besondere Bedeutung hat. Und ohne daß er es ahnt, daß dies derselbe Mann ist, der vor ihm steht, hat er den letzteren schon lieb gewonnen. Als er nun aber beim Abschied an der eisernen Hand des Helden erkennt, wen er vor sich hat — der Höhepunkt der Scene —, wie erreicht da seine Begeisterung den höchsten Grad; wie dankt er Gott, daß er ihn diesen Mann habe sehen lassen, „den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden"; mit welcher Andacht ergreift und betrachtet er die Hand, um sie trotz Götzens Sträuben zu küssen und sich über sie in einen Hymnus zu ergehen, der im Munde eines Mönches noch eine besondere Bedeutung hat, wenn er sie für höher hält, als „Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist"! Und es thut ihm so wohl, zu erzählen, was man ihm früher berichtet hatte, von der Verstümmelung Götzens und von der Entstehung dieser

eisernen Hand, vor allem aber von jenem „edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott", das Götz dabei bewiesen, und von dem schönen Worte, das dieser damals ausgesprochen: er „wird das nie vergessen!" Nachdem ihn dann Götz verlassen, wie schildert er mit ergriffenem Herzen den gewaltigen Eindruck, den dieser auf sein leicht erregbares Gemüt gemacht hatte! „Enge ums Herz" ist es ihm geworden, als er ihn nur gesehen. „Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen." Wie mußte er noch mehr von diesem Manne enthusiasmiert werden, da derselbe ihn jetzt so liebevoll, wie einen treuen Freund, behandelt, ihm Trost und Mut eingesprochen und dem letzten Worte des Abschieds Kuß und Umarmung hinzugefügt hatte!

B. Bedeutung dieser Scene. Es scheint auf den ersten Anblick, als ob diese Unterredung nur eine Episode sei, die mit der Handlung fast in keinem Zusammenhange steht. Aber 1) einige Beziehung zu derselben ist doch zunächst vorhanden. Denn abgesehen davon, daß wichtige Charakterzüge*) Götzens in diesem Gespräch zu tage treten; daß wir von einem hervorragenden Ereignis seines früheren Lebens hören; daß uns die Persönlichkeit desselben immer bedeutender erscheinen muß, wenn selbst ein niedriger Mönch in solchen Ausdrücken von ihm spricht, ihn einen großen Mann, ihn den Schutz der Bedrängten und den Feind der Fürsten nennt, so macht auch die Handlung selbst in dieser Scene einen Fortschritt: es wird der zweite Teil der folgenden Scene — die ausgeführte Gefangennahme Weislingens — dadurch motiviert, so wie der Zusammenhang mit der ersten offenbar ist. Die Nachricht von dem Aufenthalt seines Gegners bewegt Götz sofort, in jene Gegend aufzubrechen, und so kann ein baldiges Gelingen seines Planes erwartet werden.

2) Aber das Wichtigste bleibt doch Bruder Martin selbst. a. Seine Ähnlichkeit mit einem andern Manne dieses Namens wird sofort auffallen. α) Sachlich. aa. Äußere Züge seines Lebens: sein Taufname, sein Kloster-

*) Welche, kann man den Schüler fragen.

name Auguſtin; das Kloſter Erfurt in Sachſen. bb. Gewiſſe Eigenſchaften desſelben: ſein Abſcheu gegen den eignen Stand und deſſen drei Gelübde, ſeine Liebe zur Thätigkeit und zu den erlaubten Freuden des Lebens*), der Preis des Weines wie der Frau, die Begeiſterung für Rittertum und Kampf und für alles Große im Menſchenleben, die leidenſchaftliche Erregung, die feurige Phantaſie, aber ebenſo das einfältige Gottvertrauen: alle dieſe Züge hat er mit dem großen Reformator gemeinſam. β) Sprachlich. Ferner erinnert die Art und Weiſe ſich auszudrücken an dieſen: das reine Hochdeutſch, das er ſpricht, wenn auch mit einigen Eigentümlichkeiten, dann die Sprache der lutherſchen Bibelüberſetzung im allgemeinen**), wie in einzelnen, zum Teil wörtlichen Stellen, und vor allem die natürliche Beredſamkeit, die ihm eigen iſt, die mit ihren treffenden, anmutenden Worten ebenſo die Herzen der Gebildeten, wie die des Volkes ergreifen und rühren muß. Und nun ſtimmt auch die Zeit überein. Wir müſſen annehmen, daß jene Unterredung im Anfang des 16. Jahrhunderts ſtatt fand: 1505 trat Luther, 22 Jahre alt, in den Auguſtinerorden ein. Etwa in der Weiſe, wie er es hier thut, konnte er ſich in dem Alter wohl äußern über alle die Fragen und Verhältniſſe, die ſpäter durch ihn ſo eingreifend umgeſtaltet werden ſollten. Einen Weg zu beſſeren Zuſtänden konnte er damals noch nicht ſehen, geſchweige denn den Mut haben, ſelbſt als Verbeſſerer auftreten zu wollen. Demnach ſcheint es zweifellos zu ſein, daß Goethe nicht etwa Luther ſelbſt in das Drama einführen, — das wiſſen wir wenigſtens nicht — wohl aber, daß er an ihn erinnern wollte.

b. Weshalb? Denn offenbar hat der Dichter mit dieſem Umſtande, wie mit der ganzen Scene eine beſtimmte

*) „Eigentümlich nimmt ſich der Zuſatz bei Luther aus, wenn er hin und wieder die Werke des Fleiſches als Gottes Gebote und Enthaltſamkeit beinahe als Auflehnung gegen Gottes Wort und Ordnung darſtellt" (Paulſen, Geſch. des gelehrt. Unterr. S. 129).

**) Dahin gehören z. B. auch die vielen „und" („und wie ſehr es euch ſchmerzte, und wie euch einfiel".) Welche Stellen der Bibel angeführt ſind, ſ. Düntzer, Erläuterungen S. 68.

Absicht verbunden, und dieselbe muß ihm wichtig genug erschienen sein, daß er bei der Umarbeitung seines Dramas, bei welcher der Verstand entschieden am meisten thätig gewesen ist, diese Scene nicht ausstrich, wie er es mit so vielen andern that. Wir finden nun, daß Bruder Martin mit Götz, ja zum Teil sogar mit Georg und mit den Bauern einen Zug gemeinsam hat, daß auch er am Beginn eines Kampfes steht, und zwar eines Kampfes gegen die nämlichen Feinde und für dieselben Güter, gegen und für welche jene Männer, früher oder später, auftreten. Voll Widerwillen und Abscheu gegen Unnatur und gegen den Zwang der Verhältnisse verlangt Bruder Martin nach einem freien, thätigen Leben, in dem er den besten Trieben der Natur folgen und vor allem Mensch sein kann. Was Götz in seiner Stellung und nach seinen Kräften versucht, das möchte er für seinen Stand durchgeführt sehen. Beide sind mit ihrer Zeit nicht zufrieden, nicht mit der Mehrzahl der Männer ihres Standes, nicht mit den Höhergestellten: zu den Niedrigen fühlen sie sich hingezogen. Auch Bruder Martin kämpft schon jetzt, zunächst gegen die äußern Fesseln seines Ordens, dann den schwereren Kampf mit sich selbst. Und wenn er auch noch schwankend ist und sich noch zu schwach fühlt, um durch die That einzugreifen, so ist er nichts desto weniger dem Geiste nach ein Gesinnungsgenosse und ein Verbündeter des Ritters mit der eisernen Hand, wie er denn auch vollkommen die politische Größe dieses Mannes begreift und für ihn und seine Interessen eifrig Partei nimmt. Er preist ihn, daß er von den Fürsten gehaßt wird, daß die Bedrängten sich zu ihm wenden. Sonach mag uns also vielleicht schon jetzt der Gedanke kommen, der uns später deutlicher werden wird, daß jener Kampf, durch den eine neue, und zwar eine „teure" Zeit anzubrechen droht, auch auf das Gebiet des geistigen Lebens hinüberspielt. Weshalb nun aber der Dichter der großen geschichtlichen That des Reformators im Drama auch nicht mit einer Silbe gedacht; weshalb es ihm genügend erschien, nur in dieser Weise die Unzufriedenheit und den Unwillen in den niedrigen Kreisen des geistlichen Standes durch diese

Scene vorzuführen, das muß einer späteren Besprechung vorbehalten bleiben. —

(Schluß der ganzen Scene.) Hier soll nur noch gewisser Eigentümlichkeiten der Sprache in diesem Auftritt gedacht werden. (1. Stil.) Sie hat viel mit der der vorigen Scene gemeinsam, vor allem die natürliche Einfachheit, die überall das Ding beim rechten Namen nennt und auch ein kräftig Wort nicht scheut, sich jedes Schmuckes, jedes Vergleiches enthält, in kurzen Sätzen, Ausrufen und Fragen redet. Und diese Sprache werden wir nun in all den Scenen wiederfinden, wo das Leben des Mittelalters geschildert wird. Doch hat die Art, wie Bruder Martin sich ausdrückt, wieder ihr Besonderes an sich.

2) Rhythmus der Rede. Vollständige Verse, bald längere, bald kürzere, wechseln ab mit einfacher Prosa, die aber so rhythmisch gehalten ist, daß sie sich durch geringe Änderung ebenfalls leicht in Verse verwandeln ließe. Man beachte folgende Stellen, die sich alle vor der Hauptscene mit Bruder Martin finden (zweimal hab' ich eine Silbe geändert):

„Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab ...
Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen,
Will ich mir's wohl sein lassen. . . Wieder leer! Georg!
So lang's daran nicht mangelt und an frischem Mut
Lach' ich der Fürsten Herrschsucht."...
„Er ist bequemer als sein Herr."
„Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg und legt'
Ihn an und holte meines Vaters altes Schwert"...
„Und hiebst um dich herum! Da wird's den Hecken
Und Dornen gut gegangen sein. Schläft Hans?"
„Auf euer Rufen sprang er auf und schrie"...
„Geh, bring ihm seinen Panzer wieder". —
„Ihr könnt aufsitzen, wenn ihr wollt".
„Ihr warft dem Feind sie an den Kopf, nnd einer von
Den Knechten hob sie auf; weg war sie! Gelt ich weiß"?...
„Und Fürsten werden ihre Schätze bieten
Um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg,
Gieb Hansen seinen Küraß wieder..
Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich."

Dieselbe Eigentümlichkeit wird man in fast allen folgenden Scenen auf allen Seiten wahrnehmen*). Sie ist sicherlich vom Dichter nicht beabsichtigt. Dieser wollte sein

*) Daran erinnert wird später nicht mehr werden.

Drama in Prosa schreiben, vielleicht deswegen, weil ihm diese Art zu reden als die natürlichste erschien, wie ja auch sonst die Sprache einfach und natürlich gehalten ist. Aber unwillkürlich ist er in den rhythmischen Fluß hineingekommen und, ganz abgesehen von seiner Individualität, eben auch hierin der Natur treu geblieben. Denn wie das hoch erregte Gefühl der Lust und Freude auch bei dem gewöhnlichen Menschen sich in Gesang oder Tanz Luft macht, ebenso ist es reine Natur, wenn bei erhöhter Lebensstimmung — und fast alle Personen eines Dramas befinden sich mehr oder weniger in einer solchen — auch die bloßen Worte rhythmische Gestaltung annehmen*).

Dritte Scene. (Jaxthausen. Götzens Burg.)

Zwei Teile derselben; der zweite beginnt mit Götzens Auftreten.

Teil I. Haus und Familie des Helden. A. Inhalt dieses Teiles**). 1) Gemeinsames. a. Äußeres. Die Burg und das Zimmer mit seiner Ausstattung, wie wir das auf der Bühne sehen oder uns in der Phantasie vorstellen müssen. Die Einrichtungen des Mittelalters: einfach; hölzernes oder eisernes Hausgerät; mit Blei eingefaßte Fensterscheiben (III. 19!) u. s. w. Einfach und bürgerlich ist auch die Kost; nur daß es an Wein nicht fehlen darf. Sonst zu Mittag „weiße Bohnen und ein Lammsbraten". Ein gebratener Apfel ist für den Kleinen ein Leckerbissen und streift in Götz' Augen schon an Verweichlichung („kannst du sie nicht roh essen?") Wenn er ihm etwas mitbringen will, so ist's höchstens ein „Weck", und auch das nicht mal immer. Dem entsprechend werden wir uns auch die Kleidung der Frauen und des Kindes vorstellen müssen: ohne Putz und Schmuck. b. Inneres d. i. Eigenschaften. α. (Moral. aa.) Die Wirtschaftlichkeit,

*) Unbewußt verfuhr also Goethe in diesem Stücke — wie im Egmont — nach dem Grundsatze, den er später in Übereinstimmung mit Schiller für alle Dramen aufstellte: „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden; das ist meine Überzeugung".

**) Doch sind die wenigen Züge, wie der heimgekehrte Götz die Seinigen begrüßt, mit hinzugenommen.

wie sie sich schon in der Einfachheit des Äußeren darstellt, zeigt sich auch in der Thätigkeit der Frauen. Hier fehlt zwar eine genauere Angabe des Dichters, aber wir werden sie uns doch wohl irgendwie nützlich beschäftigt denken müssen: „du kannst mehr als Hanf spinnen" sagt später mal Götz zu seiner Schwester. Die Frauen *selbst* besorgen das Hauswesen; Dienerinnen, die zwar vorhanden sein werden, verrichten nur die niedrigsten, unwichtigsten Arbeiten. Die Hausfrau eilt selbst in die Küche, um das Essen zurecht zu machen, und zwar noch ehe sie ihren Gemahl begrüßt hat. Denn die Sorge für sein leibliches Wohl, wie für das der Knechte, hält ihr eignes Gefühl und Verlangen zurück. Und Götz erwartet das auch nicht anders; er weiß, wohin er gehen muß, um seine Frau zu begrüßen. Marie nimmt selbst die Kellerschlüssel, um den Wein zu holen. „Vom besten" soll sie bringen, und zwar nicht bloß für Götz, sondern auch für die übrigen: „sie haben ihn verdient".

bb. Die Art und Weise, wie sie allesamt mit einander verkehren, zeigt *treue Liebe* und Wahrhaftigkeit. Sie *sprechen* freilich von solchen Tugenden nicht, weil man über Selbstverständliches nicht zu reden pflegt. Aber wie sie an einander hängen, wie sie das Schlechte hassen und das Beste wollen, das zeigt sich selbst dann, wenn sie verschiedener Ansicht sind.

β. Diese Verschiedenheit ist aber nur *intellektueller* Art und tritt nach zwei Seiten hin zu tage. aa. In ihrer *Erziehungsmethode*. Marie lehrt den Kleinen fromm sein und wohlthun, und um in dieser Weise auf ihn zu wirken, erzählt sie ihm das Märchen vom frommen Kind. Elisabeth behagt dergleichen nicht. Nicht als ob sie nicht auch ihr Kind an diese beiden Tugenden gewöhnt wissen möchte; aber nicht in *der* Weise, wie jenes Märchen es lehrt, nicht so, daß solche Tugenden durch Weichheit und Müßiggang zu gewinnen seien. Daher zeigt *sie* dem Kleinen, wie sein eigner Vater wohlzuthun versteht; wie das Treiben der Welt nicht so beschaffen ist, daß man nur immer schenken könne; wie man vielmehr gegen Falschheit und Ungerechtigkeit ankämpfen und nötigenfalls auch mit

Gewalt dem Unschuldigen zu seinem Rechte verhelfen müsse. Zu solchem Leben, zu solcher Thätigkeit möchte sie ihn anspornen mit ihrer Frage: „Wärst du nicht auch ausgeritten?“ Aber Mariens Lehren haben schon Erfolg gehabt, und sie bestärkt das Kind darin, daß er ein „frommer, christlicher Ritter“ werden soll, der ja auf seinen eignen Gütern zum Wohlthun Gelegenheit genug habe*).

b) Ebenso verschieden sind *ihre Ansichten vom Rittertum*. „Die rechtschaffensten Ritter“, sagt Marie — und sie meint ihren eignen Bruder damit — „begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen“; worauf Elisabeth, fast in schroffer Weise, erwidert: „Schwester, du weißt nicht, was du red'st.“ Die *eine* würde sich ängstigen, die Gattin eines Mannes zu sein, der fünf Tage und Nächte lang schon weg ist, um einen Streich auszuführen: die *andre* dankt Gott, daß er sie „härter zusammengesetzt hat“; die *eine* sucht Weislingens Treulosigkeit zu entschuldigen, und sie glaubt, billiger darüber urteilen zu können als ihr erbitterter Bruder: die *andre* verdammt mit Entschiedenheit den treulosen Mann, der seinem besten Freunde Nachstellungen bereitet. Ja Marie — das erste Vorzeichen ihrer später sichtbar werdenden Neigung — ist für diesen Treulosen von vorn herein eingenommen; sie denkt nur an das Gute, was ihr Bruder von ihm erzählt hat. Als sie nun jetzt von seiner Gefangenschaft hört, fühlt sie Mitleid mit ihm: „Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun“, eine Äußerung, die Elisabeth mit einem bedeutungsvollen „Ah!“ beantwortet, wohl wissend, daß Mitleid der Anfang von Neigung und Liebe ist.

*) Dieser Gegensatz in der Erziehung Karls tritt in der ersten Bearbeitung des Dramas noch mehr zu tage. Da sagt Elisabeth zu Marie: „Ihr verderbt's mit euern Märchen ... und ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen“ u. s. w. Bedeutsamer ist eine andere Änderung. Anfänglich ließ der Dichter Elisabeth in Abwesenheit Karls auf Mariens Frage: „Was hättst du ihm dann erzählt?“ zur Antwort geben: „Ich hätte ihm von seinem Vater erzählt“, und nun kommt jene Geschichte von Götz. In der Umarbeitung ist Elisabeth einsichtiger und praktischer geworden: sie *sagt* nicht mehr, was sie zum Nutzen ihres Kindes erzählt haben *würde*, sie erzählt es ihm wirklich und hofft so, auf ihn einzuwirken.

59

2) (Karl insbesondere.) Seine Natur offenbart sich schon durch die Art und Weise, wie die Erzählungen seiner Tante und seiner Mutter auf ihn wirken. Die Geschichte vom frommen Kinde war so hübsch, daß er sie noch mal hören und dann gleich bei der Ankunft seines Vaters wieder erzählen will. Diesen auf seinen Zügen zu begleiten, dazu hat er durchaus keine Lust. Ja er fürcht't sich sogar vor dem dichten Walde mit den Zigeunern und Hexen, von denen ihm die Tante wohl früher schon erzählt haben wird. Vom Ritterwesen mag er überhaupt nichts wissen. Er geht nicht mit dem Reiter in den Stall, um, wie Georg, seine Freude an den Pferden zu haben, sondern er bleibt lieber in weiblicher Umgebung und begleitet Marie in den Weinkeller. Für die Welt draußen zeigt er wenig Interesse, desto mehr für die Angelegenheiten der Küche, und daß das Essen bald fertig ist, erfreut ihn besonders. Er bildet sich was darauf ein, daß er „recht geschickt" sei, beweist es aber nicht im geringsten. Er prahlt, daß er inzwischen „viel gelernt" habe; aber zu den geographischen Kenntnissen, die er mundfertig wie ein Schulknabe herzusagen weiß, fehlt ihm jedwede Anschauung, so daß er vor Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht kennt.

B. Bedeutung dieses Teiles. Da auch die Familie Götzens im Drama eine Rolle spielen sollte, führt sie der Dichter gleich in den ersten Scenen vor. Weshalb dieselbe nun gerade in dieser Weise charakterisiert ist, wird später, bei der Betrachtung dieses Aktes als eines Ganzen, dargelegt werden. Hier nur zweierlei.

1) Welche Absicht der Dichter mit der Einführung des kleinen Karl verbunden hat, geht aus den Worten der Scene selbst hervor. Die Nachkommenschaft der Ritter des Mittelalters scheint eine andere werden zu wollen. „Der wird nicht sein Vater", sagt der Reiter beim Weggehen. Und eine neue Erziehungsmethode möchte die Anlagen der Natur noch mehr nach jener Seite hin entwickeln. Ein Götz wurde ganz anders erzogen: der „kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh' er wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß". Und in einer Scene der ersten Bearbeitung sagt er noch deutlicher: „Wie ich so klein

war, hundert solche Tanten hätten mich nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu residieren". Die neue Generation wird vom realen Leben nicht mehr Notiz nehmen und sich dafür mit unverstandener „Gelehrsamkeit" vollpfropfen oder sich Märchen wie das vom frommen Kinde vorerzählen lassen.*) Wenn nun Götz in der vorigen Scene den Ausspruch gethan hat: „Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer", so muß die Hoffnung, die er von seinem eignen Sohn in dieser Beziehung haben kann, eine recht geringe sein. Und er ist sich darüber nicht in Zweifel; „wo viel Licht ist, ist starker Schatten", sagt er selbst.

2) Einen Fortschritt der Handlung zeigt der letzte Teil dieses Abschnittes durch die Ankündigung des Reiters, daß Weislingen gefangen sei. Gleich hierbei muß auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht werden, die in diesem Drama sich mehr zeigt als irgendwo, daß nämlich eine nicht unwichtige Begebenheit oft nur vorbereitet wird, und ihr Eintritt hinter der Scene stattfindet. Allein es bedarf dann keines langen Referates oder Botenberichtes. Alle Voraussetzungen sind so weit vorhanden, daß der Leser gewissermaßen auch die nicht geschehene Thatsache zu erleben glaubt und eine kurze Hindeutung für ihn genügend ist. Dieses Mittel trägt dazu bei, das Drama an Begebenheiten besonders reich zu machen. Es war nur dadurch möglich, daß die Einheit des Ortes und der Zeit, die vor unserm Drama nach französischen Mustern in deutschen Tragödien eine Notwendigkeit zu sein schien, von Goethe aufgehoben wurde. Und um mit der alten Theorie und Praxis recht gründlich zu brechen, benutzt er nun die neue Freiheit in einer so ausgedehnten, fast möchte man sagen willkürlichen Weise, daß sich in dieser Beziehung sein Götz mit keinem andern Stücke vergleichen läßt. Daher muß man denn auch den Versuch aufgeben, auszurechnen, wie viel Tage oder Jahre diese fünf Akte ein-

*) Eine Anspielung auf eine gewisse pädagogische Richtung seiner Zeit, wie man annimmt, mag der Dichter wohl auch gemacht haben; aber der Schüler braucht davon nichts zu erfahren. Die obige Beziehung scheint mir die Hauptsache zu sein.

schließen; zu Anfang erscheint Götz noch im kräftigsten Mannesalter, am Schluß ist er ein Greis.*)

II. Götz und Weislingen.

A. Inhalt und Gliederung. Zwei Hauptteile, wobei die Unterbrechung durch die kleine Scene mit Karl unberücksichtigt bleibt.

1) Den Gegenstand ihres Gespräches bildet zuerst die Vergangenheit. Und zwar (a) anfangs ohne bestimmte Beziehung auf Weislingen. Götz, dem Gefangenen freundlich zusprechend und in treuherziger Weise plaudernd, erzählt einen Streit, den er früher mit dem Bischofe von Bamberg hatte. Er möchte die niedergeschlagene Stimmung des alten Freundes gern heben. Aber Weislingen bleibt zurückhaltend und giebt kurze, ablehnende Antworten. Erst das anmutige Geplauder Karls macht auf ihn Eindruck; den naiven, herzlichen Worten des Kleinen kann seine Natur nicht widerstehen. Er küßt ihn, und auf ihn beziehen sich die ersten freundlichen Worte, die er zu Götz spricht.

b. (Persönliche Beziehung auf Weislingen. α. Gute). Daß aber auch Götzens Wesen schon jetzt auf ihn bedeutenden Eindruck gemacht, beweist der kurze Monolog. Als dann der erstere mit Wein wiederkehrt, ihn bittet, zu thun, „als wenn er zu Hause wär" und mit ihm herzlich wie mit dem besten Freunde anstößt, da kann dieser nicht mehr lange widerstehen. Erinnert jener ihn doch auch an die „vergnügten Tage", die sie miteinander am Hofe des Markgrafen verlebten, damals, als der Bischof von Würzburg sie wegen ihrer Eintracht lobte, sie Kastor und Pollux nannte, als sie „Lieb's und Leid's zusammen trugen und einander alles waren", als Götz so fest auf seinen Freund vertraute, daß er nach dem Verluste der Hand von ihm erwartete, er werde künftig seine rechte Hand sein. Und

*) Daher ist auch eine Vergleichung der einzelnen Ereignisse des Dramas mit den geschichtlichen nicht besonders wichtig. Im Drama z. B. stirbt Götz fast gleichzeitig mit Maximilian d. i. 1519, und da war er in der Geschichte erst 39 Jahr alt. Die Gründe im einzelnen darzulegen, weshalb der Dichter derartige chronologische Verschiebungen und anderweitige Änderungen des historischen Stoffes vornahm, ist für unsern Zweck überflüssig.

die immer inniger werdende Sprache Götzens zeigt, wie sehr ihm daran gelegen ist, die alten Gefühle der Freundschaft in seinem Gegner wieder wachzurufen. Denn daß er nicht ohne Absicht so spricht, beweist die spätere Stelle, in der Marie sagt, schon als Götz ausgezogen, sei sein Herz voll Hoffnung gewesen: „ich will sehen, daß ich ihn wiederfinde", habe er damals gesagt. Und der Vorname Adelbert, mit dem ihn Götz zuletzt anredet, das brüderliche „du", das er dem gegenüber gebraucht, der ihm „mehr als Bruder" gewesen sei, alles das beweist schon, wie bereit er sein würde, das Vergangene zu vergessen, wenn die alte Zeit und die alte Freundschaft wieder kommen könne. Aber freilich nicht bloß äußerlich, auch innerlich soll das geschehen. Und deswegen kann er ihm die Wahrheit und die ernste Rüge nicht ersparen. β. (Schlechte.) In wenigen scharfen Worten hält er ihm vor, wie er von jenem guten Wege abgewichen sei. Es waren dieselben Ursachen, die ihn dann auf die Seite seiner Feinde gezogen haben: die Gunst des Hofes und die Gunst der Frauen. Und was für Frauen! Schon damals hat er zu ihm das offene, derbe Wort gesagt: „Du wirst ein Spitzbub, Adelbert".

(2. Die Gegenwart. a. Objektiv, d. i. ohne daß Götzens Persönlichkeit berührt wird. α. Gegen Weislingen selbst.) Vollends jetzt, welche Rolle spielt der freie Ritter, der so edel geboren ist als einer in Deutschland? Er wird ein Vasall der Fürsten, ja er erniedrigt sich „zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen". Aber auf solchen Vorwurf weiß auch Weislingen etwas zu erwidern; hier fühlt er sich in seinem vollen Rechte und in beredter Weise — die einzige längere Rede, die er in dieser Scene hält — verteidigt er seinen Standpunkt. Zunächst 1) die Fürsten, und zwar durch zwei Gründe. a. Sie müssen im eignen Interesse so handeln. Die Ungerechtigkeiten der Raubritter nötigen sie, sich und ihre Unterthanen zu schützen. b. Aber auch im Interesse des Vaterlandes: sie wollen, daß Deutschland endlich mal Ruhe und Frieden habe. 2) Doch er verteidigt auch sich selbst, und damit zugleich die vielen unabhängigen Ritter, die seinem Beispiel folgen — dies beweist sein „uns":

„und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns" u. s. w. —. Denn der Kaiser ist fern, und sodann er kann sich selbst kaum schützen. Also begeben sie sich in den Schutz der Nachbarn d. i. der mächtigen Fürsten.

β. Götz weiß recht gut, daß die letzteren seine Hauptfeinde sind. Er widerlegt Weislingen und zeigt, 1) daß die Fürsten nur auf ihren eignen Vorteil bedacht sind; 2) daß sie sich um des Reiches Wohl wenig kümmern: ja sie freuen sich fast darüber, daß „der Türk dem Kaiser die Wage hält." Und 3) diesen selbst hintergehen sie: „nur um die Kleinen unterm Fuß zu haben, gloriieren sie von Ruh und Sicherheit des Reiches".

(b. Götz von sich selbst (subjektiv!). α. Ein einzelner Fall). Zum Beweise erinnert er an jenen Reichstag.*) Was machten da die Fürsten, und die geistlichen am ärgsten, besonders der Bischof von Bamberg für Geschrei, „als ob ihnen die Gerechtigkeit ans Herz gewachsen wäre, und jetzt wirft er mir selbst einen Buben nieder", und zwar zu einer Zeit, wo Frieden zwischen ihnen herrschen soll. (β. Die Absicht der Fürsten). Nein, sie wollen ihn und alle selbständigen Ritter unterdrücken, und jedwedes Mittel ist ihnen da gut genug. Götz ist scharfsinnig genug; er durchschaut sie genau und nennt gerade die beiden Wege, durch welche sie ihn auch schließlich im Verlauf des Dramas vernichten werden: 1) sie verschwärzen ihn beim Kaiser, und 2) sie gebrauchen Weislingen als ihr Werkzeug. Wie wichtig dieser Punkt ist, geht auch daraus hervor, daß Elisabeth zu Marie ganz das nämliche hervorgehoben hatte: Weislingen verkaufe seine Dienste den Feinden ihres Mannes und suche den trefflichen Kaiser, der ihnen so gnädig sei, mit falschen, widrigen Vorstellungen einzunehmen.

B. Bedeutung der Scene. 1) Für den Kampf des Dramas. a. Die Handlung macht hier einen wichtigen Fortschritt. Wovon in der ersten und zweiten Scene nur als von einem Plane die Rede war, das liegt jetzt als vollendete Thatsache da. Weislingen ist in Götzens

*) Im Jahre 1495 der ewige Landfrieden. Götz nennt sich einen damals 16jährigen Buben. Hier stimmt die Chronologie, da Götz 1480 geboren ward.

Gewalt, und damit hat sich die Position des letzteren in diesem Kampfe bedeutend günstiger gestaltet. Denn wiederholt ist auf die Wichtigkeit Weislingens hingewiesen worden, und das folgende wird sie noch mehr bestätigen. Somit ist durch diese erste That des Dramas die Handlung erst in volle Bewegung gekommen; die früheren Momente waren nur die Vorbereitungen dazu.

b. Aber ein neues Ereignis wird in dieser Scene schon vorbereitet. Götz versucht, den Gefangenen sich zum Freunde zu machen und ihn in diesem Kampfe auf seine Seite zu ziehen. Weislingen leistet zwar noch Widerstand; aber gewisse Momente lassen ein Gelingen jener Absicht erwarten. (α) Einmal der von Natur gut und edel angelegte Charakter Weislingens. Dieser tritt hervor (aa) in der Vergangenheit: er war Götzens bester Freund lange Jahre, und dieser erzählt die schönsten Züge von ihm. bb. In der Gegenwart ($\alpha\alpha$): durch die Liebe zu dem kleinen Karl und durch die Art Weise, wie er mit ihm verkehrt. ($\beta\beta$) In dem kleinen Monologe Weislingens, in dem sein besseres Selbst erwacht ist, und sich eine Sehnsucht nach jenen „glückseligen Zeiten" ausspricht, da er Götzens Freund gewesen, da er „an ihm hing wie an seiner Seele."

β. Der Eindruck, den Götz auf ihn macht. aa. Dessen Charakter: er kann ihm auch jetzt nicht widerstehen, dem „alten, treuherzigen Götz". „Wer kann ihm nahen und ihn hassen?" bb. Seine Gründe. Er fühlt, daß Götz mit seinen Vorwürfen das Richtige getroffen hat, wenn er selbst es auch noch nicht eingestehen mag. Er ist nicht imstande seine letzten Gründe zu widerlegen; alle seine Antworten sind — eine einzige Rede ausgenommen — kurz und ausweichend, gehen auf den Kernpunkt nicht ein und berücksichtigen Nebensächliches.

Somit ist in der Scene selbst eine dramatische Steigerung vorhanden. Die beiden Kämpfer beginnen in ruhiger, freundlicher Weise; sie werden schon erregter, als Götz dem alten Freunde sein vergangenes Leben vorwirft; mit dem Angriff auf die Fürsten wird der Zwiespalt ein offenbarer und in der letzten längeren Rede Götzens, wo er Weislingen persönlich angreift, liegt der Höhepunkt dieses Streites und der ganzen Scene.

2) Dieselbe ist aber auch nach einer andern Seite hin

von der größten Wichtigkeit. Die Bedingungen, unter denen jener Kampf stattfindet, werden hier genauer als irgendwo dargelegt. (Exposition!) Es ist nicht umsonst, daß zum ersten Male das Wort „Deutschland" vorkommt, daß vom Kaiser wiederholt die Rede ist, daß eine Menge von Fürsten genannt, daß an die Reichstage erinnert, daß selbst die auswärtigen Verhältnisse, der „Erbfeind" des Landes, erwähnt werden. Wir ersehen jetzt deutlich, was man vorher nur ahnen konnte, daß in der That wohl das ganze deutsche Reich mit in diesen Kampf verwickelt ist. Wie tritt uns dasselbe nun in dieser Scene entgegen? (a. Der Adel. α. Die Fürsten. aa.) An jene frühere Zeit wird nur erinnert, wo es noch Fürsten gab, weltliche wie geistliche, mit denen ein Götz verkehren, in denen er seine Freunde sehen konnte: den Pfalzgrafen zu Heidelberg, den Landgrafen von Hanau, den Fürsten von Nassau, den Markgrafen, den Bischof von Würzburg, dessen Leutseligkeit der Held besonders preist, an den „er sich erinnert, so lange er lebt." Freilich war auch damals schon der Bischof von Bamberg Götzens Feind; aber da konnte dieser ihn noch verlachen und ihm schlagfertige Worte ins Gesicht schleudern. (bb. Gegenwart.) Jetzt ist dessen Macht bedeutender geworden, und wir hören nichts mehr davon, daß noch irgend welche Fürsten auf Götzens Seite stünden. Sie sind alle, wie es scheint, vereinigt zu dem Zwecke, diese unabhängigen Ritter völlig zu vernichten. Welchen Weg sie einschlagen und welche Mittel sie anwenden, das legt Götz genau dar.

β. Die Ritter. Drei Kategorieen derselben werden geschildert; von zweien sehen wir die Vertreter leibhaftig vor uns. aa. Ritter, die es, wie Weislingen, mit den Fürsten halten, und infolge davon früher oder später deren Diener werden müssen. Dadurch geht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen Bürgertum und Rittertum verloren. bb. Solche, die ihre Freiheit und Selbständigkeit bewahren wollen. αα. Eine unedle Klasse derselben sind die Raubritter. Von ihrem Treiben wird hier und an anderen Stellen nur gesprochen; selbst treten sie im Drama nicht auf. Sie vor allem beweisen, daß die guten Zeiten des Mittelalters vorbei sind. Sie sind es, die das Land so unsicher machen, „die Unter-

thanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren." Daß aber Götz, wenn auch seine Absicht dabei eine edle ist, sich nicht scheut, ähnliche Thaten wie jene auszuführen, bewies schon die zweite Scene, zeigt ferner das Beispiel, welches Elisabeth anführte, daß er den Kölnern ein paar Kaufleute weggenommen und sie so lange geplagt habe, bis sie das Geld herausgegeben.

ββ. Die selbständigen Ritter. Was sie wollen, spricht Götz selbstbewußt an mehr als einer Stelle aus. Sie sind „fest entschlossen zu sterben eh', als jemanden die Luft zu verdanken außer Gott, und ihre Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser." Aber groß scheint ihre Zahl nicht zu sein, Götz nennt nur noch zwei: Sickingen und Selbitz.

b. Doch ihr größter Schutz scheint der Kaiser selbst zu sein. Aus den Äußerungen Elisabeths und Götzens geht hervor, daß derselbe der Gesinnung nach auf seiten der freien Ritter jener Zeit steht. Auch sind seine Absichten, so scheint es, die allerbesten; aber er mag doch wohl nicht einer so bewegten Zeit gewachsen sein. Götz tadelt ihn, daß er seinen Gegnern allzu leicht Glauben schenkt; ferner, daß er schwierige Fragen zu schnell behandelt; daß er meint, es könne alles „geschwind und leicht ausgeführt" werden, und „Verordnungen über Verordnungen erläßt, von denen eine über die andere vergessen wird". Daher glaubt denn wohl Götz das Recht zu haben, sich über dieselben hinwegzusetzen, und er rechnet den vom Kaiser angeordneten ewigen Landfrieden auch dazu.

Schluß. 1) Jetzt verstehen wir die Worte Götzens aus der vorigen Scene besser, die Worte von der „teuren Zeit", von den „künftigen Zeiten, die auch Männer brauchen". Es ist nicht bloß eine kleine Privatfehde, wie deren zu hunderten im Mittelalter vorkamen: es ist ein Kampf innerhalb eines großen Reiches, und zwar nicht bloß zwischen zwei einzelnen Parteien, sondern zwei verschiedene Zeiten sind es, die mit einander ringen: das Mittelalter und die hereinbrechende neue Zeit. Wenn das in diesen wenigen Scenen zunächst nur angedeutet ist, wird jede folgende es mit immer größerer Deutlichkeit zeigen. (2) Ferner, welche Partei in diesem Kampfe moralisch die bessere ist, das

tritt völlig zwar ebenfalls erſt im Verlauf des ganzen Dramas hervor, aber im gewiſſen Sinne werden in dieſer Scene die Prinzipien ſelbſt, um die es ſich handelt, mit einander in Streit geſetzt. Obgleich auch die ſchwache Seite der guten, alten Zeit nicht verſchwiegen wird — denn der ſonſt hier wider Gewohnheit ſo beredte Götz weiß den völlig berechtigten Klagen Weislingens über die Ausartungen des Mittelalters nichts entgegen zu ſetzen — vertritt doch die eine Partei wichtigere Intereſſen, ja die höchſten Güter eines einzelnen Mannes wie eines Volkes, und kämpft auf ehrliche, mannhafte Weiſe, während die andere Seite zu den niedrigſten Mitteln ihre Zuflucht nimmt und nur den eigenen Vorteil im Auge hat. Solche Scenen, in denen gewiſſermaßen über die moraliſche Berechtigung und den Wert der Mächte gekämpft wird, auf die es ankommt, finden ſich in vielen Dramen, ſo im Egmont die große Scene zwiſchen Alba und Egmont, in Don Karlos zwiſchen Philipp und Poſa, im Wallenſtein zwiſchen dieſem und Max u. a.

Vierte Scene. Im biſchöflichen Palaſt zu Bamberg. Der Speiſeſaal.

I. Inhalt und Gliederung. Die Scene führt uns in den allgemeinſten Umriſſen die Gegenpartei vor, und zwar nicht bloß den perſönlichen Feind Götzens, ſondern auch gewiſſe Richtungen eben jener neuen Zeit, die das Mittelalter verdrängen will.

A. Ohne Beziehung auf den augenblicklichen Stand des Kampfes. 1) Wir erhalten auch hier zunächſt — die Ähnlichkeit mit dem Anfang der vorigen Scene ſpringt in die Augen — ein Stück Privatleben dieſer neuen Zeit. Sahen wir dort, wie es in der Burg und in der Familie eines jener ſelbſtändigen Ritter ausſieht, ſo lernen wir hier den Hof eines Fürſten und zwar eines geiſtlichen Fürſten kennen. (a. Äußeres.) Er wohnt in einem „Palaſte“: das eine Wort ſchildert viel. Die Einrichtungen, der Schmuck des Saales, die Tafel, die Kleidung müſſen wir uns als beſonders prächtig vorſtellen, ſo daß das einfache Bild jener mittelalterlichen Burg dagegen

recht sehr zurücktreten muß. Von einem Schwarm von Hofleuten ist der Bischof umgeben; das reichliche und üppige Mahl ist seinem Ende nahe; Diener stehen umher oder gehen ein und aus; der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen, und getrunken wird nicht wenig.

b. (Innneres. α. Negativ.) Familienleben muß allerdings am Hofe eines Bischofs fehlen; aber es fehlt auch jede Andeutung eines sittlichen Interesses und Wertes im Gespräche der Personen. Von religiösen oder moralischen Fragen, welche doch zweien Geistlichen, die anwesend sind, so nahe gelegen hätten, von Dingen, welche in jener Scene mit dem Bruder Martin, in dem Gespräch zwischen Elisabeth und Marie die wichtigsten waren, ist nirgends die Rede. (β Positiv.) Nur weltliche Dinge bilden den Gegenstand der Unterhaltung. Und was sind das für Personen, mit denen ein Bischof, ein Fürst des Reiches sich umgiebt? Ein höherer Geistlicher, dem nichts über das Trinken zu gehen scheint, dessen Bildung und Begriffsvermögen aber ein ungewöhnlich niedriges ist, der es nicht einmal merkt, wie andere ihn verspotten und nichts darauf erwidern kann, wenn er das „Weinfaß von Fulda" genannt wird. Ferner ein doctor iuris, der dem bischöflichen Hofe ein gewisses gelehrtes Ansehn giebt und auf seine akademische Bildung, wie auf seinen Stand nicht wenig stolz, dabei aber den schlagfertigen Angriffen eines witzigen Kopfes nicht gewachsen ist. Endlich einer aus dem Bürgerstande, dessen Scharfsinn und Schlauheit sich doch nur an untergeordnete Persönlichkeiten wagt, ja nur dazu angewandt wird, den Bischof, in dessen Diensten er zu stehen scheint und dem er wie auf Kommando gehorcht, in eine heitere Stimmung und in Lachen zu versetzen. Aber diese spottenden und neckenden Witzreden, die hin und herfliegen und von denen allein der Bischof ungetroffen bleibt, bilden doch nur die Würze der Unterhaltung, in der es sich sonst um nicht unwichtige Fragen handelt.

2) Das öffentliche Leben ist es, welches das Interesse des Bischofs besonders erregt. Und zwar zunächst (a) die Rechtsverhältnisse in Deutschland. Daß auch auf diesem Gebiete eine neue Richtung anzubrechen scheint,

darauf deuten viele Bemerkungen hin. (α. Zunächst hinsichtlich der Personen.) Eine andre Gruppe von Rittern — die vierte — wird hier geschildert: Ritter, die das Mittelalter nicht kannte, solche, die ins Ausland gehen, die Universität besuchen, Jurisprudenz studieren, um dann als doctores die ersten Stellen an den Gerichten einzunehmen. „So fleißig wie ein deutscher von Adel" ist schon zum Sprichwort auf der Akademie geworden, und rühmte man sie früher wegen ihrer Kraft und Gewandtheit in Kämpfen und Turnieren, so jetzt wegen ihrer Stärke im Disputieren. Freilich geht dabei ein herrliches Bild deutschen Lebens und deutscher Kraft zu grunde, und von neuem zeigt sich (vgl. S. 24), wie der Unterschied zwischen Bürgertum und Adel zu verschwinden anfängt. Dagegen wird der zwischen Gebildeten und Ungebildeten wichtig: der Adel und die Bürger wetteifern mit einander im Fleiß und haben schließlich dasselbe Ziel: sie werden Beamte des Staates. So enthält diese Scene ein Zeichen der neuen Zeit, das auch vom Standpunkte der Geschichte aus der Wahrheit entspricht, während unser Drama im allgemeinen nach diesem Maßstabe nicht gemessen werden darf. (β. Hinsichtlich der Sache. aa.) Das war aber nur dadurch möglich, daß eine neue Rechtsordnung aufgekommen war, die allmählich die alte deutsche zu verdrängen suchte. Nach Italien, nach Bologna mußte man gehen, um sich in den Besitz dieser fremdländischen Weisheit zu setzen. Das Mittelalter wollte von einem so unnatürlichen Wege nichts wissen. Als ob der Deutsche nicht selbst hätte fühlen können, was Recht sei! Freilich versteht es Olearius, scheinbare Vorzüge dieser neuen Ordnung darzulegen. Zunächst einen (αα) theoretischen. Alle Gesetze sind gesammelt und niedergeschrieben, und für jeden einzelnen Fall steht gleich das Urteil dabei. Das Ganze ist ein Werk „gelehrter Männer". Ob es praktisch brauchbar, ob es gerade für ein jedes Volk geeignet ist, darüber wird nichts gesagt. Aber es scheint fast so, daß jetzt das geschriebene Wort im Rechtswesen eine größere Bedeutung erlangen, daß nicht mehr besondere Klugheit oder Erfahrung nötig sein wird, nach solchen Paragraphen eine Sache zu entscheiden. (ββ) Der praktische Nutzen

wird zunächst nur von Olearius behauptet. Ob er eintritt, ist eine andre Frage, ob wirklich durch ein solches „Buch aller Bücher" ein Reich „in sicherster Ruhe und Frieden leben könnte". Daß dem Bischof eine solche Einrichtung gefallen mag, ist nur natürlich.

(bb. Das alte Recht.) Aber andre urteilen doch ganz anders darüber. Sie wollen diese Neuerung nicht, sie wollen sich das alte deutsche Recht nicht nehmen lassen, und so entsteht, wie es scheint, auch auf diesem Gebiete ein Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Und worin besteht die (αα) Eigentümlichkeit dieses alten Rechtes, des Schöppenstuhles? (1. Vorteile. a. Negativ.) Theoretische Kenntnisse brauchen die Richter nicht sonderlich zu besitzen; keiner hat studiert oder sich um Rechtsverhältnisse fremder Völker oder Städte gekümmert. (b. Positiv). Persönliche Überzeugung ist ihnen mehr wert als Bücherweisheit. Vor allem besitzen sie eine reiche praktische Erfahrung. Sie kennen die Verhältnisse der Gegenwart, die Personen und Sachen selbst, nicht die Urteile andrer darüber: sie haben „eine genaue Kenntnis des inneren und äußeren Zustandes" einer Stadt. Doch sie lehnen bei ihren Entscheidungen die Vergangenheit nicht ganz ab. Das „alte Herkommen" ist dabei von Wichtigkeit, und die „wenigen Statuten", die noch nötig sind, können sie allenfalls im Gedächtnis behalten, so daß sie im stande sind, auch ohne Bücher „die Bürger und Nachbarschaft zu richten". Denn größer ist eben ihr Wirkungskreis nicht. In anderen, ebenso kleinen Bezirken sind andre Verhältnisse, und daher dort auch andre Männer nötig, um dieselben zu verstehen und zu beurteilen. Gesunder Menschenverstand scheint hier ausreichend, gelehrte Bildung vom Übel zu sein.

2. Nachteile mag dieser Zustand wohl auch haben; wo gäbe es eine menschliche Einrichtung ohne dieselben? Von dem Schöppenstuhl führt Olearius zwei solcher Nachteile an. a. In einem kurzen Leben können nicht alle Fälle vorkommen; daher kann ein Richter gar leicht von jenem „alten Herkommen" und den wenigen Statuten im stich gelassen werden. b. „Die Meinungen der Menschen sind schwankend"; dadurch kann Verwirrung und Ungerechtigkeit ent-

stehen; die Gesetze aber „sind unveränderlich". Solche Gründe eines parteiischen Beurteilers mögen den einfältigen Abt, mögen vielleicht auch den Bischof überzeugen; aber daß sie bei manchem Richtigen auch viel Verkehrtes enthalten, ist leicht ersichtlich.

ββ. Ferner, wie verhält sich das Volk diesen Zuständen gegenüber? (1. Thatsache.) Die Menge ist konservativ: der alte Schöppenstuhl steht noch „weit umher in großem Ansehn." Von dem ausländischen Rechte, von studierten Richtern, von „Juristen" wollen sie nichts wissen und sind wie rasend, wenn sich einer mal irgendwo niederlassen will. Ja den Olearius, der in Frankfurt einen Besuch machte, hätten sie beinahe gesteinigt auf die bloße Kunde, er sei ein „Jurist", ein Stand, den die gute alte Zeit gar nicht kannte.*) (2) Und die Menge wird gewiß ihre

*) Als eine Art historischen Kommentars zu diesem Teile der Scene setze ich folgende Stelle her. (Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 297.) „Über die große Umgestaltung des Rechtslebens, welche seit dem 16. Jahrhundert nicht ohne Einfluß der Renaissance sich durchgesetzt hat, spricht Stintzing in seiner Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (I, 39 ff.) in folgender Weise sich aus. „„Es liegt im Wesen des Schöffentums, daß als letzte Quelle des Rechts nur die persönliche Überzeugung des Urteiles wirkt, welche sich durch keine äußere Autorität gebunden fühlt. Der Begriff des zwingenden Gesetzes, dem die persönliche Meinung sich unbedingt unterzuordnen habe, kommt hier zu keiner Geltung. Die Rechtsaufzeichnungen aller Art sind dem Schöffen nur Hilfsmittel der Erkenntnis."" „Die Rezeption des römischen Rechts, welche das Erlöschen des schöpferischen Triebes der Rechtsbildung im Schöffentum zugleich zur Ursache und zur Wirkung hatte, bewirkte nicht nur „„daß neue und fremde Rechtssätze in den Gerichten zur Anwendung gebracht wurden, sondern auch, daß das Wesen der Rechtsprechung selbst eine prinzipielle Umgestaltung erfuhr. Äußerlich manifestiert sich diese durch das Eindringen der Gelehrten in die Gerichte; der Juristenstand bildet sich und tritt an die Stelle der Schöffen. Allein das innere Wesen dieses Vorganges besteht nicht in dem Wechsel der Personen; sondern das Absterben des Schöffentums ist das Erlöschen des Prinzips autonomer Rechtsfindung. An die Stelle des nach subjektiver Überzeugung gefundenen Rechts tritt die formale Autorität des geschriebenen Rechts. Der gelehrte Richter unterscheidet sich vom Schöffen nicht bloß durch das Merkmal akademischer Bildung, sondern dadurch, daß dieser in seinem Urteil das Dasein eines Rechtssatzes bezeugt, den er aus eigenem Bewußtsein

Gründe zu solchem Verhalten haben. Daß Olearius nicht der Mann ist, dieselben zu verstehen oder unparteiisch darzulegen, liegt wohl nahe. Wir werden später besser hierüber belehrt werden. Aber auch aus seinen Andeutungen läßt sich manches schließen. Für einen Verwirrer des Staates, einen Beutelschneider halten sie einen Juristen, und sie werden sicherlich aus eigener Erfahrung so urteilen.

b. Die politischen Verhältnisse Deutschlands. (Geschieden sind diese beiden Hauptthemata der Unterhaltung durch den Streit zwischen Olearius und Liebetraut. Selbst der geringfügige Anlaß dieses Streites enthält ein Zeichen einer neuen Zeit. Gelehrte verachten ihre Muttersprache: sie schämen sich ihres deutschen Namens und übersetzen ihn ins Lateinische. Freilich, „Ölmann", wie gewöhnlich klingt das! Aber „Olearius" giebt eine ganz andere Würde. Auf äußeren Schein wird in dieser neuen Zeit viel Wert gelegt.

α. Nur kurz berührt werden die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches: der Kaiser hat den Plan, gegen die Türken zu ziehen. Wichtiger aber sind ihm — und dem Bischof — die inneren Verhältnisse.*) Wie die Gegner Götzens dieselben beurteilen und welche Absichten sie haben, zeigt diese Scene besser als die vorige, in der Weislingen zurückhaltend sein mußte und auch durch seine eigene gute Natur in Schranken gehalten ward.

(B. Beziehung auf den Kampf. 1) Im allgemeinen.) Hier hören wir es ganz offen, daß Götz, Sickingen und Selbitz den Raubrittern völlig gleichgestellt werden. Jenen „übermütigen und kühnen Rittern" wird die Schuld zugeschoben, wenn Deutschland „trotz der vierzig Landfrieden noch immer einer Mördergrube" gleicht. Einem solchen Zustande ein Ende zu machen, glaubt der Bischof, werde des Kaisers erstes Ziel sein: die Fehden — das Mittelalter! — abzuschaffen und das Ansehen der Gerichte zu

und eigener Erfahrung schöpft, jener dagegen ein Recht, welches außer ihm da ist, dessen Kenntnis er sich von außen her angeeignet hat, auf den einzelnen Fall zur Anwendung bringt.'"

*) Hier fällt Teil α mit B zusammen. Über diese scheinbare logische Inkonsequenz vgl. die Bemerkungen in meinen „deutschen Aufsätzen" S. 50.

befestigen, das ist jetzt, dem Bischof wenigstens, weit wichtiger als ein Türkenkrieg. Daß Götz seit vielen Jahren sein unversöhnlicher Feind ist, hebt er besonders hervor; auch daß er bisher gegen ihn den kürzeren gezogen hat, aber „es soll nicht lange währen". (2. Im besonderen. Plan des Bischofs und der übrigen Fürsten.) „Wir haben unsere Maßregeln genommen." a. Die Verhältnisse scheinen günstig: der Reichstag ist in Augsburg versammelt; man hat Aussicht, den Kaiser für sich zu gewinnen und setzt dabei die größte Hoffnung auf Weislingen. Das beweist sein in diesem Zusammenhange erwähnter Name und das Lob, das ihm gespendet wird. (b) Aber da scheint ein ungünstiger Umstand diesen schönen Plan zu zerstören. Es kommt die Nachricht von der Gefangennahme Weislingens, die zugleich der ganzen Unterhaltung ein Ende macht.

II. Bedeutung der Scene. Ein Fortschritt der Handlung ist nicht vorhanden: die Vertreter der neuen Zeit und ihre Interessen kommen hier fast allein zu Worte. A. Personen. Wir sehen einen der Männer, gegen welche der Held kämpft, vor Augen, einen Fürsten des Reiches, und zwar einen geistlichen. Wir hören aus seinem Munde, daß Götzens Urteil über seine Gegner richtig ist; auch darin, daß sie wenig auf eigene Kraft und Macht vertrauen, daß sie zu Listen und Intriguen ihre Zuflucht nehmen und den Kaiser für ihre Sache gewinnen wollen. B. (Sachen). Wir sehen ferner ein neues Gebiet, auf welchem jener Kampf zwischen der alten und neuen Zeit entbrennt, und zwar ein für die Ordnung des Staates sehr wichtiges Gebiet. Ferner ist es das gewöhnliche Volk, welches hier für dieselbe Sache kämpft wie Götz, solche Leute, die gleich zu Steinen greifen, wenn ihnen jemand mißfällt. —

Schluß. Trotz des Mangels an Handlung hat die Scene dramatische Steigerung. Anfangs ist es nur ein persönlicher Wortwechsel, der die ruhige Unterhaltung erregter macht; dann erfolgt die Erwähnung des Kampfes, der für den Bischof das größte Interesse hat, und endlich bringt die letzte Nachricht das wichtigste Ereignis. Diese bildet den Höhepunkt der Scene. Nach dem Gesagten müssen wir erwarten daß der Bischof wohl alles aufbieten wird, eine so wichtige Persönlichkeit wie Weislingen wieder zu gewinnen.

Fünfte Scene. (Jaxthausen.)

I. Inhalt und Gliederung. A. Vor Franz' Auftreten.

1) Weislingen und Marie. Wiederum ist ein wichtiges Ereignis, welches nur durch wenige Striche vorbereitet war, in der Zwischenzeit eingetreten. Ein festeres Band, die Vermählung Weislingens mit Marie, scheint ersteren und Götz vereinigen zu wollen. Aber dieser Umstand nötigt Weislingen, die Geliebte zu verlassen, um seine Güter in Ordnung zu bringen. — 2) Weislingen und Götz. Schon bevor dieser von dem neuen Bande erfährt, durch welches der Freund an ihn gefesselt werden soll, war er bereit, ihn auf sein Wort hin zu entlassen. Seine Freude über diese neue Verbindung, die ihm freilich nicht unerwartet sein konnte, ist ungewöhnlich, seine Hoffnung ohne Grenzen. Elisabeth ist darüber nicht so außer sich. Wenn sie auch mit diesem Ausgange wohl zufrieden ist, so scheint ihr derselbe doch etwas zu „geschwind" gekommen zu sein. 3) Weislingen, allein gelassen, giebt zu erkennen, daß der bessere Teil seines Selbst erwacht ist. Wie er die früheren „schändlichen Verbindungen" verabscheut und mit jenen „elenden Menschen" nichts mehr zu thun haben will, so preist er in wahren, innigen Worten „die Seligkeit", die ihm jetzt zu teil geworden sei.

B. (Weislingen und Franz.) 1) (Maßregeln der Gegner.) Da bringt ihm sein „Bube" drei Nachrichten: a. daß der Bischof anfangs, nur um Weislingen wieder zu haben, bereit war, alle Forderungen Götzens zu erfüllen, daß er dann aber, als er von der bevorstehenden Freilassung seines Günstlings vernommen, die Sache „vertagt" wissen wollte; b. er könne Weislingen „nicht entbehren"; c. es warte auf diesen noch eine andere Persönlichkeit. — 2) (Wirkung auf Weislingen. a. negativ.) Aber W. bleibt standhaft, preist von neuem das Glück, das er hier gefunden, und giebt den Befehl, nicht nach Bamberg, sondern auf sein Schloß aufzubrechen. b. (positiv.) Indes die neue Erscheinung am bischöflichen Hofe, deren Reize ihm allerdings in wunderbaren Farben geschildert werden,

ist doch nicht ganz ohne Eindruck geblieben. Er erkundigt sich genau nach ihr, scheint die langen Reden Franzens, in denen derselbe ihre Schönheit preist, gar nicht ungern anzuhören; ja er erkundigt sich sogar danach, ob ihr Mann sich bei Hofe befinde, und erfährt, daß sie Witwe sei. Der Schlußmonolog Franzens, der seinen Herrn zu kennen scheint, läßt ahnen, daß der Ausgang der Sache sich wohl noch anders gestalten wird.

II. Bedeutung der Scene. A. Der Fortschritt der Handlung (1. günstig für Götzens Sache) liegt darin, daß Götz die Absicht, die ihn schon in seiner letzten Unterredung mit Weislingen leitete, jetzt erfüllt sieht. Er hat somit in diesem Kampfe einen neuen, bedeutenden Vorteil über seine Feinde errungen: der beste Streiter derselben ist sein Freund und Verbündeter geworden. Verwandtschaftliche Bande halten nun beide zusammen; noch mehr aber die Gleichheit der Überzeugung, die jetzt zwischen ihnen zu herrschen scheint. Wenn Götz, noch ehe er von Weislingens Antrage gehört hat, ihn freilassen will auf das bloße Wort hin, daß derselbe künftig seinen Feinden nicht mehr helfen wolle, so muß er während dieser Tage sich davon überzeugt haben, daß in seinem alten Freunde eine gründliche Umstimmung stattgefunden hat. Das bezeugen auch des letzteren Worte: „Laßt Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns sein!" Götz ist es dabei nicht bloß um ein freundschaftliches oder verwandtschaftliches Verhältnis zu thun. Er denkt recht wohl an den politischen Vorteil, der ihm erwachsen wird: „Franken und Schwaben! Ihr seid nun verschwisterter als jemals". Er weiß, daß der Kampf trotzdem weiter geführt werden wird; aber seine Sache ist jetzt mächtiger geworden, und er ist kampfesfreudiger als jemals. „Wie wollen wir den Fürsten den Daumen auf dem Aug' halten!" sind seine letzten Worte in diesem Akte.

2) (Ungünstig.) Freilich macht so manches den Eindruck, als ob der „getreuherzige" Berlichingen sich zu schnell so guter Hoffnung hingiebt. Der Vorteil, den er errungen zu haben glaubt, scheint doch nicht so ganz sicher zu sein. Zunächst erregt (a) Weislingens Charakter

einiges Bedenken. Er ist schon einmal Götzens treuer Freund gewesen und wurde doch sein ärgster Feind. Und was ihn einst verführte, Fürsten- und Frauengunst, das wirft auch jetzt schon aus der Ferne seine Netze nach ihm aus. Erinnert doch Götz selbst an die Unbeständigkeit dieses Charakters durch das Wort, welches er seiner Schwester sagt: „Du hast einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln". Auch die schon erwähnte Äußerung der so erfahrenen Elisabeth „so geschwind" ist geeignet, Bedenken zu erregen. Ja selbst der Traum, den Götz erzählt, und den er, treuherzig wie immer, sich günstig auslegt, er läßt eine andre Deutung weit eher zu, und daß Götz auch selbst sich zuerst dieser Auslegung zuneigte, beweist das Erschrecken, mit mit dem er aufgewacht war.

b. Daß aber Weislingen der neuen Versuchung nicht wird aus dem Wege gehen können, müssen wir aus den letzten Worten Franzens fast annehmen. *α.* Ja schon jetzt scheint er einiges Interesse zu zeigen. Weshalb hört er die feurige Schilderung von den Reizen Adelheids überhaupt mit an? Weshalb verbietet er dem übereifrigen Lobredner nicht das Wort? Selbst seine kurzen Antworten „das ist seltsam", dann „du bist darüber gar zum Dichter worden", endlich seine Frage „ist ihr Mann bei Hofe?" sie beweisen, daß er alles das gar nicht ungern vernommen hat. Endlich wenn er am Schlusse sagt: „Es würde eine schwächere Wirkung auf mich machen", so könnte man aus diesem Worte herauslesen „also doch immerhin eine Wirkung".

β. Sodann scheint Adelheid für ihn besonders gefährlich werden zu können. aa. Einmal ist ihre Schönheit eine ungewöhnliche. Alles, was Franz darüber sagt, muß den Zweifel wachrufen, dem dieser selbst zuletzt Ausdruck giebt, ob die stille, sanfte Marie wohl im stande sein wird, zumal abwesend, dem gegenwärtigen Eindrucke einer so berückenden Schönheit das Gleichgewicht zu halten. bb. Sodann scheint, was von ihrem Charakter hier gesagt wird, diesen Zweifel noch stärker machen zu wollen. *aa.* Sie ist erst — Franz freilich sagt „schon" — seit vier Monaten Witwe. Trotzdem hat sie den Verstorbenen längst vergessen, fühlt sie das Bedürfnis „sich zu zerstreuen"

und ist zu diesem Zweck nach Bamberg gegangen. Gerade kein gutes Zeichen für einen bischöflichen Hof, wenn junge, schöne Witwen sich dorthin begeben, um Zerstreuung zu suchen. Aber sie hat ja sicher gewußt, daß dort sich ein Weislingen befindet, ein junger, unvermählter Ritter, dessen Schwäche für das weibliche Geschlecht, wie Götz, so auch andern wohl bekannt sein mußte. Sie ist also wohl mit ganz bestimmter Absicht gerade dorthin gegangen. *ββ.* Auch hat sie diese Absicht schon jetzt gar nicht undeutlich zu verstehen gegeben und fängt bereits an, den noch Entfernten an sich zu locken. Wie vielbedeutend mußten die Worte für Weislingen sein, durch welche sie an ihn, den sie nicht kennt, einen Gruß bestellt und ihn bittet, bald zu kommen. Ja sie bietet sich ihm gewissermaßen schon an, wenn sie ihm sagen läßt: „Es warten neue Freunde auf ihn, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist". Nach alle dem machen denn die letzten Worte Franzens „mein Herr muß hin" auf Leser oder Zuschauer einen besonderen Eindruck und lenken seine Gedanken schon auf das hin, was der nächste Akt dann wirklich vorführt.

B. Doch auch das Privatleben der betreffenden Personen nimmt in diesem Auftritt nicht geringen Raum ein. Wie in den beiden vorhergehenden Scenen tritt auch hier der Gegensatz der alten und neuen Zeit zu tage, und es werden die früheren Bilder durch wesentliche Züge vervollständigt. (1. Die neue Zeit. a.) So wird zunächst einiges über die äußeren Verhältnisse derjenigen Ritter mitgeteilt, welche sich, wie Weislingen, in den Dienst der Fürsten begaben. Wir entnehmen hieraus, wie sie allmählich selbst wider Willen in die Notwendigkeit versetzt werden mußten, ihre Selbständigkeit aufzugeben. An den Hof der Fürsten gefesselt können sie sich um ihre eigene Burg und um ihre Güter nicht kümmern, wie Weislingen das selbst eingestehen muß, und Götz bestätigt es, „der verdammte Hof habe ihn Schloß und Güter versäumen machen; ja er soll sie jetzt gar erst „eigennützigen Pächtern aus den Händen reißen". So mußten denn solche Ritter bald auch materiell von den Fürsten abhängig, d. h. Beamte derselben werden. Daß bei Götz und seinesgleichen solche Un-

ordnung nicht möglich war, brauchte gar nicht erst im Drama erwähnt zu werden.

b. Besondere Beachtung verdient aber die Persönlichkeit, welche in dieser Scene zum ersten Mal vorgeführt wird, Weislingens „Bube", Franz. Daß hier ein bestimmter Gegensatz zu Georg vorliegt, und daß derselbe vom Dichter beabsichtigt ist, scheint klar zu sein. Wir sehen in dem einen den heranwachsenden Ritter jener alten Zeit; in Franz dagegen erkennen wir, was wir von der neuen Generation zu erwarten haben. (α. Charakterzüge.) aa. Da ist zunächst nichts, was auf irgend ein Interesse für ritterliche Angelegenheiten schließen läßt. Von Pferden und Waffen, bei Georg eine Hauptsache, ist keine Rede; nichts von dem Verlangen, mit in den Kampf ziehen zu dürfen; auch wenig von Unterordnung unter seinem Herrn und noch weniger von Anhänglichkeit an demselben. bb. Sondern mehr als Kampf und Rittertum interessiert „den Knaben" Schönheit und Gunst einer Frau. Sie hat all sein Sinnen und Denken gefesselt, sie macht ihn beredt und feurig, daß er darüber zum Dichter wird*) und fühlt, was den Dichter macht, „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz".

β. (Sprache.) Daß der Jüngling, wie sein Herr, sich schon ganz an den Ton und an das Leben jenes fürstlichen Hofes gewöhnt hat, zeigt sein ganzes Auftreten, die

*) Wenn die Schüler Laokoon bereits gelesen haben, können sie darauf aufmerksam gemacht werden, wie Adelheids Schönheit den Lessingschen Regeln völlig entsprechend geschildert wird. Nämlich (1. negativ) nirgends eine weitläufige und langweilige Beschreibung der einzelnen Teile ihres Körpers. Offen wird gesagt „es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheit auszudrücken" u. s. w. Sondern (2. positiv) entweder (a) durch Reiz; z. B. „ein feiner, lauernder Zug um Mund und Wange"; „Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts" u. s. w.; oder (b) noch stärker durch die Wirkung: „ein Engel in Weibsgestalt"; „ich hatte nicht mehr Sinne als ein Trunkener"; „ich fühlte, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag"; als er nur den „Saum ihres Kleides berührte, fuhr es ihm durch alle Glieder"; „wenn sie einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde"; und dann besonders der Schlußmonolog.

Art und Weise, wie er mit seinem Herrn spricht, und die frühreife Einsicht, mit der er den Ursprung des Verhältnisses des letzteren zu Marie erkennt und sich ein Urteil darüber anmaßt, wenn er sagt: „Einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt." Ja selbst seine Sprache beweist das. Denn (αα) er spricht ein reines Hochdeutsch, wie sein Herr, wie der Bischof und jener ganze Kreis der dritten Scene. Sodann (ββ) drückt er sich sehr gewählt aus, ist reich an Vergleichen und an Übertreibungen, wie er z. B. gleich anfängt: „Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tausendfaches „Gott grüß euch"; dann: „nach euerm Tode wird euer Andenken heller blinken als die messingenen Buchstaben auf einem Grabstein"; „er ist ganz, von der äußersten Haarspitze" u. s. w. Fast alle seine Äußerungen über Adelheid gehören hierher. Denn er ist zwar wirklich „darüber zum Dichter geworden", aber es ist ein schwülstiger Dichter, der da spricht. Sodann sind Fremdwörter wie „Äquivalent, Melancholie" nicht minder bezeichnend. Zwar gebrauchen solche auch Götz und die Seinen; aber diese sind ganz anderer Art: sie haben etwas Derbes, Volkstümliches an sich, oder es sind technische Ausdrücke des mittelalterlichen Rittertums.

2) (Die alte Zeit. a.) Daß Adelheid einen Gegensatz zu Marie bildet, ist offenbar. Schon in einer Äußerlichkeit zeigt sich das: die eine spinnt Hanf, die andre spielt Schach. Wie α. tritt gegen das kokette Wesen jener Frau die Zurückhaltung und Sprödigkeit des Mädchens hervor! Zu keusch, die Tiefe ihres Gefühls zu offenbaren, zeigt sie vielmehr eine gewisse Herbigkeit und Strenge, der gegenüber Weislingen sogar einen kleinen Tadel ausspricht („ich muß fast fürchten, du empfindest weniger als ich"). Nicht einmal die Hand, die er ergriffen hat, will sie ihm lassen, geschweige denn andre Liebkosungen gewähren. Und doch wird offenbar, daß sie von einem tiefen und warmen Gefühl erfüllt ist, daß sie so eben einen Herzensbund fürs Leben geschlossen zu haben glaubt. Aber jeden Versuch, den der feurige Liebhaber macht, ihre Strenge zu mildern, weist sie mit Entschiedenheit zurück und ruft sich die Lehren

ihrer Erzieherin ins Gedächtnis, der Äbtissin des Klosters, bei der sie bis zu ihrem sechszehnten Jahre gewesen ist. (β.) So erfahren wir hier auch, in welcher Weise die Erziehung der adligen Fräulein im Mittelalter vor sich ging. Und dieser Einfluß einer „vortrefflichen Frau" auf das Gemüt eines jungen Mädchens muß ein bedeutender gewesen sein. Noch jetzt preist Marie diese Lehrerin und gedenkt selbst in diesem Augenblicke des Glückes, das sie in ihrem Umgange genoß, ja sie stellt es dem Liebesglücke gleich, welches ihr jetzt zu teil geworden sei.

b. Aber auch das gesamte Familienleben dieses Kreises erscheint hier in einem noch schöneren Lichte als in der letzten Scene, und keiner ist davon mehr ergriffen und preist es herrlicher als Weislingen selbst, der sonst gewohnt war, in ganz andrer Luft zu atmen. Und nicht bloß der Geliebten gegenüber zeigt er dies, sondern noch mehr als er allein ist, in dem kleinen Monologe, in welchem fast jedes Wort der Seligkeit Ausdruck giebt, die ihm dadurch bereitet worden sei, daß er Eingang in diesen Kreis gefunden, wo man „sich so frei fühlt wie in heitrer Luft", wo das „Herz sich erweitert und kein beschwerliches Streben nach versagter Größe" sich kund thut, wo man vielmehr selbst „glücklich und groß" genug ist.

2) Der erste Akt als ein Ganzes.

I. Die Handlung. Der Akt hat zwei hervorragende Stellen, einmal in der dritten Scene, wo Weislingen als Gefangener Götzens erscheint; sodann in der fünften, wo er der Freund desselben und Mariens Verlobter wird und somit, wie es scheint, ganz auf Götzens Seite tritt. Vorbereitet wird das erste Ereignis durch zwei Begebenheiten in der ersten und zweiten Scene, nämlich durch die Nachricht, welche die Knechte erhalten und dann Götz überbringen. Die Folgen dieser Gefangennahme zeigen sich dann nach zwei Seiten hin. 1) Götz versucht den Freund durch Worte wiederzugewinnen, und der Eindruck, den Marie auf ihn macht, läßt diesen Versuch um so leichter gelingen; daher Götz ihm die Freiheit wiedergiebt. 2) Der Bischof bemüht sich, Weislingen, von dessen bevorstehender

Freilassung er gehört, wieder an seinen Hof zu ziehen, und seine Bemühungen sollen durch Adelheid gefördert werden: er mag „bald kommen" läßt sie ihm sogar sagen.

II. (Zustände.*) Die Handlung spielt an einem Wendepunkte der Weltgeschichte: das Mittelalter ist im Untergehen begriffen, eine neue Zeit bricht herein. Somit sind es nicht bloß zwei Personen oder Parteien, die miteinander im Streite liegen: der Kampf dehnt sich über ein ganzes Volk, eine ganze Zeit aus. Wenn wir einen Einblick in eine so großartige Bewegung gewinnen sollten, so war es nötig, auch die Prinzipien, die sittlichen Mächte und bewegenden Kräfte, welche in solchen Zeiten vor allem wirksam sind, zur Darstellung zu bringen, und da sich nun derartige Faktoren in allen wichtigen Lebenskreisen eines Volkes, besonders auch im Privatleben desselben äußern; da infolge davon ein solcher Kampf eben auch auf all diesen Gebieten, bald mehr, bald weniger, vor sich zu gehen pflegt, so hat unser Drama einen so ausgedehnten und großartigen Hintergrund erhalten, wie vielleicht, Faust ausgenommen, kein andres in unserer Litteratur. Daher kommt es aber auch, daß dasselbe in seiner Komposition, wie in der eigentlichen Darstellung jenes geschichtlichen Prozesses so eigenartig erscheint, daß es in dieser Hinsicht fast einzig in der Littertur dastehen möchte. So finden wir denn wiederholt Scenen, die ganz oder doch zum größten Teil die Handlung unterbrechen und uns Zustände der Zeit vorführen, in denen eben jener Kampf der sittlichen oder staatlichen Prinzipien miteinander zur Erscheinung kommt. Es dürfen alle diese Scenen nicht ohne weiteres als Episoden betrachtet werden. Kein Akt des Dramas ist von ihnen ganz frei; am meisten aber finden sie sich im ersten. Wir nehmen schon hier fast alle Gebiete wahr, auf denen durch jenen Kampf eine Umwälzung vor sich gehen wird, und in wenigen Zügen wird

*) Da dieser Teil zugleich Inhalt und Dispos. eines Aufsatzthemas enthalten soll (vgl. „zur Erklärung" S. 39) so mußte manches genauer angegeben werden, als es im mündlichen Unterricht wünschenswert sein wird. Doch enthält dieser Abschnitt auch einige neue Gesichtspunkte, die besser hier als bei der Betrachtung der einzelnen Scenen erwähnt werden.

uns ein reiches, mannigfaltiges Bild nationalen Lebens vorgeführt, das zwar in den folgenden Akten bedeutend vergrößert wird, aber schon an sich als ein kleines Ganze aufgefaßt werden kann.

I. Das praktische Leben. A. Öffentliches. 1) Die Verwaltung des Reiches. a. Das Oberhaupt des Landes ist ein Kaiser. Über seine schwankende Stellung in dem Kampfe zwischen alter und neuer Zeit vgl. S. 25. Den auswärtigen Angelegenheiten ist er ebenso wenig gewachsen als den inneren. b. Ihm zur Seite stehen als Organe des Reiches α. der Reichstag, gebildet aus den Fürsten, dem Adel und den freien Städten. Aber seine Thätigkeit ist eine untergeordnete, und er steht ganz auf Seite der neuen Zeit (S. 22. 32.). β. Die Gerichtsverwaltung. Hier stehen zwei Richtungen einander gegenüber, geschildert S. 27—31.

2) Die Stände des Reiches. a. Der Adel. α. Die Fürsten. Über ihre Stellung zu dem Kaiser und zu den Rittern, über die hohe Bedeutung der geistlichen Fürsten S. 21. 22. 24. β. Die Ritter: vier Arten derselben, von denen zwei Gruppen der alten, zwei der neuen Zeit angehören vgl. S. 24. 28.

b. Das Volk. α. Die Bürger der Städte: teils auf Seite des Mittelalters: ihr Widerstand gegen das neue Rechtswesen; teils der neuen Richtung angehörend: sie streben nach der Gunst der Fürsten und lassen sich von ihnen beschützen. Durch geistige Bildung suchen sie dem Adel gleichzukommen. β. Die Bauern: von den Fürsten gedrückt hängen sie den alten Rittern an; der Gesinnung nach zur Empörung geneigt.

B. Privatleben. Das der alten Zeit S. 15 und 38, das der neuen S. 26. 36.

II. Das geistige Leben d. i. Moral und Bildung. A. Die Kirche und die Geistlichkeit. a. Die neue Richtung. α. Intellektuell. Ein Bischof, der keine sittlichen oder religiösen Interessen zu kennen scheint, der dagegen an geistreichen und witzigen Gesprächen seine Freude hat, und dem Politik über alles geht, daher er auch neuen Erscheinungen und Fragen auf diesem Gebiete ein besonderes Interesse zu-

wendet. Ein Abt, beschränkt und ungebildet, dessen Wissen nicht weit über die zehn Gebote hinausgeht, ein Spott seiner Umgebung und seines Gebieters. β. Moralisch. Den Freuden der Tafel sind beide sehr zugethan. Für den Abt „das Weinfaß von Fulda" scheint Essen und Trinken das höchste Gut zu sein. Religiöse Gesinnung zeigt keiner von beiden: nur Eigennutz ist die Triebfeder ihrer Handlungen. So sind auch die Mittel, die der Bischof in diesem Kampfe anwendet, durchaus unmoralisch, List und Trug, Heuchelei und Gewaltthat. Sie zeigen weder ein Interesse für den Kaiser, noch für das Vaterland.

b. Die entgegengesetzte Richtung. Daß früher die höhere Geistlichkeit anders beschaffen war, wird nur erwähnt, der Bischof von Würzburg als Beispiel genannt: der war „gelehrt und dabei so leutselig". Dagegen wird in Bruder Martin ein Feind freilich nicht bloß jener Richtung, sondern des Standes überhaupt eingeführt. Intellektuell steht er höher da als sie alle, und moralisch übertrifft er sie noch weit mehr. Nur ernste, sittliche, religiöse Fragen sind es, die den Gegenstand seiner Unterhaltung bilden, und selbst der Wein, den er gern mag, wird ihm Stoff zu einer moralischen Betrachtung. Auch er, wie der Bischof, ist gegen weltliche Interessen nicht gleichgiltig, aber er sieht sie mit ganz andern Augen an. (Genaueres S. 8 u. fde.) Freilich er kann in seiner Jugend, in seiner niedrigen Stellung nichts ausrichten. Er steht auch darin mit den Bauern, ja mit Götz fast auf gleicher Stufe. Doch ist der Kampf, den diese durch die That auszufechten suchen, bei Bruder Martin nur ein Kampf im Innern. Das Resultat ist bei allen dasselbe. Gemeinsam ist ihnen das Streben nach Freiheit, während auf die einen Knechtschaft tastet, die andern in diesen Zustand versetzt werden sollen; gemeinsam ferner das Verlangen nach einem natürlichen Leben, und gemeinsam endlich, daß sie alle in diesem Kampfe unterliegen*).

*) Ich kann nicht zugeben, was andre behaupten, daß Bruder Martin ein Zeichen der neuen Zeit sein soll. Sonst würde Goethe das in ganz andrer Weise zu verstehen gegeben haben. Wie leicht hätte er in den letzten Scenen des Dramas auf die Refor-

B. Die Laien. 1. Die neue Zeit. a. Moraliſch ſtehen Weislingen, Adelheid, Franz und die übrigen am Hofe des Biſchofs alleſamt auf derſelben niedrigen Stufe. Sittliche Intereſſen und Motive kennen ſie überhaupt nicht; Sinnlichkeit oder Egoismus leitet ſie. Nur Weislingen — iſt er doch noch zum Teil ein Kind der alten Zeit — ſchwankt hin und her; vgl. S. 21. 23. 35. 39. b. Intellektuell ſind ſie weit bedeutender als die Gegenpartei. Ihre Pläne ſind klarer und beſtimmter, ihre Mittel durchdacht und zum Ziele führend. Ihre Bildung, ſchon die Sprache zeigt das, iſt eine andre als die des Mittelalters. Hier war alle Kultur noch „volkstümlich". Jetzt trennen ſich die höheren Klaſſen vom Volke: gelehrte Bildung wird als ein hohes Gut erſtrebt ſowohl vom neuen Bürgertum als vom Adel*).

2. Die alte Zeit. a. Der Adel d. i. Götz

mation anſpielen können. Der Geſchichtskundige wird natürlich der andern Auffaſſung ſich zuneigen. Aber der Dichter wollte, daß die neuere Zeit überhaupt nichts Gutes an ſich haben, auch nichts Gutes aus ihr erwartet werden ſolle. Kein einziger Vertreter derſelben zeigt etwas derartiges. Ob das geſchichtlich richtig iſt oder nicht, kümmert uns hier nicht. Hiſtoriſche Unrichtigkeiten finden ſich ja viele in dieſem Drama. Bruder Martin kann man als einen Geiſtlichen jener alten Zeit auffaſſen, wo dieſer Stand noch nicht ſo viel Unnatürliches an ſich hatte, der Zeit vor Gregor VII. Er erinnert wohl auch trotz großer Unterſchiede an die Mönche in Scheffels Ekkehard, die ſich mit dem Schwerte gürteten und in blutiger Schlacht für die Wohlfahrt des Landes kämpften. Freilich, eine gewiſſe Inkongruenz der ganzen Anſchauung muß zugegeben werden, und daher iſt auch meine Darſtellung, die ſich eben nach dem Dichter richten muß, nicht ganz frei davon. Indes wenn auch die Keime einer neuen Zeit in jenem Charakter zu tage treten, ſo können doch ſolche Keime ebenſo gut wieder untergehen, und der Charakter an ſich läßt auf nichts hindeuten, daß dieſer Untergang nicht wirklich ſtattfinden wird. Ferner enthalten dieſe Keime im weſentlichen doch nichts andres, als was die erſte Zeit des Chriſtentums und der Anfang des Mittelalters, wenn auch freilich nicht überall, in Wirklichkeit aufzeigen.

*) Hier ſtimmt Goethe im weſentlichen mit der Geſchichte überein. „Im Mittelalter hatten alle eine Sprache, eine Dichtung, einen Glauben, eine Kirche, eine Kunſt; ſeit dem 15. Jahrhundert iſt eine innere Spaltung des Volkskörpers in Gelehrte und Ungelehrte, oder wie man jetzt ſagt, Gebildete und Ungebildete eingetreten" u. ſ. w. (Paulſen, Geſchichte des gelehrten Unterrichts. S. 292.)

und seine Familie. α. Ihre intellektuelle Bildung ist nicht groß, aber sie bleibt, wie ihre Sprache, im Zusammenhange mit dem Volke und entspricht den Bedürfnissen der Nation. Dem Aberglauben ist Götz ebenso geneigt wie seine Reiter (die fünf Wölfe!). Die Erziehung der männlichen (Karl, Georg), wie der weiblichen Jugend (Marie) besteht vor allem in dem Einfluß, den ältere Personen durch ihr Beispiel und ihre Lehre auf die Sittlichkeit und auf das Gefühl des Zöglings ausüben. Doch hier bringt schon eine neue Richtung ein: Georg und Götz selbst anders erzogen als Karl. Bewegung in freier Luft, Ertragung von Strapazen aller Art, Arbeit und praktische Thätigkeit, Not und Kampf und Gefahr bildet die einen zu der Kraft und Männlichkeit, wie sie den Rittern des Mittelalters eigen war. Der andre lernt in dumpfer Stubenluft sein Pensum auswendig, das er kaum versteht. So mag auch dieser wohl einst, wie andre vom Adel und Bürgerstande, die Akademie besuchen, um gelehrt zu werden, oder er wird in ein Kloster gehen.

β. Aber ihre moralische Größe ist bedeutend. Zwar Götz begeht Ungerechtigkeiten; auch er nimmt zu Verstellung und List seine Zuflucht; aber er glaubt überall recht zu handeln. Götzens Gottvertrauen, als ihm die Hand abgeschossen ward. Alle sind gleich hervorragend durch Familiensinn, Treue und herzliche Liebe zu einander, Mitleid mit Unglücklichen und thätige Hilfe, männliches Selbstbewußtsein, sicheres und feines Rechtsgefühl, Begeisterung für Kaiser und Reich; kurz ein edles, würdiges Bild jener alten Zeit, dem der Leser das vollste Interesse zuwenden, für das sein tiefstes Mitleid rege werden muß, wenn er sehen wird, wie das Große und Hohe allmählich durch niedrige Mittel untergeht. Und es ist nationales Leben, was hier zu tage tritt: es sind die Tugenden deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit, die in gleicher Weise in der Politik wie im Privat- und Familienleben sich im vollen Glanze darstellen.

Schluß. Auch die Sprache zeigt diesen Unterschied der alten und neuen Zeit im allgemeinen. Doch sind hier die einzelnen Klassen, ja zum Teil die Personen noch be-

sonders geschieden. Am Hofe des Bischofs herrscht ein reines Hochdeutsch, gut stilisiert, doch nicht frei von gezwungenen und gesuchten Wendungen. Götz und sein Kreis sprechen eine kräftige, volkstümliche Sprache, reden in natürlicher Weise, oft mehr in Fragen und Ausrufen als in Perioden; sie verschmähen auch unedle Worte nicht und reden mehr das Deutsch des gewöhnlichen Lebens als die Schriftsprache.*)

---

3) Der zweite Akt.

Erste Scene. Bamberg.

I. Privatleben. (Zustand.) A. Äußerlich. Der geistliche Hof scheint Fortschritte zu machen: 1. Frauen zieren jetzt denselben, und mit der schönsten, geistreichsten unter ihnen spielt der Bischof selbst Schach. 2. Auch die Kunst wird in diesem Kreise gepflegt: an Musik, Gesang und Poesie findet man Gefallen. Wie ärmlich dagegen das Leben auf Götzens Burg! — B. (Inhalt). Aber diese Kunst bezweckt nur leere Unterhaltung, und die Poesie ist frivol und dient der Sinnlichkeit. Ferner das Gespräch ist witzig, es ist geistreich wie jenes Spiel; aber es fehlt jedes höhere Interesse, jeder sittliche Wert. Liebetraut kennt seine Leute und weiß, womit er diese Gesellschaft zu unterhalten hat. Wie ernst dagegen alles, was in Götzens Kreise gesprochen wird!

II. (Fortschritt der Handlung.) Indes der Bischof denkt beim Spiel an ganz andere Dinge: der schwere Verlust, den er erlitten hat, liegt ihm zu sehr im Sinn. Da erhält der schlaue Menschenkenner Liebetraut — einen „pfiffigen Kerl" nennt ihn Selbitz — vom Bischof „un-

*) Vgl. S. 4. 14. 37. — Götzens erster Monolog enthält fast nur kurze Hauptsätze, darin 8 Ausrufungszeichen. Gegensatz: die erste Rede des Olearius mit der Periode: „Denn indem die Bürgerlichen" u. s. w. oder später der Satz: „Das erkennt der Pöbel nicht, der u. s. w. Spätere Scenen zeigen diesen Unterschied noch deutlicher.

umschränkten Auftrag", und von Adelheid läßt er sich die Erlaubnis dazu geben, „sie mit hineinmischen" zu dürfen. Er verspricht gleich ein Doppeltes: er wird Weislingen ganz sicher nach Bamberg bringen, und ebenso sicher weiß er, daß dann derselbe bleiben wird. „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau" werden ihn halten. Und das letzte Wort Adelheids: „Wollen sehen", zeigt, daß sie recht gern bereit ist, dem Bischof einen Wunsch zu erfüllen, den, wie er selbst sagt, nur sie allein erfüllen kann.

Zweite Scene. (Jaxthausen.)

I. Inhalt. (Ein neues Moment der Handlung.) Um sich selbst Recht zu verschaffen, vermehrt Götz, ohne es zu wollen, die Schwierigkeit seiner Lage. Weil die Nürnberger schuld daran sind, daß der Bischof seinen Buben gefangen genommen hat, kündigt er ihnen nach mittelalterlicher Sitte „Fehde" an, und er und sein Freund brechen auf, um das beliebte Mittel der Rache anzuwenden, nämlich Kaufleute wegzufangen.

II. Bedeutung. (Zustand.) (A. Eine einzelne Person.) Ein zweiter Ritter jener alten Zeit, dessen Name schon wiederholt genannt ward, tritt auf. Ihm selbst ist kein Unrecht widerfahren. Es ist die Freundschaft mit Götz und die Lust am Kampfe, die ihn bewegt, an jener Fehde teil zu nehmen. Außerdem freilich auch die Gemeinsamkeit der Interessen, welche die so wenigen selbständigen Ritter um so mehr nötigt, gegen den Feind einander beizustehen.

B. Die Parteien. 1) Die neue Zeit. Wir erfahren, daß dieser Kampf noch größere Ausdehnung hat: auch die Städte nehmen daran teil, und die wichtigsten derselben, die freien Reichsstädte, scheinen es mit den Fürsten zu halten. „Mit den Pfaffen" sagt Selbitz von seinem Parteistandpunkte aus. Auch besteht diese Verbindung schon lange, („von jeher"!), und speziell der gegenseitige Groll zwischen Götz und Nürnberg ist ein alter. So freut sich denn auch der erstere, „daß sie angefangen haben."

2) Die andere Partei. Es ist das zweite Mal im

Drama, daß Götz sich eines doppelten Unrechts schuldig macht. Und alle Ritter jener alten Zeit handeln in solchen Fällen ebenso. a. Götz' *Fehler* ist zunächst ein (α) *intellektueller*. Seine politische Einsicht reicht nicht so weit, zu erkennen, daß die veränderten Zeitverhältnisse jene Art und Weise, sich selbst Recht zu verschaffen, wie sie im Mittelalter in Ordnung war*), nicht mehr zulassen, daß dieser Weg wenn auch vielleicht im einzelnen Falle berechtigt und von guten Folgen, doch im allgemeinen ein Unrecht und für die Gesamtheit schädlich sei, und daß schon *diese* Eigentümlichkeit den Untergang des Mittelalters herbeiführen mußte. Jene Männer hätten ihre Freiheit und Selbständigkeit, sie hätten ihre andern hohen Vorzüge auch ohne jenen letzten Rest des Faustrechts behaupten können, sie hätten wenigstens den Versuch machen sollen.**)

*) Hier oder bei einer andern Gelegenheit, vielleicht auch am Schluß der Erklärung, wird man recht gut an jenen Aufsatz in Mösers patriotischen Phantasieen erinnern, welcher von dem „hohen Styl der Kunst unter den Deutschen" handelt. Daraus kann einiges mitgeteilt werden. Der Schüler erlangt dadurch die Einsicht, daß jene Zeit des Faustrechts in der That auch ein *Rechts*zustand war und in seiner besten Zeit mehr Nutzen als Schaden stiftete. Wenn sich auch in jener Abhandlung Äußerungen von mehr als zweifelhafter Richtigkeit finden (wie z. B. „daß das ehemalige Faustrecht weit systematischer und vernünftiger gewesen sei als unser heutiges Völkerrecht"), so dient doch der ganze Aufsatz dazu, die Goethische Auffassung jener Periode als der herrlichen Zeit deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit als eine wohl berechtigte hinzustellen. Ob der Dichter diese Abhandlung vor der Abfassung des Götz kannte, wie *Hettner* (Litteraturgeschichte III. S. 146) annimmt, ist zweifelhaft; *Düntzer* in seinen „Erläuterungen" bestreitet es.

**) Nicht in dem Sinne gesagt, als ob der *Dichter* den Helden so hätte darstellen sollen. Denn Götzens Größe, seine männliche Kraft und Selbständigkeit zeigt sich gerade darin, daß er *nicht* wie Nürnberger Kaufleute handelt, die um „eines Pfeffersackes willen das ganze Reich aufmahnen", sondern daß er in eigner Sache sich selbst zu helfen weiß und Kaiser und Reich für zu hoch hält, um sie mit solchen Dingen zu belästigen. Aber gerade in dieser Größe des Helden liegt zugleich sein Fehler, und weil so eins das andere mehr oder weniger bedingte, gerade deswegen war er geeignet, der Held eines Dramas zu werden, zu dem ein intellektuell und moralisch richtig handelnder Götz wenig getaugt haben würde. Aber diese Fehler, diese Schuld des Helden muß klar hingestellt werden.

Aber es fehlte Götz die Einsicht ganz und gar, daß er hier und in andern Fällen nur seinen Feinden in die Hände arbeite, und so wird er an seinem eignen Sturze schuld.

β. Noch größer erscheint sein moralischer Fehler. Er verletzt durch ein und dieselbe That zwei heilige Pflichten. Er verstößt einmal gegen die Ordnung des Staates. Ein Landfrieden ist von Kaiser und Reich erlassen worden. Aber trotz der großen Ehrfurcht, die Götz so oft gegen seinen Kaiser äußert, macht er sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, sich über eine so wichtige Anordnung hinwegzusetzen. Freilich hält er dieselbe vielmehr für ein Werk des Fürsten als des Kaisers, und das macht sein Handeln begreiflich; aber dadurch wird er nicht gerechtfertigt. Noch leichter aber wird es ihm, sich der Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entschlagen und Ungerechtigkeiten zu begehen, bei denen ein moralischer Zustand der Gesellschaft nicht möglich ist. Unschuldige Menschen, die ihm selbst nichts zu Leide thaten, werden von ihm aufgefangen und so lange geplagt, bis er sich oder andern Recht verschafft hat. Diese Handlungsweise ist es denn auch, die der Gegenpartei ein gewisses Recht giebt, ihn und seinesgleichen mit jenen Raubrittern, durch die das ganze Land so viel zu leiden hatte, auf eine Stufe zu stellen.

b. Aber allerdings Götzens Vergehen lassen sich in gewisser Beziehung wo nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen, und der Unterschied zwischen ihm und jenen Raubrittern ist ein bedeutender. α. Schon äußerlich zeigt er sich darin, daß Götz die Formen des Rechts wahrt und, wie das mittelalterliche Gesetz es vorschrieb, seinen Gegnern erst „Fehde ankündigt", ehe er seinen Streich ausführt. Jetzt können sie auf ihrer Hut sein, können sich verteidigen, werden nicht unvermutet, wie von Raubrittern, überfallen. β. Innerlich. aa. (Subjektiv). Sodann liegt die eigentliche Schuld solcher Fehde immer auf seiten der Gegner, die mit Ungerechtigkeiten angefangen haben. So die Kölner, von denen erzählt wird, daß sie jenem Schneider den gewonnenen Preis nicht bezahlen wollten; so der Bischof, so jetzt die Nürnberger, die Götzens Buben dem letzteren verraten haben. Daher ist es außer seinem Ehrgefühl gerade

sein peinliches Gerechtigkeitsgefühl, das Götz zum Unrechtthun treibt: es würde ihm das „Herz abfressen", wenn er die Ungerechtigkeiten andrer dulden sollte. Demnach ist auch hier seine Schuld eine Folge seiner sittlichen Größe. (bb. Objektiv.) Endlich ist es der innere Zustand der Gerichte damaliger Zeit, der sein eigenmächtiges Verfahren entschuldigt. Es war dem Geschädigten entweder ganz unmöglich, zu seinem Rechte zu gelangen, oder die gerichtlichen Verhandlungen zogen sich so in die Länge, daß das eigentliche Objekt des Streites, z. B. ein Gefangener, darüber zu grunde gehen oder wertlos werden konnte. In so wüsten Zeiten, wie sie das Drama darstellt, konnte „der wohldenkende, brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließen", und so mochte Götz sich wohl dem guten Glauben hingeben, daß er eigentlich im Sinne des Kaisers handle, wenn er sich selbst Recht verschaffe.

Dritte Scene. (Bamberg.)

Der Fortschritt der Handlung besteht darin, daß Liebetraut den in der ersten Scene übernommenen Auftrag ausgeführt hat. Es liegt wiederum ein wichtiges Ereignis, die Umstimmung Weislingens, hinter der Scene; doch wird dasselbe nach seinen wesentlichen Momenten hier vorgeführt. Weislingen wird in doppelter Weise angekündigt: (a) durch das Kammerfräulein, die seinen Einzug und seine Schönheit*) beschreibt, auch das böse Omen erwähnt, dessen Weislingen später selbst gedenken muß; (b) sodann durch Liebetraut, von dem sich Adelheid ausführlich erzählen läßt, wie ihm die Sache gelungen sei. Der schwankende Charakter Weislingens tritt in dieser Erzählung besonders hervor: „er wußte nicht, wie ihm geschah" . . . „er wollte — ohne es zu wollen", er mußte schließlich „hergeschleppt"

*) Wenn die Schüler Lessings Laokoon gelesen haben, können sie darauf aufmerksam gemacht werden, daß hier ein Körper nach seinen einzelnen Teilen (Nase, Auge, Haar, Wuchs) geschildert wird; aber durchaus im Einklang mit Lessings Vorschriften. Das Porträt Maximilians macht das Gesagte anschaulich. Ähnlich wird in Lessings Emilia Galotti (im ersten Aufzug) die Schönheit der Heldin dargestellt.

werden, und „drei mächtige Stricke" bewirkten das. Und die werden ihn wohl auch festhalten. Hat ihm doch Adelheid schon im voraus Gelegenheit gegeben, sich um sie verdient zu machen: ihre Güter, die in Gefahr sind, soll er ihr durch seinen mächtigen Einfluß auf den Kaiser erhalten.

Vierte Scene. (Im Spessart.)

Bedarf keiner Erläuterung. Nur ist hervorzuheben, wie Götz auch jetzt wieder der „getreuherzige" ist und an die Falschheit andrer schwer glauben will; ferner, wie Georgs Erziehung und Bildung weiter gefördert wird. Er erscheint jetzt gewappnet „als Reitersknecht". Er hat schon selbständig eine Bestellung ausgerichtet und erhält jetzt eine neue, viel schwierigere und wichtigere. Und wie freut er sich drauf! Wie weiß er Götzens fürsorgliches Bedenken zu verscheuchen!

Fünfte, sechste, siebente Scene. (Bamberg.)

Es bilden diese drei Scenen ein Ganzes; die erste und dritte Scene wird hier fortgesetzt und ein wichtiges Resultat herbeigeführt: Weislingen wird zum Bleiben bewogen. Auf welche Weise? Zunächst werden von den drei „Stricken" die ihn fesseln sollen, zwei in Anwendung gebracht, Fürstengunst und Schmeichelei.

I. (Ein mißlungener Versuch. Scene 5.) Den scheinbar herzlichen Ton, welchen der Bischof anschlägt, beweist schon das „Du", mit dem er Weislingen anredet; (erst als er am Schluß strenger wird, sagt er „ihr"; Weislingen immer letzteres und „gnädiger Herr"). Daß es nicht der geistliche Herr ist, der sich das herausnimmt, geht daraus hervor, daß eben derselbe nicht bloß Adelheid, sondern selbst Liebetraut mit „ihr" anredet; natürlich auch Olearius, den er „Herr Doktor" nennt, Weislingen dagegen bei seinem Namen. Welche Gründe macht nun der Bischof geltend, um ihn zum Eidbruch zu überreden? 1) Weislingen habe Unrecht gethan. Das scheint dieser auch selbst zuzugeben — kein gutes Zeichen! — da er um „Verzeihung" bittet. 2) Der Bischof werde dadurch aufs härteste betroffen: seine Feinde würden jetzt um so mächtiger werden, ja Weislingen selbst sich vielleicht zu ihnen gesellen. —

In der Scene selbst ist Handlung vorhanden, insofern jemand, der anfangs fest entschlossen war, wie Weislingens erstes Wort beweist, den vorgebrachten Gründen zwar noch Widerstand entgegensetzt, aber in jenem Entschluß schon schwankend geworden ist. Das zeigt sein letztes Wort an den Bischof: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll". Als er trotzdem den Aufbruch für diesen Abend bestimmt, da ist's ihm zu mute, als ob er „aus der Welt sollte, und noch dazu, als wüßt' er nicht wohin".

Also ganz ohne Wirkung sind jene beiden Mittel nicht geblieben; jetzt aber folgt das stärkere. (II. Der gelungene Versuch.) Daß Adelheid kein aufrichtiges oder gar herzliches Gefühl für ihn hegt, zeigt ihre erste Rede: sie scheut sich nicht einmal, dergleichen ihrer Dienerin zu sagen. Wodurch gelingt es ihr nun, ihn zu bewegen? (1. Durch Gründe. a. Objektive.) Der Eid — denn noch einmal spricht Weislingen mit innerer Überzeugung von seiner „Ritterpflicht, seinem heiligen Handschlage" — ist in ihren Augen (α) ungiltig einem Manne gegenüber, der der Acht verfallen war; (β) ja die Gesetze selbst entbinden von solchem Schwure. (b. Persönliche d. i. nur auf Weislingen bezügliche. α.) Welche neue Stellung wird er aber jetzt einnehmen? (aa) Seiner früheren Partei muß er als Feind des Kaisers und des Reiches erscheinen; (bb) und Götz gegenüber macht er sich zum Sklaven, da er ein Herr „von Fürsten" sein könnte. „Schmeichelei" fehlt auch hier nicht! (β) Doch auch auf das Gefühl der Treue, das Weislingen noch immer beherrscht, muß ein Angriff gemacht werden; die Listige weiß, daß er dadurch vor allem an Götz gekettet ist. So wird denn das Bild des letzteren anders gemalt, als es in Weislingens Seele erscheint, und es zeugt noch immer von der edlen Natur des Mannes, daß er den Freund gegen solche Angriffe wieder und wieder verteidigt. Die „hohe, unbändige Seele", der „übermütige Mensch" wird den sanften, nachgebenden Weislingen völlig unterdrücken, und das liebevolle Benehmen, das er diesem bewies, war ja nur seine Schuldigkeit, ja hat ihm selbst Gewinn gebracht.

2. Doch weit mehr als alle diese Gründe wirkt die

eigne Perſönlichkeit der Sprecherin. Das Verlockende ihrer äußern Erſcheinung macht ſich von ſelbſt geltend und bedarf der Erwähnung nicht. Aber andre Mittel müſſen hinzukommen. Sie bezeigt ihm ſcheinbar Gleichgiltigkeit, ja Härte, die ſich zuletzt bis zum „Haſſe" zu ſteigern ſcheint. a. Anfangs nur in Worten und Gebärden. So gleich zuerſt „das kann euch einerlei ſein", und dann öfter. Aber in koketter Weiſe ſucht ſie überall Teilnahme für ihn, ja Herzlichkeit hineinzumiſchen. Der Eifer, mit dem ſie nur für ſein eigen Wohl, gar nicht in ihrem Intereſſe zu reden ſcheint; das „Du", welches ſie dabei einfließen läßt; die Hand, die ſie der ſeinigen nicht entzieht; der letzte Blick, den ſie ihm zuwirft: alles das wirkt allmählich, und dem noch eben ausgeſprochenen Worte Weislingens „ich muß fort" folgt ſogleich ein „ich kann nicht". Noch einmal zum Biſchof gerufen, nimmt er nicht Abſchied von ihr: „Ich ſehe euch wieder" ſind ſeine letzten Worte.

b. (Durch die That. Scene 7). Hat die kokette Frau es vorher nur erſt verſucht, ohne zu wiſſen, welchen Erfolg ſie damit haben wird, ſo hat ſie jetzt klar erkannt, auf welchem Wege er allein noch zu gewinnen ſei. Da er ohne Abſchied nicht gehen wollte, wird ſie ihm denſelben verweigern: er wird nicht vorgelaſſen werden. Wiederum, wie am Schluß des erſten Verſuches, zeigt ein kleines Zwiegeſpräch zwiſchen Franz und ſeinem Herrn, welche Wirkung dieſe ſcheinbare Härte auf letzteren gemacht hat: er bleibt, wenn auch nur für heute und morgen. Seine ſchwache Natur bedarf freilich noch vor ſich ſelbſt einer Entſchuldigung und eines kleinen Betruges. Die vielen unvollendeten Geſchäfte ſollen ihm den Grund ſeines Bleibens abgeben. Es regt ſich noch immer ein Teil ſeines beſſeren Selbſt, ja er zeigt noch einen Schein von Entſchloſſenheit: „Halten ſollen ſie mich hier nicht!" und „ich will fort". Aber dunkel fühlt er ſchon voraus, daß er vergebens auf ſeiner Hut ſein wird, daß umſonſt „ſein guter Geiſt" ſich ihm beim Einzug gleich entgegenſtellte, daß die Verſuchung für ihn zu groß iſt, und der Wunſch „wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre" beweiſt, wie wenig er noch zu ſich ſelbſt Vertrauen hat. Wenn aber ſo ſchwankende Charaktere in

ihren Zweifeln erst bis zu dieser Stufe gekommen sind, dann unterliegen sie sicherlich und folgen ihrer Neigung und Leidenschaft, nicht der Pflicht und dem Gewissen.

Achte Scene. (Im Spessart.)

1. Fortschritt der Handlung. Weislingen hat sich endgiltig von Götz losgesagt und ist um so fester mit der Gegenpartei verbunden: ein wichtiges, folgenschweres Ereignis in diesem Kampfe. Nach den letzten drei Scenen glauben wir dem Berichte Georgs ohne weiteres, und es bedurfte keines besonderen Auftrittes, uns den thatsächlichen Verrat vorzuführen. Götz freilich kann anfangs nicht davon überzeugt werden, und erst die eigenen Worte Weislingens, wie er sie sich von Georg versichern läßt, heben jeden Zweifel auf. „Treu und Glaube, du hast mich wieder betrogen", ist seine einzige Antwort, und nur noch so nebenbei werden wir daran erinnert, wie dieser Treubruch noch ein andres Herz weit schwerer treffen wird als das seinige.

2. Wichtig ist die Scene sodann durch den Kontrast, in dem diese schnöde That Weislingens zu der Denk- und Handlungsweise der alten Zeit gesetzt wird. Georg zunächst, sehen wir, zeigt sich seines künftigen Standes, wie seines Herrn immer würdiger. Das Selbstvertrauen und die Unerschrockenheit, sein rasches, festes Handeln, die Gewandtheit und Sicherheit in Verhältnissen, die ihm durchaus neu sind und die ihn leicht hätten beklommen machen können, kurz, sein Auftreten, wie seine Worte zeigen, wie er zum Manne und zum Ritter heranreift. Trotz seiner Jugend besitzt er schon Erfahrung und Menschenkenntnis genug: Weislingen braucht es ihm nicht zu sagen, er sieht „das Geständnis des Lasters" in dem Gesicht des Mannes, der kaum das Herz hat, ihn anzusehen, ihn, einen schlichten Reitersjungen. Und er hat auch den Mut, dem feinen Ritter seine Gesinnung über dessen Eidbruch offen ins Gesicht zu sagen, ja ihm seine volle Verachtung mit dem kräftigen Worte zu bekunden: „Es gäbe nur zweierlei Leute, Brave und Schurken". Welchen Eindruck aber diese sittliche Verworfenheit auf die Männer der frühern Zeit

macht, beweist vor allem der letzte Ausspruch Selbitz': „Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren, als so ein Hundsfott sein".

Neunte Scene. (Bamberg.)

I. Inhalt und Gliederung. Zwei Teile: im ersten ist Adelheid angreifend, im zweiten führt Weislingen seine Verteidigung und beide werden hinsichtlich ihrer Pläne einig. A. Adelheid sucht Weislingen zum energischen Handeln gegen Götz zu bewegen. Durch welche Gründe wirkt sie auf ihn ein? 1) Worte. a. Schmeichelei soll ihn bethören: „Der Ruf hatte euch so zahnarztmäßig herausgestrichen"; und „ihr übertraft euren Ruhm". b. Sein Ehrgefühl soll erregt werden, daher überhäuft sie ihn mit Schmähungen. Er habe seinen guten Ruf vergessen, sei ein unthätiger, melancholisch gestimmter Mann; statt „auf große Unternehmungen zu sinnen, jammere er wie ein kranker Poet" u. s. w. 2) Aber auch jetzt sucht sie wieder mehr durch ihre Persönlichkeit, ihre Teilnahme für ihn Eindruck zu machen. a. Scheinbar freilich zeigt sie ihm (α) ihre Gleichgiltigkeit: seine Gesellschaft ist ihr langweilig; sie wollte sogar, sie hätte ihn nicht festgehalten. (β) Ja sie fügt Drohungen hinzu, sie will ihm die Gunst, die sie ihm bisher geschenkt, wieder entreißen. b. Aber geschickt läßt sie diese ihre Gunst doch überall durchblicken. Sie bestätigt ihm, was er geglaubt hatte: sie hat wirklich Anteil an ihm genommen. Gerade weil sie „ihm wohl wollte", konnte sie eine zeitlang mit ihm leben, ohne seine Schwächen zu bemerken, ja sie hat dieselben zu entschuldigen gesucht. Endlich, als ob sie selbst nicht imstande wäre, ihn aufzugeben, ihn seinem Schicksale zu überlassen, bietet sie die Hand zur Versöhnung und bittet um Verzeihung für die schlimmen Worte, die ja doch nur „aus Liebe" gesagt seien.

B. Und Weislingen wird gewonnen. Das Wort „Liebe" verfehlt seine Wirkung nicht. Er, der bisher nur ganz kurz geantwortet hat, wird mit einem Male beredt und feurig. Auf jene Vorwürfe hatte er wenig zu erwidern, ja er schien fast alles, was sie an ihm getadelt, zu bestätigen. Aber als sie von Liebe spricht, da macht sich

zunächst sein Herz und seine Leidenschaft Luft, und er muß das Wort erwidern: „Könntest du mich lieben". Dann aber sucht er durch Gründe 1) sein bisheriges Verhalten zu verteidigen. Es lebte in ihm eben noch ein guter Kern, und er konnte sich so schnell und mit voller Überzeung der Gegenpartei nicht ergeben und für ihre schlechten Absichten eintreten. Wir sehen, wie ein schwankendes Herz allmählich die Fesseln, die es an eine gute Sache binden, immer lockrer macht, sie endlich zerreißt und einen bestimmten Entschluß faßt. Der Mann, „dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bei ihm war", der hatte selbst gegen solche Verführungen noch Kraft genug gehabt, dem schon wortbrüchig gewordenen Freund wenigstens noch einen Rest von Treue und edler Gesinnung zu erhalten, daß es die ganze Zeit über „in ihm gearbeitet hat", und er nicht „mit sich selbst einig werden konnte." 2) Doch jetzt ist sein Entschluß gefaßt. Ganz unthätig zwar ist er auch früher nicht gewesen. Aber mehr um sich zu verteidigen, mehr, weil er Götzens Rache fürchtete, hatte er seine Macht verstärkt und die Unterhandlungen mit Verbündeten weitergeführt. Nun aber — lange hat er mit diesem Schritte gezögert: Adelheids Einfluß hat ihn endlich dazu gebracht — nun will er dem Feinde zuvorkommen. Er weiß, daß er allein ihm nicht gewachsen, daß selbst jene Verbündeten nicht stark genug sind. Das Reich muß gegen ihn aufgeboten, der Kaiser für die Sache gewonnen werden; „der Reichstag zu Augsburg soll unsre Projekte zur Reife bringen": steht doch „der größte Teil der Fürsten auf seiner Seite. So wird er denn von Adelheid in diesem Plane noch mehr gestärkt. Sie sagt es offen genug: „die Politik führt sie zusammen", und sie „sind verloren, wenn sie nicht den Kaiser auf ihre Seite lenken".

II. Bedeutung der Scene. A. Fortschritt der Handlung. 1) Weislingen wird aus seiner Unthätigkeit herausgerissen, und somit wird der alte Kampf mit größerer Energie entbrennen. 2), Ja er wird auch an Umfang und Bedeutung zunehmen. Denn was vorher noch Privatfehde zu sein schien, soll jetzt, das ist der Plan, zu einer politischen Angelegenheit des Reiches gemacht werden.

Daß dieſer Plan gelinge, iſt von der größten Wichtigkeit. Denn die kleine Schar, ſo tapfer und mächtig ſie auch iſt, wird auf die Dauer wohl „dem größten Teile der Fürſten", der Macht eines großen Staates nicht widerſtehen können.

B. Die Scene ſetzt ferner die Partei der neuen Zeit in noch helleres Licht. (1. Perſonen. a. Allgemein.) Ein Weib iſt es, welches in die Fragen der Politik mit eingreifen will. Die in der früheren Zeit die „Königinnen" einer einzelnen Burg waren, und vor allem dem Privatleben Ordnung und Anmut verliehen, die in Küche und Keller zu herrſchen oder am Spinnrocken zu ſitzen pflegten, ſie wollen jetzt mithandeln, um über Wohl und Wehe der beſten Männer, ja der ganzen Nation zu entſcheiden. (b. Individuell.) Und was für ein Weib! Und aus welchen Motiven! (α. Negativ.) Kein ſittliches Intereſſe treibt ſie an: Vaterland und Volk ſind ihr gleichgiltige Dinge. (β. Poſitiv.) Nur aus unedlen Beweggründen handelt ſie; (aa. materiell) die Güter Adelheids ſtehen auf dem Spiele, ebenſo die Weislingens; (bb. ideell) Ehrgeiz treibt ſie zum Handeln. — (2. Sache.) Ganz ebenſo ſteht es mit dieſer ganzen Partei. (a. Motive.) Nur der äußere Vorteil und Ruhmſucht hält ſie zuſammen: höhere Güter kennen ſie nicht. (b. Mittel.) Patriotismus iſt ihnen fremd; Götz hat ganz recht mit ſeiner Äußerung: es kommt ihnen ſehr gelegen, daß die Türken das Reich bedrängen. So muß der Kaiſer von ihnen Hilfe verlangen, und ſie werden dann für ihre eignen Intereſſen ſorgen.*)

*) Auf die Sprache mag noch einmal (vgl. S. 38. 45) aufmerkſam gemacht werden. Sie iſt ebenſo unnatürlich, wie das Leben und die Sitten. Fremdwörter, („Feſttagsornat, Antiſtrophe, Quinteſſenz, Phönix, ſich präſentieren als ordinärer Haushahn, Poet, aktiv, melancholiſch, Politik, Projekt"); lange Sätze, ungewöhnliche Gleichniſſe, geſuchte Metaphern, Hyperbeln, Anſpielungen; Götz und Georg würden vieles gar nicht verſtehen. („Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber"; „erſt brütet ſie, mit Mutterwärme . . . gleich einer unbeſtändigen Henne", u. ſ. w.; „was gäb' eine Schneidersfrau" u. ſ. w.; „der Ruf, hundertzüngig" u. ſ. w.; „der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufgeſtiegen war" u. ſ. w.) Zu vergleichen damit die Sprache der nächſten Scene!

Zehnte Scene. (Herberge. Bauernhochzeit.)

I. Der Fortschritt der Handlung ist überaus gering: in dem letzten kleinen Teile der Scene bewirkt die Nachricht Georgs von der Ankunft der Nürnberger Kaufleute, daß Götz und Selbitz aufbrechen, um letztere gefangen zu nehmen. Es bildet aber dieser Teil einen Übergang zu der ersten Scene des drittten Aktes; zugleich wird die früher (II. 2. S. 47) erwähnte Fehde Götzens mit den Nürnbergern in Erinnerung gebracht.

II. Bedeutung der Scene. Dieselbe fehlte in der ersten Bearbeitung. Der Dichter hielt sie in der zweiten für notwendig, und zwar, wie aus Dichtung und Wahrheit bekannt ist, nach gründlicher Überlegung für notwendig, obgleich ihm die Dürftigkeit der Handlung in dieser Scene sicherlich nicht entgangen ist. Dieselbe verdient demnach eine besondere Aufmerksamkeit. Eine bestimmte Absicht des Dichters scheint hier mehr als irgendwo vorzuliegen. A. Es handelt sich im wesentlichen um einen Prozeß und dessen Entscheidung. Aber abgesehen von diesem Hauptthema dient die Scene dazu, vorher angedeutete Punkte deutlicher darzulegen. Wenn der erste Auftritt des ersten Aktes durch Worte zu beweisen schien, wie die Bauern auf seite Götzens stehen, so tritt das hier durch die That hervor. Die edlen Ritter Götz und Selbitz sitzen unter Bauern, und man merkt keinen Unterschied des Standes. Auch die letztern genieren sich nicht, sondern reden von der Leber weg wie mit ihresgleichen. Nur der Rat, den man ihnen wohlgesinnt erteilt, zeigt den Unterschied der Stellung an. Es sind die niedrigsten Stände, die zusammenhalten: Bauern und einfache Ritter stehen gegen die Fürsten und gegen die Ordnung, die von diesen ausgeht. Wenn dann im letzten Akte Götz geradezu der Anführer aufständischer Bauern wird, so ist es nicht bloß der Zwang der Umstände, der ihn zu diesem Schritte nötigt: sein eignes Herz treibt ihn dazu. Auch hier in dieser Scene wäre er gern bereit, thatsächlich für die Bauern einzutreten und dem ungerechten Richter das Geld mit Gewalt abzunehmen: „ist er doch wohl eher um des vierten Teils willen ausgeritten.“

B. Aber die Hauptbedeutung unſerer Scene liegt auf einem andern Gebiete. In dem erſten Geſpräche zwiſchen dem Biſchof und Olearius wurde von dem letzteren das römiſche Recht in jeder Beziehung gelobt, freilich mit dem Zuſatze, daß das Volk von dieſer neuen Inſtitution nichts wiſſen wolle, ſondern ihm durchaus feindlich entgegentrete. Hier erhalten wir die Ergänzung zu jener Scene und erfahren, wie auf dieſem ſo wichtigen Gebiete des öffentlichen Lebens die neue Zeit nur ſchlechte Wirkungen hervorbringt. Und jene Vorzüge des neuen Syſtems wurden nur theoretiſch dargelegt, ſeine Fehler aber werden uns jetzt praktiſch vorgeführt. Freilich nicht durch eine eigentliche Handlung — denn den Prozeß ſelbſt auf die Bühne zu bringen, war unmöglich und hätte von der Haupthandlung zu weit abgeführt — ſondern durch Rede und Gegenrede in lebhafter Mitteilung eigener Erfahrungen. Wie notwendig aber in Goethes Sinne die Scene für die richtige Beurteilung dieſes Kampfes war, zeigt jene ganze Stelle in Dichtung und Wahrheit, wo er über das Gerichtsweſen ſpricht, und beſonders das Wort: „Giebt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und Heere die genaueſte Einſicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reiches.“ Dieſe Einſicht erhalten wir hier in der allerkürzeſten Weiſe.

1) (Sache. a. Verhandlung.) Acht Jahre lang dauert ein Prozeß wegen eines geringfügigen Gegenſtandes. Welche Menge von überflüſſigen, zeitkoſtenden Verhandlungen mögen da vorgekommen ſein! Wie oft werden die Parteien vom Lande den weiten Weg nach der Stadt haben machen müſſen! „Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's nicht“ u. ſ. w. (b.) Und dann iſt das Urteil doch noch nichtsſagend oder unklar: die eine Partei hat danach ſo viel Recht als die andre, und Zeit und Geld iſt umſonſt verſchwendet worden.

Oder höchſtens nur zum Nutzen der (b) Perſonen) Richter. (α. Äußerlich.) Es ſind, zum Teil wenigſtens, nicht deutſche Männer: der Name ſchon zeigt den Italiener.*) Wie gut er ſich bei ſeinem Amte ſteht,

*) Es iſt gar nicht nötig, dem Schüler zu ſagen, daß Goethe damit auf einen Fall ſeiner eignen Zeit angeſpielt hat.

beweist auch sein prächtiges Gartenhaus mit dem großen Saale. (β. Innerlich: Eigennutz und Bestechlichkeit.) Aber es sind noch andre da, die ihren Vorteil bei solchen Prozessen finden: „jeden Reverenz, den euch ein Prokurator macht, müßt ihr bezahlen;" „da macht alles(!) hohle Pfötchen;" „das unerhörte Blechen!" Ja, der ärgste nimmt gar das Geld von beiden Parteien an, und so war denn auch kein ander Urteil zu erwarten. Da ist's denn freilich kein Wunder, daß die Bauern, denen bares Geld fast mehr am Herzen liegt als Haus und Hof, es verschwören, jemals wieder zu prozessieren. Denn zu den kaiserlichen Visitationen, auf welche sie verwiesen werden, haben sie kein Vertrauen, von ihrer Wirksamkeit nichts „gespürt". Auch ist es nur Götzens Vertrauensseligkeit, wenn er die Bauern am Schluß überreden will, einen neuen Versuch zu machen.

4) Der zweite Akt als Ganzes.

A. Bewegung der Handlung. Drei für den im Drama dargestellten Kampf wichtige Momente: 1) Götz vermehrt seine Feinde und die Schwierigkeit seiner Lage dadurch, daß er den Nürnbergern Fehde ankündigt. 2) Weislingen tritt wieder auf seite des Bischofs und bricht Götz die Treue. 3) Er wird endlich dazu bewogen, aktiv gegen letzteren vorzugehen und will jetzt versuchen, jenem Kampfe eine weitere Ausdehnung zu geben, Kaiser und Reich mit hineinzuziehen. Der Kampf scheint also erbitterter werden zu wollen. Die beiden Höhenpunkte des Aktes liegen in der sechsten und neunten Scene, in den beiden Unterredungen zwischen Weislingen und Adelheid.

B. Zustände. 1) Der neuen Zeit. a. Private. α. Am fürstlichen Hofe: Üppigkeit und weltlicher Genuß, Scherz und Spiel. β. Wir erfahren, wie ein Ehebündnis in solcher Zeit zu stande kommt, Adelheid und Weislingen. (Gegensatz dazu Marie!). — b. (Öffentliche. α. Politik. Eine Frau sucht Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu erlangen und verwendet ihn zum Schaden des Landes. β. Gerichtswesen: Schilderung in der letzten Scene.

2) Durch alles hindurch geht Eigennutz, Unredlichkeit, meineidige Gesinnung; es fehlen alle die sittlichen Vorzüge, welche die andere Partei auszeichnet. Dieser Gegensatz tritt am klarsten in der achten Scene hervor. Dann aber auch in der letzten, wo Selbitz' Ausruf: „Götz! Wir sind Räuber!" nachdrücklich darauf hinweist, wie Namen und Sache auseinandergehen, und wo uns noch deutlicher wird als vorher, daß die kleinen Ungerechtigkeiten, die Götz und seinesgleichen sich zu schulden kommen lassen, wenig besagen wollen gegen die Unsittlichkeit der neuen Zeit. In der That, man kann es einem ehrlichen Manne unter solchen Zuständen nicht verdenken, wenn er ein gewisses Recht zu haben glaubt, sich durch eigne Kraft auch auf dem Wege der Gewalt Recht zu verschaffen.

---

5) Der dritte Akt.

22 Scenen, darunter viele sehr kleine, bedürfen einer Übersicht. Sie bilden drei Gruppen: 1) Scene 1—6: die letzte Ursache des Krieges und Vorbereitungen auf beiden Seiten. 2) Scene 7—14: der Kampf auf offnem Felde; 3) Scene 15—22 die Belagerung. (Dazwischen liegt noch Scene 5: Verhältnis zwischen Franz und Adelheid, und von Scene 2 bis 17 an mehreren Stellen: Sickingen und Marie).

Erste Scene. (Augsburg.)

I. Fortschritt der Handlung (zugleich Gliederung der Scene.) Zwei Teile. A. Die Nürnberger, gegen welche Götz inzwischen seinen Plan glücklich ausgeführt hat, bitten durch Abgesandte den Kaiser um Hilfe. B. Weislingen unterstützt ihr Gesuch und bringt den Kaiser dahin, einen Antrag auf Acht gegen Götz und Selbitz stellen zu wollen. Durch welche Gründe? (1. Gegenwärtiger Zustand. a.) Jenen Überfall stellt er in anderm Lichte dar. Ganz Deutschland will Ruhe haben:

nur drei Ritter sind schuld daran, daß dies Ziel noch nicht erreicht ist. b. Sie verdienen keine Schonung; durch die bisherige Milde des Kaisers sind sie eben so unbändig geworden. 2) Und in der Zukunft droht noch Schlimmeres. Die ersten Anzeichen des Bauernaufstandes zeigen sich: die Unterthanen, die Leibeigenen lehnen sich auf, der Schwindelgeist ergreift ganze Landschaften.

So wird der Kaiser schließlich überzeugt: er will diesen Anlaß mit den Nürnbergern benützen und den Antrag einbringen. Das letzte Wort Weislingens, die schon bekannte Stellung, die der Reichstag in diesem Kampfe einnimmt, machen es unnötig, daß der Beschluß in der Sitzung selbst vorgeführt wird. Denn nachdem wir die Hauptsache mit erlebt haben, wie sich der Kaiser hat überreden lassen, sind wir von der nächsten Folge dieses Ereignisses überzeugt. Somit werden in dieser Scene zwei Anschläge, die im zweiten Akte vorbereitet wurden, Götzens Fehde gegen Nürnberg und Weislingens Plan, weiter geführt, und beide zusammen bewirken schließlich die Achtserklärung gegen Götz und Selbitz. Damit aber tritt der Kampf in ein anderes Stadium und wird bedeutend wichtiger. Die freien Ritter sollen, wie Weislingen selbst sagt, „vor den Augen der Welt zu nichte gemacht und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder empor zu kommen, abgeschnitten werden." Doch es frägt sich, ob das so schnell gelingen wird. Denn wie wir Götz und seine Partei kennen gelernt haben, werden sie sich bis aufs äußerste verteidigen.

II. Aber die Scene ist auch wichtig, insofern wir dadurch in die politischen Zustände des deutschen Reiches einen tieferen Einblick gewinnen. Wenn der Dichter die ganze Nation an diesem Wendepunkte der Weltgeschichte vorführen wollte, so durfte auch der Mann, der an der Spitze derselben stand, nicht fehlen, der Kaiser.*) A. Seine Stellung im allgemeinen. Er selbst muß es

*) Auch der Reichstag hatte in der ersten Bearbeitung vor dieser Scene eine Stelle gefunden. Aber später hat der Dichter die völlig resultatlose Sitzung desselben weggelassen. Wie in Wirklichkeit der Reichstag gleich Null war, so wird er auch im Drama am besten durch sein Nichtvorhandensein charakterisiert.

ſchildern, welche klägliche Rolle er im Reiche ſpielt, wie er zwar Gutes gewollt, aber wenig oder nichts vollbracht habe. Voll Unmut betrachtet er ſein ganzes vergangenes Leben, das „ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen" aufzeigt. Der Grund dafür, den wir vorher ſchon aus Götz' Munde hörten, wird vom Kaiſer ſelbſt beſtätigt: er findet nirgends gehörige Unterſtützung. Denn 1) „kein Fürſt im Reich iſt ſo klein, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an den Gedanken" des Kaiſers. 2) Auch die Städte haben kein Intereſſe am Wohle des Reiches; auch ſie handeln nur aus kleinlichem Eigennutz, wie den Nürnberger Kaufleuten das hier in ſchärfſter Weiſe vorgeworfen wird.

B. Seine Stellung in dieſem Kampfe. 1) Der Geſinnung nach iſt er (a) ein Feind der neuen Richtung. Denn den Hauptvertretern derſelben, eben den Fürſten, die ſeine Pläne hindern, kann er natürlich nicht zugethan ſein. Dagegen (b) ſind es allein die Ritter der alten Zeit, die von ihm gelobt werden, die er „tapfer und edel" nennt, auf deren Hilfe er mit Sicherheit rechnen zu können glaubt. Gehört er doch ſeiner Erziehung und ganzen Vergangenheit nach ſelbſt ihrem Stande an, er, dem die Geſchichte den Ehrennamen des „letzten Ritters" gegeben hat. Ja ſelbſt wo er ſie tadeln muß, thut er das nicht, ohne ſeiner Bewunderung über ihren Mut und ihre Thatkraft in ſeiner Weiſe Ausdruck zu geben („Heiliger Gott" u. ſ. w.). (2) Allerdings durch die Umſtände genötigt muß er der That nach ihnen als Feind entgegentreten. Schon vorher hatten ſeine Verordnungen den Zweck, das Rittertum des Mittelalters immer mehr einzuſchränken, und jetzt will er den letzten entſcheidenden Schritt thun. Freilich mit einigem Widerſtreben, und Weislingen muß ihn erſt durch viel Gründe von der Notwendigkeit der Maßregel überzeugen. Ja ſelbſt als er zum Einſchreiten gegen jene Männer entſchloſſen iſt, wünſcht er ſie geſchont zu ſehen und will nicht, daß ihnen was zu leid geſchehe. Sie ſollen nur gefangen genommen werden, um dann ruhig auf ihren Schlöſſern zu bleiben.

Zweite Scene. (Jaxthausen.)

Zwei Punkte sind kurz zu erwähnen. 1) Der dritte jener unabhängigen Ritter wird in das Drama eingeführt. Sickingens Urteil über Weislingen „den Verräter", „den Nichtswürdigen", „den Elenden" zeigt, daß er seiner Gesinnung nach durchaus Götzens Freund und Parteigenosse ist. Obgleich er hört, daß schon ein anderer Mariens Liebe gewonnen hat, ist er doch frei von moderner Sentimentalität. Auch die erneute Versicherung Götzens, „sie sei nicht gleichgiltig" gegen Weislingen gewesen, macht ihn nicht irre. Er hatte vorher ihre Hand begehrt, ohne eigentlich um sie geworben, ja selbst ohne Liebe zu ihr gefühlt zu haben. Er kannte sie und schätzte ihren edlen Charakter und im Vertrauen darauf war sein Entschluß gefaßt: seine Schlösser bedurften einer „Königin", und dieser praktische Gesichtspunkt bleibt für ihn maßgebend.*) Auch besitzt er Selbstgefühl genug, und traut es sich zu, daß er im stande sei, den Eindruck, den Weislingen gemacht habe, zu verwischen. Und sofort will er zu ihr, um ihr Wort zu erhalten. Er braucht sich nicht fesseln und fangen zu lassen, wie Weislingen von Adelheid; er versteht es nicht, um Liebe zu bitten und leidenschaftliche Gespräche zu führen, wie Franz mit seiner Herrin. Ja er äußert zu Götz kein Wort von Neigung und Liebe zu Marie, und wird auch sicherlich zu ihr nichts davon sprechen: es ist nirgends ein falscher Schein, nirgends ein erheucheltes Gefühl. Aber von ritterlicher Hochachtung zeugt das eine Wort, sie soll „Königin" sein. Wenn nun allerdings diesem Verhältnis Tiefe und Zartheit der Empfindung zu fehlen scheint, so bürgt die Natürlichkeit und geistige Gesundheit des Mannes dafür, daß die künftige Ehe infolge der sittlichen Grundlage, auf der sie aufgebaut ist, eine segensreiche werden wird.

Obwohl in der Scene die Haupthandlung stehen bleibt,

*) Denn von dem übertriebenen Frauendienst der modernen Zeit ist das Mittelalter im allgemeinen noch frei. Ausnahmen sind natürlich vorhanden, und als solche eigentlich auch viele Gedichte der Minnesänger aufzufassen.

enthält der kurze Auftritt doch dramatisches Leben. Götzens abratende Vorstellungen bleiben wirkungslos oder bestärken Sickingen vielmehr in seinem Entschluß, den er jetzt auszuführen willens ist.

Dritte Scene. Lager der Reichsexekution.

I. Fortschritt der Handlung. Die Acht gegen Götz ist ausgesprochen, die Erklärung an ihn selbst schon abgegangen und ein Heer von 400 Mann versammelt. So soll denn jener Kampf des Dramas jetzt durch Waffengewalt eine Hauptentscheidung erhalten, und eine erste Truppe wird abgeschickt, um Götz „zu beobachten".

II. Das Reichsheer. Diesem eine genaue Betrachtung zu widmen, fordert uns Goethes S. 58 zitiertes Wort*) auf. Wir werden dadurch auch „eine Einsicht in die Beschaffenheit des deutschen Reiches" erhalten. In dieser ersten Scene lernen wir zunächst die Offiziere des Heeres kennen; doch wird dies Bild durch spätere Züge vielfach ergänzt werden. A. Selbst die besseren, der Hauptmann und der erste Offizier (1) haben nicht eben großen Mut und wenig Lust und Liebe zu ihrem Stande und zu der Sache, für welche sie kämpfen sollen. a. „Behutsam zu gehen" ist die erste Vorschrift, welche der Hauptmann giebt; die Leute sollen so viel als möglich geschont werden. Freilich, kühn und energisch darf er nicht handeln, die Hände sind ihm gebunden: er hat „gemessene Ordre", Götz lebendig gefangen zu nehmen. Aber das scheint ihm selbst eine schwere Sache zu sein: „denn wer mag sich an ihn machen?" „Ihn zu beobachten", das ist die kühne That, zu der er sich entschließt. b. Der erste Offizier scheint noch mehr Respekt vor Götzens Tapferkeit zu haben: „er wird sich wehren wie ein wildes Schwein"; „dergleichen Leut' packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb", und wer ihn „mit

*) In demselben Zusammenhange giebt der Dichter auch den Grund an, warum er nicht neben den militärischen und gerichtlichen Verhältnissen auch das Finanzwesen des Reiches im Drama vorgeführt habe. „Die Finanzen selbst, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht" u. s. w. (Dichtung und Wahrheit III. S. 74.)

den Zähnen fassen" will, dem möchte er wohl die „Kinnbacken ausziehen". 2) Und wie patriotisch gesinnt diese Reichsarmee ist, beweist der Ausspruch: „Überhaupt hat er uns sein Lebelang nichts zu Leide gethan, und jeder wird's von sich schieben, Kaiser und Reich zu gefallen Arm und Beine dran zu setzen." Wenn so schon Offiziere denken und es ungeniert aussprechen, wie mag es da unter den Gemeinen aussehen!

B. Von andrer Art scheint der zweite Offizier zu sein. Da regt sich etwas wie Tapferkeit und Ehrgefühl: „Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten." Aber er ist jung und prahlerisch („wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe" u. s. w.) und zeigt nur seine geringe Kenntnis der Verhältnisse, der eignen Truppen wie der des Gegners. So trifft ihn zunächst der Spott des ältern Kameraden, und bald wird er selbst erfahren, wie recht derselbe hat.

Vierte Scene. Jaxthausen.

I. Bewegung der Handlung. A. Gegenwärtige Lage. 1) Götz hat die Achtserklärung erhalten. Es fällt ihm natürlich nicht ein sich zu ergeben, sondern er hat bereits seine Vorbereitungen zum Kampfe getroffen. Auch Selbitz wird zu ihm stehen. 2) Sickingen, der seinen Antrag von Marie zwar noch nicht angenommen sieht, aber die besten Hoffnungen hat, ist sofort bereit, an dem Kampfe teil zu nehmen. Aber da er den gewichtigen Gegengründen Götzens recht geben muß, wird er ihm wenigstens heimlich 20 Reiter zusenden. Und dies nimmt Götz an: selbst so geringe Hilfe ist von Nutzen gegen ein Reichsheer.

B. Aussicht für die Zukunft. 1) Götz kann es doch nicht entgehen, daß er trotz aller Tapferkeit schließlich der Menge nicht gewachsen sein wird, und für diesen Fall hofft er, daß sein künftiger Schwager ihn aus der Gefahr reißen soll. 2) Sickingen hat „große Anschläge". Er ist eine andre Natur als Götz. Von Ehrgeiz erfüllt, will er selbst entschieden vorgehn und nicht erst darauf warten, bis seine Feinde ihn angreifen. Konnte doch in jener guten alten Zeit der einfachste Ritter durch Mannesmut und Kühnheit

sich eine so hervorragende Stellung im Reiche erwerben wie nur irgend ein Fürst. Und der Kaiser liebt Sickingen. In dem letzteren also findet die Sache des Mittelalters einen anderen starken Hort. Das erkennt Götz wohl, und daher wünscht er nicht, daß Sickingen der Feind des Reiches und des Kaisers werde.

II. Zustand der Heere. A. Urteil über die Reichstruppen. 1) Die gemeinen Soldaten und ihre Tapferkeit kann ein Götz verachten: sie sind ihm ein „zusammengeblasener Haufen", „eine Herde Schafe", „lauter Mietlinge". 2) Von den Führern aber, gesetzt auch sie sind wirklich gut, weiß Götz aus eigner Erfahrung, wie wenig sie ausrichten können: sie sind nicht „Herr ihrer Handlungen". Ihm selbst hat „die Kanzlei", die Herren am grünen Tisch, die vom Kriege nichts verstehen, einmal vorschreiben wollen, wie er reiten und sich halten solle. Nicht jeder aber giebt ihnen die Antwort, die damals Götz gab. — Trotzdem, in einem Punkte ist ihm das Reichsheer überlegen: „der Kaiser sitzt an der Quelle"; sie werden mehr und mehr gegen ihn schicken.

B. Götzens Scharen, Männer, die er sich selbst ausgesucht und herangebildet hat — wenn sie alle so sind wie ihr Führer, wie der jüngste unter ihnen, Georg, dann können wir erwarten, daß sie Götzens Wort wahr machen werden: „Es wird ein Häuflein sein, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben."

Fünfte Scene. (Bamberg.)

1) Die Zustände des Privatlebens der neuen Zeit zeigen sich in immer schlechterem Lichte. Die Leidenschaft Franzens nimmt zu. Adelheid nährt dieselbe und weiß seine Gefühle noch mehr zu entflammen. Ja, sie scheint dieselben warm und aufrichtig zu erwidern. Denn allein gelassen spricht sie die Worte aus: „Ich lieb' ihn von Herzen", die ältere Frau den Jüngling, der tief unter ihr steht, den Diener des Herrn, den sie selbst eben erst an sich gefesselt hat, und dem sie die Hand zum Ehebunde zu reichen im Begriff steht.

2) Die Haupthandlung bleibt zwar in dieser Scene

stehen, aber dennoch ist in ihr Bewegung vorhanden, insofern das Verhältnis der beiden Personen zu einander ein engeres, innigeres wird als vorher. Doch ist die Scene auch für die Handlung des Dramas von Wichtigkeit, weil sie die späteren Ereignisse im vierten und fünften Akte vorbereitet. Ferner erfahren wir hier die Ursache, weshalb Weislingen bis gegen Ende des vierten Aufzuges in den Hintergrund tritt. Er hat es vorgezogen, das Kommando gegen die Feinde seiner künftigen Gattin zu übernehmen, nicht gegen Götz selbst. Warum er letzteres nicht that, müssen wir aus seinem Charakter entnehmen (die erste Bearbeitung sprach es offen aus): er schämt sich, dem Manne, an dem er sich so arg vergangen, persönlich im Kampfe entgegenzutreten. Es lebt noch ein Funke seiner edlen Natur, welcher noch einmal zur hellen Flamme angefacht werden wird.

Sechste Scene. (Jaxthausen.)

Auch hier ist ein Fortschritt der Haupthandlung nicht vorhanden. Denn die beiden Ereignisse, die Georg am Schluß meldet, würden sich aus dem Zusammenhange von selbst verstehen. Aber auch diese Scene ist nicht bloß Darstellung des Zuständlichen, sondern sie enthält Bewegung, ja eine kleine Handlung für sich. Zwei freie, einander fremde Männer treten nach eigenem Entschluß und gern in das Verhältnis des Dieners zum Herrn und des Herrn zum Diener. Den Höhepunkt bilden die Worte Götzens „Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern einen so geworben!“ Dieser Ausspruch zeigt auch die Bedeutung, welche diese Scene für die Haupthandlung hat. Das Bild, das wir hier erhalten, dient dazu, die Herrlichkeit und Größe des Mittelalters nach einer andern Seite hin zu schildern und in scharfen Gegensatz zu den Verhältnissen der neuen Zeit zu stellen; wie den nämlichen Gegensatz in der vierten Scene Götzens Äußerung über sein kleines Heer hervorhob. So schildert uns die Scene zunächst (I) ein Stück öffentlichen Lebens. (A. Rückblick auf die andre Seite. 1. Personen.) Selbst die Anführer der Reichstruppen zeigten wenig Ehrgefühl und

Tapferkeit, kein edleres Motiv erregte ihr Herz und bewog sie zum Handeln. Die gemeinen Soldaten kennen wir zunächst nur aus der Schilderung, die Götz von ihnen giebt; doch schon die nächste Scene wird sie uns persönlich vorführen. 2. Und so zeigt sich dies Heer in einer Zeit, wo seine Übermacht groß ist und der schließliche Sieg ihnen gewiß sein mußte. Steht doch gewissermaßen das ganze Reich hinter ihnen.

B. Welch ander Bild in dieser Scene! (1. Die Person.) Was ist das für ein Mann, der hier in Götzens Heer eintritt! a. Seine Tapferkeit hat er schon bewährt; Götz selbst weiß davon zu erzählen und bewundert sie, ohne zu wissen, wen er vor sich hat. b. Aber noch mehr ist es die edle, ritterliche Gesinnung, die den Knecht auszeichnet. Nicht für Sold will er dienen; dem tapfersten Manne zu gehorchen, ist sein Stolz und sein Ruhm. Obgleich er dessen Feind gewesen ist, rechnet er doch sicher darauf, daß ein Götz die gegen ihn selbst bewiesene Tapferkeit nur als eine Empfehlung ansehen wird, und so macht ihm denn das warme Lob, welches der Ritter dem Unbekannten erteilt — „es war der bravste, den ich je gesehen habe" — ganz besondere Freude. 2. Sodann bietet er sich ihm an zu einer Zeit, wo er weiß, daß Götz die größten Gefahren drohen, wo dieser selbst am wenigsten hoffte, „neue Freunde zu gewinnen". Hier wird die Lage noch weit schlimmer werden wie damals, als sie sich feindlich gegenüberstanden, als acht gegen fünf und zwanzig den Kampf aufnahmen. Eine Schar aus solchen Elementen zusammengesetzt wie Lerse, wie Georg, von Götz und Selbitz befehligt, so waren die Heere des Mittelalters: jeder einzelne selbst ein Ritter von Thatkraft und Gesinnung, zusammengehalten durch gegenseitige Anerkennung und willig sich unterordnend einem großen Führer. Ihnen entgegengestellt werden hier die kläglichen Truppen, welche die Macht eines ganzen Reiches repräsentieren sollen.

(II. Privatleben). Lerse wird aber zugleich Götzens Diener, sein bester Freund und Berater, der auch in diesem Verhältnis frei von jedem selbstsüchtigen Interesse nur dem edlen Zuge seines Herzens folgt, der den

Herrn, wie er ihn in der Not aufsucht, in keiner Gefahr verlassen und immer bereit sein wird, für ihn und die Seinigen zu sorgen, ja seine Treue noch über dessen Tod hinaus bewährt. Und es ist kein Jüngling, kein Georg, der noch halb als Kind sich der Führung Götzens anvertraut, um von ihm das Kriegshandwerk zu lernen: es ist ein waffenkundiger, in Gefahren erprobter Mann, der infolge reifer Überlegung und eigner Erfahrung nach vielen anderen zuletzt gerade diesen sich zum Herren erwählt hat. So tritt diese Verbindung in einen gewissen Gegensatz zu jenen Verhältnissen am bambergischen Hofe, wo ein Liebetraut und Olearius, selbst Weislingen aus ganz andern Motiven an den Bischof gefesselt werden, tritt auch in Gegensatz — und diesen betont ja Götz selbst in jenem Ausrufe, der den Höhepunkt der Scene bildet — zu all den Dienern des Kaisers*), zu Weislingen und den Fürsten.

Demnach schildert diese Scene das Dienst- und Lehensverhältnis jener alten Zeit. Und solche Erfahrungen von deutscher Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit geben denn auch Götz ein gewisses Recht zu dem unerschütterlichen Glauben an die Güte und Treue der Menschen, der zur Schwäche herabsinken würde, wenn er nicht durch all die Charaktere bewährt würde, welche auf Götzens Seite stehen.

Siebente bis vierzehnte Scene.

a. 7. 8. Scene**)

Zunächst ein kleines Gefecht mit einem Teile der Truppen. Der Sieg verbleibt der geringen Schar der freien Ritter, eine Folge der Tapferkeit und richtigen Führung auf der einen, sowie der Feigheit auf der andern Seite. Jene Reichsknechte, die schon vor dem Kampfe unter nichtigen Gründen davonlaufen und bei der Gefahr selbst sich verkriechen; ihr Führer, der kühn und prahlend voraus-

*) Dieser Gegensatz ist so wichtig, daß Götz ihn später selbst noch einmal hervorheben wird, III. 20, wo er sagt: „Wenn die Diener den Fürsten so edel und frei dienen, wie ihr mir" u. s. w.

**) Bei diesem und dem folgenden Abschnitt empfiehlt sich ein schneller Gang der Erklärung. Besondere Einzelheiten, namentlich eine Charakteristik des Reichsheeres, können später hervorgehoben und zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt werden (S. 84).

reitet, aber sofort von Götz niedergehauen und nur mit Mühe ins Lager gerettet wird; der Hauptmann, der dem Ankommenden nur den verdienten Spott entgegenbringt: sie bilden den Gegensatz zu der andern Partei, wo man nicht weiß, wer der tapferste ist, weil sie es alle sind; wo nicht viel Worte gemacht werden, sondern jeder seinen Mut in rascher That beweist und es dann dem geschlagnen Gegner überläßt, denselben in den überschwänglichsten Ausdrücken zu preisen („Das stärkste Geweih wäre gesplittert wie Glas" u. s. w.)

b. 10.—14. Scene.

Die Hauptschlacht mit ganzem Heere. Unterbrochen werden beide Kämpfe durch die kleine neunte Scene, in welcher der geringen Macht Götzens durch Selbitz Verstärkung zugeführt wird, sodann Götz die sichre Nachricht erhält, daß der ganze Krieg durch Weislingen veranlaßt wurde. Götz' Antwort: „Wohl! so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu nichte" beweist, wie sehr er noch immer daran denkt, den Widerstand in alter Weise fortzusetzen.

Die Steigerung gegen den vorigen Moment des Kampfes ist klar. Auch gegen große Übermacht und gegen einen erfahreneren Führer gewinnt die Tapferkeit der Ritter und ihrer Schar, wenn auch erst nach hartnäckigem Ringen, den Sieg. Gliederung. Es enthalten aber diese fünf kleinen Scenen folgende Ereignisse.

1) Die Vorbereitung. a. Auf der einen Seite (Scene 10): ein Gesamtangriff auf Jaxthausen selbst wird beschlossen. Muß doch die Entscheidung um so schneller herbeigeführt werden, als das Heer immer mehr zusammenschmilzt. Denn (α.) Götz schlägt einen Haufen nach dem andern, und (β.) die nicht umkommen, laufen davon. b. Kriegsplan auf der andern Seite. (Scene 11) Auf offenem Felde die Spitze bieten; in drei Teile geteilt: Götz mit der Hauptmacht in der Mitte, Lerse und Selbitz zu beiden Seiten.

2. Der Kampf. a. Angriff. (Scene 12). α. Wieder wird die Kühnheit und Tapferkeit vom Feinde anerkannt; β. im Gegensatz dazu die Vorsicht der Reichstruppen,

γ. Götz von der Übermacht umringt, von Selbitz befreit. b. Entscheidung. Der Kampf ist allgemein geworden: sein Verlauf wird (Scene 13) erzählt (a) zuerst von einem Knechte: 1. Selbitz' Reiter fliehen — es fehlt ihnen der verwundete Führer —; 2. Götz haut den feindlichen Hauptmann nieder; 3. großes Getümmel: Götz, mitten drin, scheint zu erliegen: 4. endlicher Sieg: Götz hat die Reichsfahne erbeutet. — b. Dieser selbst erscheint mit den Siegern. Er berichtet mehr von der Tapferkeit der Seinigen als von der eignen: Georg tritt besonders hervor. Aber es war doch nur ein kleiner Haufen, dessen Mut Götz rettete: nicht bloß des abwesenden Selbitz Reiter, auch die, welche Lerse kommandierte „flohen wie Reichsknechte".

Schluß (Scene 14 und 16). Erneute Anerkennung der Tapferkeit des Feindes und zugleich Eingeständnis der eignen Feigheit: „Fortzulaufen vor einem Mann!" Von 400 sind nur noch 150 übrig. Aber die Scharte soll ausgewetzt werden, und auch Götzens Macht ist mitgenommen. Drum ehe er sich erholt, muß seine Burg angegriffen werden.

Fünfzehnte bis zwei und zwanzigste Scene. (Jaxthausen.)

a. Scene 15—17.

Die drei Scenen können als Vorbereitung für die Belagerung angesehen werden. 1. Wir erfahren das Ausrücken der Reichstruppen und am Ende der 17. Scene ihre Aufforderung zur Übergabe. 2. Die nicht in den Kampf mit hineingezogen werden sollen, Sickingen und Marie, werden aus der Burg entfernt*). I. Fortschritt der Handlung. A. Die Sache Götzens wird trotz seiner

*) Man wird fragen, wo der kleine Karl geblieben ist. Am Schlusse des Dramas erfahren wir, daß er sich im Kloster befindet. Die erste Bearbeitung enthielt eine besondere Scene (II. 7) zwischen Elisabeth und Marie, in der die Gründe, weshalb Götz ihn dorthin gebracht hat, genau dargelegt werden. Im übrigen handelte dieser darin durchaus der Anschauung des Mittelalters gemäß, und Bruder Martins Ansichten haben hier auf ihn gar keinen Eindruck gemacht. Für den Adligen, der aus irgend welchen Gründen zum Rittertum nicht taugte, war eben in der alten Zeit das Kloster fast der einzige Platz.

beiden Siege für ihn schlimmer. 1. Er weiß, daß er, eingeschlossen, weniger ausrichten kann („wenn wir zögern, so ziehen sie mir vors Schloß"). Gleichwohl ist er nicht imstande, das zu verhindern. Er hat nicht mehr als 50 Mann; sonst würde er den Feinden, die wieder bis gegen 200 stark geworden sind, draußen entgegentreten. 2) Vergebens hat er die Seinigen umhergeschickt, Leute anzuwerben. Er erkennt die veränderte Lage: „das Glück fängt ihm an wetterwendisch zu werden." 3) Und wenn die bei ihm sich Befindenden „nur noch brave Kerls wären! Aber so ist's die Menge." Auch der tapfere Selbitz fehlt ihm. Offen spricht Götz es aus: „Es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe." B. Doch zeigt sich zugleich, wenn alles schlecht gehen sollte, noch eine Hoffnung auf Rettung. Sickingen wird sein Wort halten; er geht ja nur, um so seinem Schwager besser helfen zu können.

II. Aber je mehr Götz und seine Sache sich dem Untergange nähert, um so höher erhebt sich die sittliche Größe derselben. Diese zeigt sich 1) in dem gegenseitigen Verhalten zwischen Götz und den Neuvermählten. a. Marie und Sickingen bestehen darauf, ihn in dieser Not nicht zu verlassen. Ja erstere ist fast beleidigt, als der Bruder ihren Gatten zurückweist: „Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hilfe verschmähst?" Wieder und wieder bestürmen sie ihn mit Bitten, Marie unter Thränen und Küssen, und erst die Aussicht, daß gerade ihr Gehen ihm größeren Nutzen gewähren wird als ihr Bleiben, bewegt sie, seinem Willen nachzukommen; ja jetzt fordert Marie selbst dazu auf. — b. Und Götz weiß sein tiefes Gefühl zurückzudrängen und durch eine rauhe Außenseite zu verbergen. Wohl wäre jetzt ein Mann wie Sickingen für ihn eine bedeutende Stütze, und schwer wird ihm auch die Trennung von der Schwester. α. Aber mit aller Entschiedenheit, ja schroff und grob weist er sie ab: zuerst drängt er so schnell als möglich zur Kirche: „danach sollt ihr eurer Wege gehen." In ähnlichem Tone behandelt er seine ängstlich besorgte Schwester, wenn er zu Sickingen sagt: „Sie ist eure Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber" u. s. w. Ja als Vorstellungen und Bitten nichts

fruchten wollen, malt er ihnen, um sie zu bewegen, sein Schicksal so schlimm als möglich aus. β. Erst dann, als er sie zum Gehen entschlossen sieht, macht sich seine Liebe zur Schwester voll geltend in den Worten, mit denen er sie umarmt und küßt, in dem Zurückruf, als sie schon gegangen sind, in dem kurzen Trostwort und vor allem in dem Ausbruch des Gefühls, als sie ihn verlassen haben: „Ich trieb sie, und da sie geht, möcht' ich sie halten."

2) Götz und sein Weib. Es sind nur wenig Worte, die sie in diesem Augenblicke wechseln: sie kennen einander und bedürfen nicht mehr. Adelheid und Weislingen mögen viel von Liebe sprechen, die sie nicht im Herzen tragen. Aber hier ist es nicht nötig, das zu sagen, was man zu jeder Zeit und allerorten wahrnimmt und durch die That beweist. In den früheren Scenen kein Wort von Neigung und Zärtlichkeit zwischen beiden. Auch jetzt als die Schwester von ihm gegangen und tiefer Trennungsschmerz ihn ergriffen hat, als er und alle es als selbstverständlich hinnehmen, daß die Gattin bei ihm ausharrt, da hat er kein Wort der Liebe und Zärtlichkeit für sie: das kurze, wenn auch tiefgefühlte „Elisabeth, du bleibst bei mir!" bestätigt eben nur, was geschieht. Und in den vier Silben*): „Bis in den Tod!" liegt alles ausgedrückt, was die glänzendste

*) G. Freytag in seiner „Technik" und O. Ludwig in den „Shakespearestudien" u. a. sprechen mehr als einmal davon, daß die Personen des Dramas ihre Gefühle und Gedanken mit einer gewissen Reichhaltigkeit von Worten äußern müßten. Sie haben vor allem Shakespeare und Schiller im Auge. Welch schöne Reden würde wohl der letztere in dieser Situation den beiden Gatten in den Mund gelegt haben! Auf Goethe paßt meiner Ansicht nach die Behauptung der beiden Kritiker nicht so ganz vollständig. Und er verfuhr so, nicht bloß infolge seiner Natur, sondern auch nach Überlegung. Man vergleiche die breitere Ausführung in der ersten Bearbeitung. „Elisabeth. Bis in den Tod, wie ich will, daß du bei mir bleiben sollst! Wo bin ich sicherer als bei dir? Gottfried. Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau! Und dann laßt den Teufel in einer Heerd Unglück daherfahren, ihm alles nehmen, er bleibt mit dem Trost vermählt. (ab). Elisabeth. Welche Gott lieb hat, der geb' er so einen Mann! Und wenn er und seine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, so mag sie sterben! Sie kann unter die Heiligen des Himmels passen, aber sie ist ihn nicht wert."

Beredsamkeit nur immer der liebenden Gattin hätte in den Mund legen können. „Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau": dies trockene Wort ist das höchste Lob, zu dem Götz sich aufschwingen kann.

(3) Ähnlich ist das Verhältnis zwischen Marie und Sickingen, nur daß von Liebe unter ihnen noch weniger die Rede sein kann. „Bestürzt" hatte Marie seinen Antrag angehört (Scene 4), nur wenig geantwortet und „durch einander." Sickingen hatte dies durchaus nicht irre gemacht. Er weiß, die Zeit lindert solche Stimmung; ja sein Wort vom „Beizen durch Liebesunglück" zeigt wenig Teilnahme für ihren Schmerz. Aber er mag ihre Natur gekannt haben. Wohl würde es rührender sein und von tieferer Empfindung zeugen, wenn Marie aus Schmerz über die eben erfahrene Treulosigkeit und bei ihrer noch lange nicht erstickten Herzensneigung den neuen Antrag zurückweisen würde, um ihr Leben in Trauer und Einsamkeit, vielleicht, wie Götz andeutet, im Kloster zu verbringen oder gar am gebrochenen Herzen zu sterben. Aber letzteres dürfte wohl wenig im Sinne des etwas rauher und derber gearteten Mittelalters gewesen sein. Und es ist ein gesundes und wahres Gefühl, das ihre Handlungsweise bestimmt. Ebenfalls frei von sentimentalen Anwandlungen, weiß sie, daß das Leben Kampf und Arbeit ist, und daß auch ein verwundetes Herz nicht das Recht hat, sich der Pflichten und Forderungen des Tages zu entschlagen. Sie kennt den wahren Wert einen Ritters wie Sickingen und fühlt, wenn sie ihn mit einem Weislingen vergleicht, wie ihre ganze Natur mehr zu dem ersteren paßt als zu jenem Ungetreuen. Da nun nach der Erziehung ihres Standes und der Gewohnheit der alten Zeit die Überzeugung in ihr festsitzt, daß ihr Beruf und ihre Pflicht eben darin bestehen soll, dermaleinst die Herrin in dem Schlosse eines freien Ritters zu sein; da ferner die dringenden Verhältnisse der Gegenwart ein langes Besinnen und Aufschieben nicht zulassen, so giebt sie in kurzer Zeit ihr Wort und giebt es mit derselben wahren Gesinnung wie einst dem ersten Verlobten. Denn sie weiß, daß Sickingen Liebe und tiefes Gefühl zunächst nicht verlangt. Aber sie weiß auch, daß sie

ihm das, was er verlangt, gewähren wird und kann, daß jetzt ein neues Leben für sie anfängt, welches sie mit ihm zusammen leben soll, und daß das, was sie jetzt noch trennt, durch die Ehrenhaftigkeit und den edlen Sinn ihres Gatten ausgeglichen und durch ihre eigne reine, sanfte Seele, wenn auch nur allmählich und nicht ohne inneren Kampf, zu harmonischem Gleichklang geführt werden wird. Das meint sie wohl, wenn sie auf das Wort des Neuvermählten „ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen" die Antwort giebt: „Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten." Und wie sie sich selbst nicht schöne, gefühlvolle Worte vorlügen, wie weder sie, noch er danach frägt, ob gegenseitige Liebe ihre Herzen erfüllt, so sind auch Götz und Elisabeth über den neuen Bund nicht im unklaren. Der einzige Glückwunsch, den die letztere den Vermählten mit ins Leben giebt, daß ihre Kinder so werden mögen wie sie selbst, rechtschaffen, „und dann laßt sie werden, was sie wollen," er beweist, daß in ihren Augen, diese Gesinnung als Grundlage des Lebens und der Ehe vorausgesetzt, alles andre als eine notwendige Folge derselben sich von selbst einstellen wird. Fehlt somit dieser Verbindung die Poesie der zarten Neigung und des tiefen Gefühls, wie die Glut der Leidenschaft, so wird sie auch frei bleiben von der sinnlichen Begierde und der Treulosigkeit, von dem äußeren Reiz und Scheine, von all der Unsittlichkeit und dem sündigen Verlangen, wie uns das in jenen Verhältnissen der neuen Zeit als Gegensatz vorgeführt wird.

b. Scene 18 und 19.

I. Der Verlauf der Belagerung. (Fortschritt der Handlung). 1) Die Sache Götzens scheint immer mehr ihrem Ende entgegenzugehen: die Mittel der Verteidigung beginnen zu fehlen. a. Speise und Trank. Er hatte sich nicht genug verproviantiert, war auch früher zu freigebig gewesen. b. Auch für Munition ist nicht hinlänglich gesorgt. So müssen sie mit dem Pulver — diese neue Erfindung hier, in der Not, von ihnen zum ersten Male gebraucht — sparsam umgehen, und da die Kugeln ganz zu Ende sind, werden aus dem Blei der Fensterscheiben und

aus Dachrinnen neue gegossen und sofort angewandt. 2. Nur eine Rettung zeigt sich noch. Die Belagerer selbst zweifeln an einem günstigen Erfolge; sie entbieten einen Vertrag, und Lerse wird unterhandeln, um wenigstens die Freiheit der Kämpfer zu retten.

II. Aber die Gesinnung der kleinen Schar bleibt trotz der Not dieselbe. Obwohl sie eingeschlossen sind, fühlen sie sich frisch und frei, trotzen der Gefahr mit waghalsiger Kühnheit und spotten der Feinde in ebenso lustigem Tone, wie sie ihre eigne Bedrängnis mit gutem Humor aufzufassen wissen.

c. Scene 20—22.

I. Inhalt von Scene 20 („Saal"). Es ist wohl die längste Scene des dritten Aktes. In keiner des Dramas — jene wichtige mit Weislingen im ersten Aufzuge ausgenommen — spricht Götz so oft und so viel wie hier. So mag diese Scene wohl von besonderer Wichtigkeit sein. Sie ist gewissermaßen zweien vorhergehenden koordiniert, der sechsten (Lerse) und ~~siebenten~~ (Sickingen). (a) Gemeinsam ist allen dreien, daß die eigentliche Handlung wenig oder gar nicht fortschreitet, daß sie alle nur die Gesinnungen der Personen schildern und zeigen, wie gerade in der Zeit der höchsten Not auch die Größe der Männer, wie der ganzen Sache, die ihrem Untergange immer näher rückt, in immer schönerem Lichte strahlt. (b) Doch enthalten diese drei Scenen auch eine Steigerung. (α) Schon äußerlich. Zuerst zwei, dann vier, zuletzt 40—50 Personen, um den Helden des Dramas vereinigt. β) Innerlich. In der ersten Scene stellt sich ein einfacher Mann in der Stunde der Gefahr in den Dienst Götzens. Die zweite zeigt, wie ein mächtiger Ritter, der selbst Fürst zu werden gedenkt, sich mit der schon wankenden Sache Götzens vereinigt und nur durch dessen Widerspruch daran gehindert wird, bei ihm auszuharren. Und ein doppeltes Band hält sie zusammen, einmal das weitere, welches alle Männer jener alten Zeit verknüpft, die edle Gesinnung, mit der sie für gemeinsame Interessen kämpfen; sodann die treue Liebe und Anhänglichkeit, welche die nächsten Verwandten gerade

in den Tagen der Not am engsten verbindet. Noch bedeutender und wichtiger aber ist das Bild, welches uns diese 20. Scene vorführt. Das Leben im Staate und in der Gesellschaft, wie es sich Götz ausmalt und wie er es zum Teil erlebt hat; die höchsten Güter, für die er und die Seinigen kämpfen; kurz, das Ideal jener guten alten Zeit wird uns hier in wenigen, kurzen Zügen von dem Manne geschildert, der es am genauesten kennt, der selbst den besten Teil desselben ausmacht. In freudig behaglicher Stimmung spricht der Held zu den Seinigen. So sehr es mit ihm bergab geht, „ist er doch lange nicht so vergnügt gewesen". Er ist gesprächig wie selten; es ist fast ein fortlaufender Monolog, den er hält, der nur von wenigen Zwischenreden Georgs unterbrochen wird.

A. Ein Bild des öffentlichen Lebens führt er zuerst vor. 1. Dem Kaiser, der doch die kleine Schar in diese Not gebracht hat, gilt das erste Glas des Helden, und alle stimmen fröhlich in das Hoch ein. „Es lebe der Kaiser" soll das vorletzte Wort sein, wenn es zum Sterben geht. Und Götz „liebt ihn" auch jetzt. Ja, wenn alle so dächten und handelten wie er, dann würde der Regent eine ganz andre Stellung einnehmen als im Drama, wo er nichts als die „Seele eines krüppligen Körpers ist"; dann würde „Verehrung des Kaisers zu den kostbaren Familienschätzen" gehören, welche auf Enkel und Urenkel vererbt werden. 2. Da würden auch die Reichsstände erkennen, was ihre Pflicht ist. a. Die Fürsten (α. allgemein) würden dem Kaiser so dienen, wie Götz es thut. Doch es ist kein bloßes Phantasiebild, es ist Wirklichkeit gewesen. Götz hat unter den Fürsten so vortreffliche Menschen kennen gelernt, und er kann's nicht einsehen, warum das Geschlecht jetzt ausgestorben sein sollte, Fürsten, „die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edlen, freien Nachbar neben sich leiden konnten und ihn weder fürchteten, noch beneideten, denen das Herz aufging, wenn sie viel ihresgleichen bei sich zu Tisch sahen, und die nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben". (β. konkret.) Als einen solchen Mann führt er den Landgrafen von

Hanau an; und warum sollten nicht „mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können"? Was war das für ein herrlich Bild an seiner Tafel bei Gelegenheit einer Jagd! Fürsten und Herren saßen unter freiem Himmel um ihn herum; das Landvolk lief herbei, um das mit anzusehen. Das war keine „Maskerade", sondern Liebe der Unterthanen; das zeigten die fröhlichen Gesichter der Burschen und Mädel, der Männer und Greise, wie sie allesamt „teilnahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn". Schon das Äußere dieser Bauern bewies, wie gut sie es unter solchem Fürsten hatten: die vollen, runden Köpfe der Jugend, die roten Backen aller, die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise. So lebte jene alte Zeit. Wie aber hatte sich in der Gegenwart das Verhältnis zwischen Fürsten und Bauern gestaltet!

b. Auch die freien Ritter fanden in jenen Tagen noch Gelegenheit genug, Mut und Manneskraft zu beweisen. (α. Im Frieden) Mit den Fürsten und mit ihresgleichen lebten sie in Frieden; einen etwaigen Streit beendete ein Zweikampf oder eine kurze Fehde. Denn so ganz ohne „unruhige Köpfe" war das Land natürlich auch nicht, das spricht der Held offen aus, und so gab es immer etwas zu thun. Sodann wimmelte Deutschland noch von Wölfen und anderem Wild, und der Kampf gegen sie, mit Lanze und Schwert, war immer auch eine Art Krieg. (β) Aber eine ehrendere, herrlichere Beschäftigung würde dann der Krieg gegen äußere Feinde sein. Da lagen ja an der einen Seite des Reiches die „Wölfe", die Türken, an der andern die „Füchse", die Franzosen und machten die Grenzen unsicher, ja des Kaisers Erblande waren am meisten ausgesetzt. Gegen jene „wie Cherubim mit flammenden Schwertern" die Ruhe des Reiches zu beschützen und so „seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran zu setzen" — welch andrer Kampf, als jetzt gegen die Ränke der Fürsten sich zu wehren und mit den vom Reiche selbst abgeschickten Truppen sich herumzuschlagen! Denn an diesen Gegensatz werden wir fortwährend erinnert, wie der feurige Georg daran erinnert wird, der bei den letzten Worten seines Herrn aufspringt und ganz vergessen hat, daß sie eingesperrt sind, daß der Kaiser selbst sie eingesperrt hat, und daß sie „ihre

Haut dran ſetzen müſſen, um ihre Haut davon zu bringen."

B. Wie anders war dann auch das Privatleben in jener alten Zeit. 1. Das patriarchaliſche Verhältnis des Herrn zu ſeinen Dienern und Knechten zeigt uns die Scene ſelbſt. (a. Der Herr.) „Meine Freunde" redet Götz die Seinen an, die mit ihm und der Herrin an demſelben Tiſche ſitzen. Fröhlich fordert er ſie zum Eſſen und Trinken auf, obwohl er ſelbſt kaum noch etwas hat. Die letzte Flaſche Wein teilt er mit ihnen. Hatte ſie die beſorgte Gattin für ihn bei ſeite ſtellen wollen, ſo mag er in der Zeit der Not nichts voraus haben. „Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache". Jedes Wort zeigt, wie wohl ſich der adlige Herr im Kreiſe ſeiner Getreuen fühlt, wie der Unterſchied des äußeren Standes faſt vergeſſen iſt, wie er mit ihnen empfindet, daß ſie alleſamt das ſind und voll ſein können, wonach Bruder Martin ſich ſo ſehnte, nämlich Menſchen. (b. Die Diener.) Daß ſie als Menſchen behandelt werden, fühlen alle, die bei ihm ſitzen und ihn mit anhören. Sie wiſſen auch, daß ein gemeinſames Band ſie zuſammenhält, daß es die höchſten Güter ſind, für die ſie hier den Kampf zu beſtehen haben, und daß eins von ihnen alle andern überragt und allein ſchon wert wäre, daß ſie den letzten Blutstropfen dafür verſpritzten, die Freiheit. Denn obwohl ſie Knechte ſind, iſt ihnen doch im Dienſte dieſes Helden eine Ahnung von der wahren Freiheit aufgegangen, die ein Lerſe ſich wahrte, ja bewies, eben indem er ſich in den Dienſt eines andern begab. Sie werden es wohl verſtanden haben, wenn Götz zu ihnen ſagt: „Wenn die Diener der*) Fürſten ſo edel und frei dienen, wie ihr mir". Und ſo nimmt Georg dem Herrn das Wort aus dem Munde, das ihr letztes ſein ſoll, „wenn ihr Blut anfängt auf die Neige zu gehen", und alle fallen begeiſtert ein: „Es lebe die Freiheit!" Wie wertvoll aber dieſes Gut iſt, legt ihnen der Herr dar, dem ſie unterthan ſind: „Wenn ſie uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſte unſre Enkel glücklich".

*) So haben wohl alle Ausgaben; ſollte nicht „den" zu leſen ſein?

2. (Menſchen untereinander.) Und können ſelbſt Knechte dieſes Gutes ſich freuen und ſtolz darauf ſein, ſo ſoll es erſt recht ein Eigentum aller andern Menſchen werden. Als „edle und freie Nachbarn“ ſollen ſie mit einander leben, keiner den andern fürchten, noch beneiden. Denn außer jener Verehrung des Kaiſers und der Liebe der Unterthanen ſoll auch Fried' und Freundſchaft der Nachbarn zu jenen koſtbaren Familienſchätzen gehören, die ſich immer weiter vererben. Als getreue Nachbarn werden ſie dann einander in der Not beiſtehen; der Ritter wird dem ruhig ackernden Bauer die Wölfe vertreiben und ihm einen Braten aus dem Walde holen, um ſich dann, wie Götz in jener Bauernhochzeit, an denſelben Tiſch zu ſetzen und „die Suppe mit ihm zu eſſen.“ Und „jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren können.“ Ja, wenn alles das erfüllt wäre, „das wäre ein Leben!“ Aber in dem kleinen Kreiſe dieſer Scene ſind alle dieſe Bedingungen wirklich vorhanden und erfüllt; in ihm fanden wir auch jene andern hohen Vorzüge, die die letzten Scenen uns vorführten: treue Anhänglichkeit der Verwandten, Gatten- und Geſchwiſterliebe, kurz hier ſind alle die Tugenden vereinigt, ohne die der Staat und die Ehe, das Leben der höchſten Kreiſe wie der Niedrigſten der geſunden, wahren Grundlage und des feſtes Haltes entbehren muß. So tritt alſo, bevor ſie untergehen ſoll, die alte Zeit in voller Kraft und Schönheit noch einmal vor uns hin, an keiner Stelle des Dramas ſo eingehend und herrlich dargeſtellt wie hier. Und da ſie noch ſiegreich iſt, da die Feinde ſelbſt durch die Unterhandlung ihre Ohnmacht eingeſtehen, da endlich am Schluß dieſes Auftrittes die frohe Botſchaft kommt, daß die Freiheit gerettet ſei, ſo kann dieſe Scene als der Höhepunkt des ganzen Dramas angeſehen werden! Auch iſt Götz bis hierher alles gelungen, was er unternahm; es haben ſeine Feinde trotz ihrer Liſten ihn nicht fangen und nur wenig gegen ihn und ſeine Sache ausrichten können, ja ſelbſt die aufgebotene Macht des Reiches hat den kürzeren gezogen. Somit iſt der Held noch Sieger geblieben, das muß er, das müſſen auch wir bis dahin

glauben, da wir den Verrat der Feinde ebenso wenig vermuten wie Götz selbst.

II. Fortschritt der Handlung in Scene 20—22. Zwei wichtige Thatsachen enthalten diese Scenen: 1) die eben genannte, für Götzens Sache günstige, daß Lerse bei diesen „unschlüssigen, bedächtigen Eseln" freien Abzug mit Waffen und Pferden durchgesetzt hat; 2) dann aber beim Verlassen der Burg die Überwältigung und Gefangennahme der Schar.

B. (Bedeutung.) 1) Somit tritt an dieser Stelle der Wendepunkt*) des Dramas ein. Durch Götzens eignes Handeln geschieht gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte. Er wollte der Gefangennahme entgehen und knüpfte deswegen Unterhandlungen an, aber gerade dadurch verliert er seine Freiheit. Jetzt endlich hat die Gegenpartei ein wichtiges Ziel erreicht: jene Anschläge Weislingens, Adelheids, des Bischofs sind gelungen; die gute Sache, für die im Drama gekämpft ward, scheint fast vernichtet und dieser Kampf beendet. 2) Aber so ganz ohne Hoffnung ist Götzens Sache denn doch noch nicht. a. Denn er ist nur gefangen, nicht tot, und so lange er lebt, wird er diesen Kampf fortsetzen, ja selbst als Gefangener sich der Macht nicht beugen. b. Und er kann wieder frei werden; ja diese Aussicht ist um so mehr begründet, als ihm noch zwei mächtige Gönner und Beschützer leben. Der eine, Sickingen, die Überzeugung haben wir gewonnen, wird das Wort halten, welches er beim Abschied zu Götz sprach, und hat er jetzt infolge der kurzen Zeit und langen Entfernung nicht zu seinem Entsatze mit einem Heere heranrücken können, so ist dasselbe gewiß schon gesammelt, und er wird bei der Nachricht von dem Falle seines Schwagers um so schneller herbeieilen und ihn befreien. Sodann können wir von dem Kaiser erwarten, daß er gerade jetzt, wo der Held gefangen ist, seine wahre Gesinnung zu ihm noch deutlicher hervortreten lassen und durch die That bewähren wird.

III. Ein kurzes Wort über zwei kleine Sce-

*) „Peripetie" (Aristoteles), „tragisches Moment" (G. Freytag).

nen (21. 22.). 1) Scene 21. a. So froh und heiter, wie eben Götz in seinem Reiche war, ist es hier Georg an der Stätte, wo er „residiert". Daß er „allerlei lustige Lieder" singen kann, sagte er uns selbst gleich bei seinem ersten Auftreten (I. 2). Und seine Auswahl muß eine recht große sein, daß sie wohl für jede Situation des Lebens passen mögen. So setzt er noch hier den Spott*) gegen die Reichsknechte fort, die sich so „läppisch freuten" und so „täppisch in den Käfig griffen", um sich schließlich wie „dumme Buben" auslachen zu lassen.

b. Götzen stürzt von neuem sein zu großes Vertrauen zur Menschheit ins Unglück. Trotzdem er die Treulosigkeit seiner Feinde so oft kennen gelernt hat, glaubt er doch ohne weiteres ihrem Worte. Und hier hätte er es um so weniger thun dürfen, als die Acht, die über ihn verhängt war, ihn ganz anders zu behandeln erlaubte, als es sonst in solchen Fällen zu geschehen pflegte. Aber trotzdem fühlt er sich so sicher, daß er selbst die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumt. Er teilt seine kleine Schar, schickt den größeren Haufen zurück und läßt ihn sich die besten Büchsen aussuchen, während er mit Georg und Lerse vorausreitet. Ob die feigen Reichstruppen es gewagt hätten, der ganzen bewaffneten Schar entgegenzutreten, ist sehr fraglich; sicherlich hätte es einen heißen Kampf gekostet, und Götz mit den Seinigen würde sich wohl haben durchschlagen können. So aber werden die Feinde ja fast dazu aufgefordert, die gute Gelegenheit zu benutzen, und die wenigen, unvermutet angegriffen, müssen trotz tapferer Gegenwehr von der Mehrzahl überwältigt werden.

2) Scene 22. a. Die verschiedenen Naturen der beiden Knechte zeigen sich schon bei der Wahl der Büchsen: der eine sucht nach einer „schöneren"; der edlere nimmt die erste, beste und drängt zur Eile. Als dieser nun aber sieht, was unten im Hofe vorgeht, daß Lerse allein nur noch Widerstand leistet, da weiß er zwar recht gut, daß weder dieser, noch er selbst seinen Herrn wird retten können; aber

*) Vgl. Scene 17: „Es wollte mir nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse." Ferner Scene 19.

mit dem Ausruf: „Wenn sie sterben, mag ich nicht leben" eilt er zu ihnen, um das gleiche Los zu teilen. Er ist einer von jenen Getreuen, denen auch unter dem Kleide des Knechtes ein braves Herz schlägt, von denen Götz eben gesagt hatte, daß sie ihm „edel und frei" zu dienen wissen. Des andern Feigheit und Untreue beweist, daß jene Großheit der Gesinnung auch auf dieser Seite keine allgemeine ist. Und diesem Irrtume wenigstens giebt sich Götz durchaus nicht hin. Schon im Kampfe floh auch ein Teil der Seinigen „wie Reichsknechte", und er selbst sagt es kurz vor der Belagerung, daß er nicht bloß „brave Kerls" habe, sondern nur die Menge. Es hat sich eben der Keim des Bösen auch schon in diesen Kreisen ausgebreitet — schlägt doch selbst der kleine Karl aus der Art —; sodann soll die Zeit des Mittelalters durchaus nicht etwa so ideal geschildert werden, als ob es damals gar keine schlechten Elemente gegeben hätte. Aber es war nur eine kleine Minderheit, die niemals den herrschenden Ton angeben durfte.*)

6) Der dritte Akt als ein Ganzes.

I. Bewegung der Handlung. A. Fünf Hauptstufen. 1) Der Kaiser wird bewogen, die Acht über Götz

*) Als gemeinsamer Zug dieser beiden Scenen — den freilich auch einige andere im Drama zeigen — kann noch folgende Äußerlichkeit angegeben werden. Die erste spielt in einem Stalle; das Satteln der Pferde und der Gesang Georgs sind dabei die Hauptsache; in der zweiten findet eine Unterredung zwischen Knechten statt. Es war vor Goethes Götz ein fast durchgehender Grundsatz der deutschen Tragödie, den sie von der französischen entlehnt hatte, daß die Handlung nur unter hochgestellten Personen vor sich gehen dürfe: die Paläste der Großen und Könige war der ihr eigentümliche Schauplatz. Hatte Lessing hier den ersten Schritt gethan und in Nachahmung der Engländer das Trauerspiel in den Kreis des Bürgertums eingeführt, so geschah hier der zweite, indem Goethe, Shakespeare folgend, die allerniedrigsten Stände, Knechte und Bauern, für würdig hielt, in einer Tragödie aufzutreten. Und indem er auch hier nur die Einfalt der Natur zur Darstellung bringen wollte, mußte auch der ganze Ton und die Sprache solcher Scenen eine andere werden, als es sonst in dem Drama hohen Stils der Fall zu sein pflegte. Außer diesen beiden Scenen gehören hierher: I. 1, II. 10, III. 7, III. 19, V. 1, V. 6.

zu verhängen. 2) Dieser rüstet sich zum Kampfe mit den gegen ihn gesandten Truppen. 3) Er bleibt siegreich sowohl in einem Vorgefecht, als auch in einer Schlacht mit ganzem Heere. 4) Er hält die Belagerung standhaft aus, und nur Mangel an Proviant und Munition bewegt ihn, ehrenvolle Bedingungen anzunehmen. 5) Dieselben werden vom Feinde nicht gehalten, und er selbst wird gefangen.

B. Nebenher gehen fünf andere Momente, deren Zusammenhang unter sich und mit der Haupthandlung oben angegeben ist. 1) Sickingens Werbung um Marie; 2) Franzens Leidenschaft für Adelheid; 3) Lerse und Götz; 4) Sickingens und Mariens Abschied von Götz; 5) Götz im Kreise seiner Knechte. — Der Höhepunkt des Aktes und des Dramas vereinigt den vierten Teil der ersten mit dem fünften der zweiten Gruppe. Mit der letzten Scene beginnt der zweite Teil des ganzen Dramas. Der erste zeigt Götz in Freiheit und Thätigkeit, der zweite wird ihn in der Gefangenschaft und in Leiden aller Art vorführen.

II. Charakteristik der kämpfenden Parteien in diesem Akte. A. Das Bild des öffentlichen Lebens jener Zeit wird nach zwei Seiten hin ergänzt. 1) Leitung des Staates. a. Die neue Zeit. Der Kaiser in seiner schwankenden Stellung. Er glaubt selbständig zu handeln und zum Besten des Reiches, er wird aber von Weislingen geleitet, zum Nutzen der Fürsten, deren Organ der Reichstag ist. (vgl. S. 62). b. Dem gegenüber Kaiser und Reich in der alten Zeit, wie Götz (III. 20. S. 77) das schildert.

2) Wie der vorige und erste Akt uns einen Einblick in das Justizwesen damaliger Zeit eröffneten, so dieser in die militärischen Verhältnisse. Die einzelnen über viele Scenen zerstreuten Züge geben uns folgendes Bild. a. Neue Zeit. α. Die Truppen. (aa. Zahl.) Zuerst 400, dann 150 repräsentieren die militärische Kraft des deutschen Reiches. Wenn auch nur zu einem bestimmten, nicht eben großen Zwecke aufgeboten, ist ihre Anzahl doch zu gering; ein einzelner Ritter, wie Sickingen, bringt in kurzer Zeit 200 zusammen. (bb. Beschaffenheit. αα. Äußere. 1) Bewaffnung). Zwei Zeichen der neuen Zeit:

die Büchse ist die Hauptwaffe (Pulver); sodann: sie kämpfen mehr zu Fuß. 2) Verpflegung ist mangelhaft: sie müssen „fasten" (Scene 7.) — (ββ. Innere d. i. Gesinnung). 1) Die Offiziere. a. Die schlechteren. b. Die besseren s. S. 64 und S. 66. Es fehlt ihnen außerdem an Geschick der Kriegführung, an Klugheit und Energie im Handeln: „unschlüssige, bedächtige Esel". Zuletzt brechen sie ihr Wort, wenn sich auch dies vielleicht entschuldigen läßt. 2) Knechte. a. In manchen Punkten den Führern ähnlich. Gemietet, wie sie alle sind, ist ihnen die Sache, für die sie kämpfen, gleichgiltig, und Ehrgefühl kennen sie nicht. b. Feigheit zeichnet sie allein aus: als eine „Heerde Schafe" charakterisiert sie Götz, als eine „Armee Mäuse" Georg. Um nichtiger Ursachen willen bitten sie um Urlaub (Scene 7), um noch vor dem Kampfe sich aus dem Staube zu machen. Statt sich gegen Feinde zu wehren, klettert der eine auf einen Baum, versteckt sich der andere im Rohre. Leicht lassen sie sich gefangen nehmen. Im Kampfe trotz ihrer Übermacht bald besiegt, zerstreuen sie sich nach allen Seiten und sind schwer wieder zu sammeln. „Was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück." „Ein Bündel Haselruten", „einen tauenden Eisklumpen" nennt sie der bessere der beiden Offiziere, und „fliehen wie Reichsknechte" gebraucht Selbitz fast sprichwörtlich. (β. Thaten.) Von „einer Hand voll Tapferen" im offenen Felde zweimal geschlagen, bleiben von 400 nur 150 übrig. Und ebenso wenig richten sie bei der Belagerung aus; sie schießen den ganzen Tag und „verwunden doch nur Mauern und knicken Scheiben". Grobes Geschütz, die Burg zu zerstören, führen sie nicht mit sich. Die Thorriegeln derselben, mit Balken und Steinen verrammelt, können sie nicht erbrechen, und wenn Götz besser verproviantiert gewesen wäre, würden sie den kaiserlichen Befehl nicht haben ausführen können.

b. Alte Zeit. α. Die Truppen. (aa. Quantität.) Da im Mittelalter jeder kleinere Fürst, ja mancher unbedeutende Ritter eine Schar Bewaffneter um sich hatte, so waren alle diese Haufen an Zahl sehr gering. Auch konnte schon äußerlich eine einzelne Burg nicht viel

Mannschaften aufnehmen und verpflegen. Selbitz vermag nur 50 ins Feld zu stellen; Sickingen hat nur 20 bei der Hand, die er augenblicklich senden kann; nur 50 sind es, die zuletzt die Burg verteidigen. Aber gerade diese Burgen auf abgesonderten Berghöhen bildeten den Hauptschutz der Ritter, den erst die Kriegführung der neuen Zeit mit ihrer ausgedehnten Benutzung des Pulvers vernichten konnte.

(bb. Qualität.) *αα.* Äußere. 1) Truppengattung. Alle zu Pferde: Reiter waren der Kern der Heere des Mittelalters. Selbitz und Sickingen führen Götz Reiter zu. Das Gefecht bei Haßfurt, wo Götz Lerse kennen lernte, war ein Reitertreffen. Jenen Zug gegen Konrad Schotten (Scene 4) machte der erstere nur mit Reitern. Und so ist den Feind „vom Pferde zu rennen" eine Haupthätigkeit im Kampfe. Nur zu Pferde kämpfen Götzens Truppen in den beiden Gefechten auf offenem Felde. Als man Götz sein Pferd im Kampfe niedersticht, giebt ihm Georg sofort das seinige, um sich schnell ein neues zu verschaffen. Selbst in der Burg, schon halb eingeschlossen, giebt Götz den Befehl, Reiter anzuwerben. So vergessen sie auch am Schluß nicht, sich den Abzug mit ihren Pferden auszubedingen.

2. Bewaffnung. a. Im allgemeinen und für gewöhnlich die Waffen des Mittelalters: Harnisch und Panzer, Blechhaube, Spieß oder Lanze und Schwert. (Armbrust und Bolzen im ersten Akt erwähnt!) So wurde denn der Kampf fast nur ein persönlicher in der Nähe. b. Erst belagert greifen sie notgedrungen zu der Waffe der neuen Zeit, zu Kugel und Pulver. Aber sie sind wenig darauf vorbereitet, und die Büchsen im Rüstschrank am Schluß des Aktes scheinen mehr kostbare Raritäten zu sein als im Kampfe gebrauchte Waffen.

ββ. Innere. 1. Die Führer. Götz, Selbitz, Lerse: sie haben alle Vorzüge, die der Gegenpartei abgehen. a. Intellektuell: Klugheit und Kriegskenntnis beweisen sie ebenso im offenen Felde, wie bei der Belagerung. b. Moralisch. α. Liebe zur Sache. Der Kampf ist ihnen eine Freude; sie wissen, wofür sie streiten; selbst in der Not fühlen sie sich frei und stolz und spotten des feigen

Gegners. b. Tapferkeit. α. Bewiesen durch die That, β. anerkannt vom Gegner (S. 70. 71.).

2. Die Knechte. Wohl sind auch unter ihnen Feiglinge (S. 71. 83.); aber ein kleiner Haufe genügt, einer großen Übermacht trotz zu bieten. a. Liebe zur Sache und für ihre Führer zeichnet sie aus: Lerse, Georg und der Knecht am Schluß des Aktes sind Beispiele. b. Ihre Tapferkeit wird von Götz selbst wiederholt anerkannt; „ein Häufchen, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben". β. Thaten. So ist es eigentlich nur diese kleine Schar mit ihrem mannhaften Führer, welche die ganze Reichsarmee zweimal besiegt und die Belagerung aushält. Diese wenigen sind beinahe der letzte Rest jener ritterlichen Mannhaftigkeit, die dem ganzen Mittelalter ein so eignes Gepräge gab.

B. Nur wenig über die Privatverhältnisse (1) der neuen Zeit giebt dieser Akt; vgl. S. 66. 2. Die alte Zeit. a. Verhältnis unter den nächsten Verwandten, unter Geschwistern und Gatten S. 72—75. b. Dienstverhältnis: (α) Götz und Lerse S. 68. β. Götz und die Knechte S. 79. c. Privatleben der verschiedenen Stände und Menschen S. 78. 80.*)

7) Der vierte Akt.

Erste Scene. (Wirtshaus zu Heilbronn.)

I. Der Fortschritt der Handlung ist gering, aber die Scene enthält dramatisches Leben. Denn sie zeigt „diejenigen Seelenbewegungen, welche durch ein Thun aufgeregt worden sind" (Freytag S. 16). Sie schildert die Wirkungen, welche das Ereignis am Ende des vorigen Aktes auf das Gemüt des Helden ausübt. Sodann aber enthält sie auch die äußeren Folgen desselben: Götz in Haft und die Seinigen erstochen oder im Turm. Endlich ist sie Vorbereitung für die folgende Scene, und zwar sowohl hinsichtlich der äußern Situation als der Stimmung des Helden. Wir gewinnen die Überzeugung, daß ihm vor allem an der Befreiung seiner Getreuen gelegen sein wird.

*) Die Ausführlichkeit dieses Abschnittes wird motiviert S. 39 „Zur Erkl. deutsch. Dramen".

II. Inhalt der Scene. A. Wir sehen die Wirkung, welche die im Namen des Kaisers begangene Treulosigkeit, die Gefangenschaft der Seinigen und das eigne Los auf einen Mann machen mußte, dem Recht und Freiheit über alles geht. Bei seinem letzten Auftreten voll Kraft und Hoffnung und Lebensfreudigkeit, erscheint er jetzt bezwungen von seinen Feinden und in ihrer Gewalt. Zum ersten Male tritt an ihn die Notwendigkeit heran, sich nach dem Willen jener neuen Zeit richten zu müssen, die er so gründlich verachtet, gegen die er auch jetzt den Kampf nicht aufgeben wird. 1) Wenig kümmert ihn sein eigen Schicksal. α. An die Vergangenheit denkt er nur, um seinem Ingrimm über den Treubruch Luft zu machen: „Die Meineidigen!" Und um so schlimmer, als sie nicht bloß für ihre eigne Person und Ehre einzustehen hatten: „Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!" β) Was ihm die Zukunft bringen wird, ist Götz gleichgiltig. Sein Gerechtigkeitsgefühl, so tief erschüttert es auch ist, läßt den Gedanken gar nicht in ihm aufkommen, daß ihm selbst noch Schlimmeres begegnen könne. „Was wollen sie mir anhaben?" mit dieser Frage wird er den Männern entgegentreten, deren er schon hier nur mit Spott und Verachtung gedenken kann.

2) Seine Diener und Freunde sind es, die ihm fast allein am Herzen liegen, deren Los ihn in diese eigne Stimmung versetzt hat, in welcher abwechselnd das Gefühl der Liebe und der Entrüstung ihn ergreift: (α) der Liebe, wenn er der Teuren gedenkt, der Dienste, die sie ihm geleistet, des „kindlichen Gehorsams", den sie ihm erwiesen haben. Das Wort „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden" zeigt am besten, wie gerade ihr Unglück seine Liebe zu ihnen fast noch gesteigert hat. „In Ketten, meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt!" (β) So geht er denn in seinem Grimm darüber, daß ihre Treue so belohnt worden ist, fast sogar bis zu dem Punkte, mit Gott selbst zu rechten und zu hadern. Nicht weinen würde er, wenn er Georg und Franz in Ketten sähe, nein, „die Zähne zusammenbeißen und an seinem Grimme kauen."

B. So erhalten wir wiederum einen Einblick in das Privat- wie in das Gemütsleben jener alten Zeit. Wir sehen, wie gerade das Unglück dem Verhältnisse zwischen Herrn und Diener eine größere Innigkeit, eine höhere Weihe zu geben im stande ist. Auch die Worte Elisabeths sind ein Beweis dafür. Jenes eine „es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen", und das andre, in dem sie den hohen sittlichen Wert dieser Knechte so einfach erhabenen Ausdruck giebt, durch das sie ihnen jene Freiheit des Geistes vindiziert, die den Niedrigsten dem Höchsten gleich macht, und die weder Gefängnis, noch sonst ein menschliches Ungemach vernichten kann. „Laß sie gefangen sein, sie sind frei!" Und das eben ist „der Lohn, der mit ihnen geboren ward": „das freie edle Herz", das ihnen niemand rauben kann.

Zweite Scene. (Rathaus.)

I. (Fortschritt der Handlung). Die große, bedeutende Scene enthält außer einer kurzen Einleitung folgende fünf Momente. 1) Götz verlangt Auskunft über seine Leute, aber sie wird ihm verweigert. 2) Die Aufforderung, sich durch seine Unterschrift als „Rebell gegen Kaiser und Reich" hinzustellen, weist er zurück. 3) Den Versuch ihn gefangen zu nehmen, schlägt er, obwohl unbewaffnet, ab und könnte sich selbst in Freiheit setzen. 4) Die Nachricht von Sickingens Heranrücken und dessen Drohung verschafft ihm so großes Übergewicht, daß sogar 5) die Feinde selbst ihn bitten müssen, Sickingen zur Schonung zu bewegen. — Die Scene enthält eine kleine, in sich völlig abgeschlossene Handlung, deren Höhepunkt im dritten Teile liegt. Das Resultat ist 1) die Thatsache, daß die Gegner zu schwach sind, um selbst dem gefangenen Helden etwas anzuhaben; 2) die Aussicht, a. daß Götzens Sache eben infolge seiner Befreiung doch noch nicht so ganz verloren ist, als es den Anschein hatte. b. Das Eingreifen Sickingens mit bewaffneter Macht muß diese Hoffnung vermehren: der Kampf kann möglicherweise von neuem anheben.

II. Zustände, die für den Kampf im allgemeinen, wie für die augenblickliche Situation von Wichtigkeit sind. A. Die Vertreter der neuen Zeit. 1) Die kaiser-

lichen Räte. Sie vertreten freilich den Kaiser nur dem Namen nach. Götz selbst weiß sie von ihm zu trennen: nicht mit dem Kaiser will er rechten, „nur mit euch und eurer edeln Kompagnie." Ja später wird der Kaiser selbst sie verleugnen, und nur Weislingen sich ihrer annehmen. a. Ihren Worten nach zeigen sie (α) zwar großes Selbstbewußtsein, ein gewisses Gefühl ihrer Würde, nicht ohne komischen Anstrich und nicht frei von Prahlerei. Ihre Reden sind teils im pathetischen Tone, teils im trocknen Kanzleistil gehalten. „Ihro kaiserliche Majestät" ist das dritte Wort; die „väterliche Gnade", „die Gnade und Huld", „die majestätische Gerechtigkeit" haben sie wenigstens im Munde, und es kommt ihnen gar schwer an, „sich und dem Kaiser die Gerechtsame zu vergeben". β. Aber gegen die entschiedene und männliche Sprache Götzens vermögen sie nicht aufzukommen: nicht einmal in Worten sind sie ihm Meister. Er weiß ihnen stets eine Erwiderung zu teil werden zu lassen, die so schlagend ist, daß sie kaum antworten können, daß des Schreibers Geschäftskenntnis nicht mehr ausreicht, und er nicht recht weiß, was er davon protokollieren soll. Selbst die argen Schmähungen und Beleidigungen, die Götz gegen sie ausspricht, müssen sie sich, obwohl seine Herren und Richter, ruhig gefallen lassen.

b. Und das kommt eben daher, weil ihre Gesinnung eine so niedrige ist. α. Sie sind feig und furchtsam. Der Name des Kaisers ist für sie nur ein Schild, der sie schützen soll. So haben sie denn schon vorher befohlen, „die stärksten und tapfersten Bürger" zu versammeln: der eine, unbewaffnete Mann macht ihnen bange. Und schließlich müssen sie sich notgedrungen dazu verstehen, ihn, den sie verurteilen sollten, um Schonung zu bitten, wenn sie auch äußerlich dieser Bitte den Schein der Milde und Gnade zu geben wissen. β. Sie sind ferner „ungerecht und unedel". Sie behandeln Götz nicht wie einen Ritter, nicht wie dieser einst den gefangenen Weislingen behandelte, nicht wie sie es selbst versprochen hatten: sie glauben, einen Sünder und Missethäter vor sich zu haben, und wagen es, ihn einen „Räuber" zu schimpfen.

c. Und gar die That, mit der sie ihm wenigstens drohen

wollen! „Ritterlich Gefängnis“ haben sie ihm versprochen: jetzt brechen sie ihr Wort, wie früher die Reichstruppen. Wie einen Verbrecher wollen sie ihn in den Turm werfen lassen und fordern die Bürger wieder und wieder dazu auf. Damit aber haben sie, ebenso „die Gewalt“ wie, das werden wir später hören, „die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht“.

2) Doch eine fast noch kläglichere Rolle spielen die Bürger,*) und es sind Bürger einer freien Reichsstadt. Wie Götz und Selbitz im zweiten, wie der Kaiser selbst im dritten Akte nur ungünstig über sie urteilte, so zeigen sie sich hier durch die That. Zunächst handeln sie ohne bestimmten eigenen Willen, sondern ganz in Übereinstimmung mit den Männern der neuen Zeit und gegen die freien Ritter des Mittelalters. Doch nicht ohne Grund: erstere brachten ihnen Nutzen, letztere nicht. a. Die Bürger selbst. Es sind die stärksten und tapfersten (!) der Stadt, Handwerker mit „geübten Fäusten und wohlbeschlagen hinsichtlich der Brust“, Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute. Sie haben „Stangen in der Hand und Wehren an der Seite“. Aber sie sind nicht im stande, einen einzigen unbewaffneten Mann gefangen zu nehmen. Seinen derben Spott lassen sie sich schweigend gefallen und noch mehr seine derben Schläge. Der eine wird zu Boden geschlagen, dem andern die Waffe genommen; die übrigen weichen zurück und müssen sich freuen, daß Götz ihnen nicht den Schimpf anthut, mitten durch die bewaffnete Schar hindurchzuschreiten und sich in Freiheit zu setzen. Da nützen keine erneuten Aufforderungen, keine Erinnerungen an ihre sogenannte „Liebe“ zu ihrem Kaiser. Die „guten Leute“ würden wohl wirklich nach Hause gegangen sein, wie Götz ihnen riet, wenn die Sache nicht noch eine ganz andere Wendung genommen hätte. b. Der Rat der Stadt. Für deren Schutz scheint er nicht sehr gesorgt zu haben. Mauern umgeben die Stadt zwar, und von Türmen ist auch die Rede, aber die sie verteidigen sollten,

*) Wie unhistorisch hier wieder der Dichter ist, soll nur für die gesagt sein, welche die geschichtliche Treue unseres Dramas loben wollen. An sich, d. h. für die Beurteilung und für das Verständnis des Stückes, ist es völlig gleichgiltig.

fehlen. Und es hatte doch zur Zeit des Mittelalters — indes auch später — eine jede, zumal eine freie Reichsstadt eine hinlängliche Schar Bewaffneter, oder vielmehr die Bürger selbst stellten sich, ihre Mauern zu verteidigen. Hier freilich haben die letzteren nicht einmal den Mut, einen einzigen Mann anzugreifen: wie sollten sie gegen Sickingen mit seinen 200 Reitern etwas unternehmen? Ein „Hauptmann" existiert ja freilich auch in diesem Städtchen, aber „wenn er nur Leute hätte"! Und groß ist auch sein eigener Mut nicht: „sie könnten ja umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer." Da ergreift denn den Ratsherrn gewaltige Furcht. Bei der Drohung Sickingens ist's ihm zu mute, als ob er die Stadt schon in Flammen sähe. So bittet er denn den kaiserlichen Rat, Mitleid mit ihnen zu haben, und will selbst Götz ansprechen, daß er ein gutes Wort für sie bei Sickingen einlege.

B. (Götz, zugleich Gliederung der Scene.) Je kläglicher sich jene Männer gebehrden, um so größer wird der Held, gerade in der Gefangenschaft noch größer als vorher in Freiheit. Obwohl er vor seinen Richtern steht, erscheint er in seinem stolzen Selbstgefühl und edlem Trotze nicht als Angeklagter sondern als Herr und Gebieter. 1) Den Worten nach. (a. Form.) Schon in der Vorverhandlung, noch ehe seine Sache zur Sprache kommt, zeigt er eine hervorragende Schlagfertigkeit der Rede, einen scharfen und trockenen Witz verbunden mit Spott und Ironie, und in der ganzen Scene entwickelt er eine natürliche Beredsamkeit — wie sie ihm aber auch sonst eigen ist — die, aus Sachkenntnis wie aus dem Bewußtsein der eignen Persönlichkeit hervorgegangen und gehoben durch die Überzeugung im Rechte zu sein, immer den treffenden Ausdruck findet, nie um eine Antwort verlegen ist und mit ihren einfachen, schlichten, natürlichen Wendungen größere Wirkung erzielt als der Wortschwall und die Redensarten, mit denen hier die Gegner ihre eigene Unfähigkeit und Schwäche zu verdecken suchen, oder auch als jene schönen Phrasen und Bilder, durch welche Adelheid und Weislingen die feine Kultur eines unsittlichen Zeitalters zur Erscheinung bringen. Solchen Missethäter mochten die „edlen Herren" freilich noch nicht gehört

haben, der sie frisch und frei zuerst begrüßt, mit voller Sicherheit ihnen gleichberechtigt oder vielmehr überlegen entgegentritt, der sich nicht auf das „Stühlchen" setzen will, weil es ihm, wie die ganze Stube, so nach armen Sündern riecht, kurz, von dem jedes einzelne Wort wie Beleidigung und Hohn gegen sie klingt. b. Inhalt. Aber einen ganz anderen Ton schlägt er an, sobald es sich um die Sache selbst handelt. Da sind es ernste Worte, mit denen er seinem Unwillen Luft macht, um in immer größerer Steigerung zuletzt allen Grimm und Ärger, den seine Seele füllt, den Männern ins Gesicht zu schleudern. α. Ruhigen Tones frägt er, bevor sein Schicksal entschieden werden soll, nach dem seiner Leute. Als man ihm die Antwort verweigern will, da lodert sein Pflicht- und Rechtsgefühl gewaltig auf: „So wende der Kaiser sein Angesicht von euch" u. s. w. Nur die Aussicht, die ihm eröffnet wird, durch die Unterzeichnung der „Urfehde" auch seinen Getreuen Leben und Freiheit zu verschaffen, bewegt ihn endlich, sich den „Zettel" vorlesen zu lassen.

β. (Eigene Sache.) aa. Als er durch diesen nun aber aufgefordert wird, sich selbst als Rebellen gegen Kaiser und Reich hinzustellen, da ist es mit seiner Mäßigung ganz vorbei: kein Wort will er weiter mit anhören. Er, und ein Rebell! Sein Ruhm gerade ist es, „von jeher durch alle Handlungen bewiesen zu haben, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist." Nein, „ein Schurke müßte er sein," wenn er so etwas unterschreiben würde. bb. Aber noch stärker wird seine Aufwallung, als man ihm mit dem Turme zu drohen wagt. „Verräter" nennt er die Richter, die ihren Eid, ihr ritterlich Wort brechen wollen. Und den höchsten Grad erreicht seine Entrüstung, als man von einem „Räuber" zu sprechen wagt, dem sie keine Treue schuldig seien. Nur „das Ebenbild des Kaisers" ist es, das den Beleidiger vor thätlicher Mißhandlung rettet; sonst sollte er „den Räuber fressen oder dran erwürgen." Aber selbst solchen Menschen glaubt Götz die Gerechtigkeit seiner Sache beweisen zu können, und ohne ihnen Zeit zur Antwort zu lassen, ohne auf den Wink des Rates zu achten, setzt er im edlen Feuer seines leidenschaftlich erregten

Gemütes auseinander (*αα.* positiv), daß es eine „ehrliche Fehde" eine „edle That" sei, derentwegen er jetzt gefangen sitze. Er verwahrt sich auch ausdrücklich gegen jeden Vergleich mit jenen Raubrittern: nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, ist er ausgezogen; nur seine Jungen wollte er befreien und sich seiner Haut wehren. (*ββ.* Negativ.) Und gegen den Kaiser, gegen das Haus Östreich hat er auch nicht einen Schritt gethan! Ja, Kaiser und Reich hätten sich auch um ihn und seine Not gar wenig gekümmert, und so mußte er eben selbst „seine Hand gebrauchen." Auch jetzt will er nicht etwa mit dem Kaiser „rechten"; nein, er ist, wie immer, „Ihro Majestät treuer Knecht," ja „er verehrt das Ebenbild des Kaisers noch in dem gesudeltsten Konterfei."

(2. That. a. Äußerlich.) Seine kräftige Eisenhand reicht aus, die ganze Schar in Schrecken zu setzen. Als er vollends einen Kühnen zu Boden geschlagen und sich selbst Waffen verschafft hat, wagt niemand mehr ihm zu nahen. (b. Innerlich. *α.* Aus eigenem Antrieb.) So hätte er freie Bahn, „das weite Feld zu gewinnen". Aber er selbst will jenen Männern, die das noch nicht wissen, zeigen, wie man sein Wort hält. Er verlangt auch jetzt nur Gerechtigkeit: ritterlich Gefängnis sollen sie ihm versprechen, und dann ist er sofort bereit, das Schwert wegzulegen. So zeigt er sich wiederum, trotz aller bitteren Erfahrungen und selbst solchen Leuten gegenüber, als derselbe „getreuherzige" Mann, als welchen ihn schon die Bauern der ersten Scene bezeichneten. (*β.* Aufgefordert.) Ja, er ist sofort bereit, als er die Angst der Bürger sieht, sie vor größerem Unglück zu bewahren, und sendet die treue Elisabeth, die ihm in der Gefahr gleich zur Hand ist, an Sickingen ab, daß er der Stadt kein Leids thue. Aber wie gewaltig das unwürdige Verhalten seiner Gegner ihn aufgeregt hat, zeigt er noch in diesem Augenblicke. Ob er selbst umkommt, ist ihm gleichgiltig: mögen nur diese „Schurken" falls sie sich widersetzen, allesamt erstochen werden.

Schluß. War Götz im dritten Akte auf dem Schlacht-

felde nach heißem Kampfe seiner Feinde Herr geworden, so hat er hier selbst als Unbewaffneter und Gefangener seine Überlegenheit und zugleich die Grundtugenden seiner Seele gezeigt, Tapferkeit und Treue. Somit enthält die Scene eine gewisse Steigerung gegen den vorigen Aufzug. Und sie gewährt zugleich wenigstens einen Schimmer von Hoffnung, daß die Sache des Helden doch vielleicht noch nicht verloren ist. Obwohl allerdings eine Möglichkeit, daß sie zuletzt den Sieg behalten sollte, kaum noch vorhanden zu sein scheint und wir vielmehr nach wie vor erwarten müssen, daß die gewaltige Bewegung der Weltgeschichte, die eine neue, wenn auch noch so schlechte Zeit heraufführen will, von einem einzigen Mann, trotz seiner Tapferkeit und seines edlen Sinnes, nicht aufgehalten werden kann. Aber so wie er unterliegt, sehen wir ihn gern unterliegen, und je größer sein Unglück ist, desto mehr gewinnt er unsre Teilnahme.

Dritte Scene. (Ein großer Saal auf dem Rathaus.)

I. Fortschritt der Handlung. A. Gegenwart. Götz ist befreit; Sickingen wird den Räten die Bedingungen diktieren. (B. Zukunft. 1. Die nächste.) Götz wird danach gegen sein Wort, nicht von seiner Burg zu gehen, dieselbe zurückerhalten. Auch seine Gefährten werden frei und wieder mit ihm vereinigt werden. Es braucht keiner besonderen Scene, die uns die Einwilligung der kaiserlichen Räte vorführt: wir sind überzeugt, sie müssen dieselbe geben. Wie sie dazu gezwungen werden, wird uns auch die nächste Scene sagen: „Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert". 2) Aber der letztere hat noch weitere Pläne, und nach ihnen soll auch der Held nicht unthätig bleiben. a. Der Kaiser wird ihn bald aufrufen, daß er in seinem Heere kämpfe. b. Aber wichtiger ist die Absicht, die Sickingen selbst hegt, und zu der er Götzens Hilfe in Anspruch nimmt. Plötzlich will er zwei Kurfürsten zugleich angreifen, um selbst die Stelle des einen oder des andern einzunehmen. Auch hofft er, der Kaiser, bei dem er etwas gilt, wird ihn daran nicht hindern. Und schnell soll es geschehen: in einem halben Jahre sollen

Götzens Hauptfeinde, die Fürsten, einen Schlag erhalten, der ihre Sache aufs empfindlichste schädigen wird. Und er hofft „auf Götzens Faust bei dieser Unternehmung". — In dieser Aufforderung liegt der Höhepunkt der Scene.

II. Zustand. Die Scene enthält zwei Gegensätze andrer Art, als wir bisher im Drama wahrnahmen. A. Hinsichtlich der gegenwärtigen Verhältnisse. 1) Götz. a. Er will anfangs von den Bedingungen, die Sickingen den Räten zu diktieren entschlossen ist, nichts wissen. Sein Rechtsgefühl verbietet ihm, sich den günstigen Umstand zu nutze zu machen. Er verlangt auch jetzt nur „ritterliche Haft", und nur schwer giebt er Sickingen nach. b. Aber mit Recht erfährt solche Handlungsweise den Tadel des letzteren: „Du bist zu ehrlich". In einer Zeit, wo der Edle mit Arglist und Meineid zu kämpfen hat, muß er seinen Vorteil wahrnehmen, sonst geht er zu grunde. Götz freilich thut sich infolge seines Edelmutes etwas darauf zu gute, daß er „von jeher mit wenigem zufrieden gewesen"; aber gerade das ist sein Fehler: es ist unklug und thöricht so zu handeln. Er versteht seine Zeit nicht, und es ist seine eigene Schuld, wenn er sie nicht versteht. Denn die Feinde haben ihm Gelegenheit genug gegeben, sie und ihre Mittel kennen zu lernen und einzusehen, daß gegen ihre Unredlichkeit mit edlen Waffen zu kämpfen nicht möglich ist. So ist er denn „von jeher zu kurz gekommen", und das würde auch jetzt der Fall sein, wenn er sich nicht durch einen kräftigeren Geist geleitet sähe. 2) Dieser, Sickingen ist es, der durch sein eigen Handeln ihm den rechten Weg zeigen könnte. Götz spricht viel vom Kaiser; aber er überläßt es seinen Feinden, dessen Hilfe gegen ihn in Anspruch zu nehmen. Anders sein Schwager. Er kennt den Monarchen selbst; er kennt seinen eignen Einfluß auf ihn, und so frägt er nicht danach, wie sein Schritt wohl ausgelegt werden mag, daß er mit zweihundert Mann eine freie Reichsstadt überfällt, sie, wenn's sein muß, in Brand stecken will, und schließlich den vom Kaiser eingesetzten Räten gegenüber den kaiserlichen Befehl verletzt. Und der Erfolg zeigt die Richtigkeit seines Handelns. Jene müssen nicht bloß thun, wie er will: nein, der Kaiser billigt auch ausdrücklich, was er gethan hat.

B. Aber noch mehr zeigen seine Pläne, wie er ein ganz anderer Mann als Götz ist. (1. Absicht. a. Sickingen.) Er wird sofort selbst an den Hof gehen, wird sich vor dem Kaiser rechtfertigen, wird wohl auch dessen geheime Zustimmung zu seinen weiteren Absichten erlangen. (b) Und dann wird er die Initiative ergreifen, wird nicht, wie Götz, darauf warten, bis die Feinde ihm zuvorkommen, oder sich etwa bloß damit begnügen, ihnen einen Buben oder einen Weislingen oder ein paar Kaufleute wegzunehmen: damit kann ein solcher Kampf nicht entschieden werden. Nein, der einfache Ritter hatte noch die Möglichkeit, offen und kühn vorzugehen, einen bestimmten Plan gegen seine Gegner zu entwerfen, ein großes Heer zu schaffen und zweien Kurfürsten mit einemmal die Spitze zu bieten. Ja, er will selbst ein Kurfürstentum erringen; und alsdann mochte sich seiner Thatkraft und seinem Ehrgeize sogar die Kaiserkrone als letztes Ziel zeigen. b. Götz. Wie gering erscheint dem gegenüber alles das, was Götz im ganzen Leben, wie im Drama selbst gethan hat! So groß seine Entschlossenheit und Tapferkeit gerade in dem Augenblicke ist, wo sie erfordert wird, so wenig ist doch seine Energie ausdauernd, so wenig von Überlegung und Klugheit begleitet und geregelt. Ob es sonst möglich gewesen wäre, seiner Sache zum Siege zu verhelfen, ist eine gleichgiltige Frage. Gewiß würde er eine neue Zeit nicht haben aufhalten können. Aber wenn er überhaupt den Versuch machte ihr entgegenzutreten, hätte er auch, wenn man ihn von Schuld freisprechen sollte, einen andern Weg einschlagen müssen. Und wie die Sache im Drama liegt — denn die Geschichte braucht uns bei dieser Betrachtung nicht zu kümmern — würde er recht wohl über solch elende Gegner, wie der Bischof, wie Weislingen und die ganze „edle Kompagnie" den Sieg haben erringen können, zumal wenn er noch größere politische Klugheit besessen, sich von anfang an auf so kleine Händel nicht eingelassen, sondern im Bunde mit Sickingen und Gleichgesinnten seinen Gegnern zuvorgekommen wäre. Aber so wollte der Dichter den Helden nicht darstellen; er wollte vielmehr zeigen, daß er infolge seiner eigenen Fehler seinen Untergang, wie den seiner Sache herbeiführt.

(2. Stimmung. a. Götz.) Jetzt vollends scheint sein Mut ganz gebrochen zu sein. Freilich wollten sich ihm schon „seit einiger Zeit keine fröhlichen Aussichten eröffnen". Und so kann er Sickingens Verheißungen nur mit halbem Herzen hinnehmen. Er fürchtet gar, das Fechten zu verlernen. Er fühlt sich wehrloser, als in dem Augenblicke, wo er seine rechte Hand verlor, und wir werden daran erinnert, daß jener Traum des ersten Aktes in Erfüllung gegangen und daß Weislingen es ist, der ihn in diesen Zustand versetzt hat. So kann Götz auch Sickingens Plänen nicht zustimmen: einen so hohen „Flug" vermag seine Seele nicht mehr zu nehmen. Das Unglück ist es nicht, was ihn so gebrochen hat, das hat er schon öfter durchmachen müssen; er ist auch schon gefangen gewesen, und doch war ihm noch nie so zu mute wie jetzt.

b. Auch hier zeigt sich Sickingen als ein Mann ganz anderer Art. Sind seine Feinde auch weit mächtiger: er wird sie zu nichte machen. Ja so vertraut er seiner Thatkraft, daß er sie „im Geiste schon niedergestürzt sieht" und in einem halben Jahre selbst Kurfürst zu sein hofft. Ob ihm sein Ziel gelingt, ist auch hier gleichgiltig. Er hat als Mann und als Held gehandelt, und er zeigt, daß er seine Zeit versteht. Geht er unter und triumphiert zuletzt die Schlechtigkeit auch über ihn, so ist er wenigstens von Vorwurf frei. Dies wollte der Dichter, glauben wir, in dieser Scene kurz andeuten. Sickingen selbst und seinem Plane konnte eine größere Bedeutung und mehr Raum nicht gegeben werden, wenn nicht das Interesse für den Helden darunter leiden sollte.

Vierte Scene. Adelheidens Schloß.

I. Inhalt und Gliederung. A. Politische Verhältnisse. 1) Vergangenheit. a. Auch nach dem Urteil der Gegner scheint Götzens Sache wieder einen Aufschwung genommen zu haben. Weislingen muß sich hier gewissermaßen als geschlagen hinstellen, wenn er von dem „schönen Anschlage" spricht, der nun gescheitert sei. Auch hören wir, wie sehr er Sickingen fürchtet, wie dessen Macht und Ansehn zunimmt, und wie er vom Kaiser be-

schützt wird. Um so größere Aussicht, müssen wir annehmen, haben die Pläne dieses Ritters.

b. Und eben der Kaiser hat sich schließlich ganz auf Seite der guten Sache gestellt. Es muß über diesen Fall eine große Sitzung des Staatsrats stattgefunden haben. Weislingen und die übrigen Räte haben dagegen geeifert, haben ihre gewohnten Phrasen „vom Wohle des Reiches" wieder vorgebracht. Aber jetzt haben sie wenig Eindruck gemacht, und es klingt wie eine Strafpredigt, wenn der Kaiser wünscht, von jeher solche Räte gehabt zu haben, die „seinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten." So äußert er seine volle Zufriedenheit damit, daß seine eigenen Befehle so schlecht ausgeführt worden sind, und Sickingen erhält ein ausdrückliches Lob, als welcher seinen Willen besser verstanden und ausgeführt habe als seine eigenen Bevollmächtigten. Wir ersehen zugleich, daß in der That Götz und seine Sache so lange nicht verloren sein wird, als der Kaiser am Leben ist. Denn der steht der Gesinnung nach ganz zu jenen Rittern, und nur gezwungen und ungern hat er gegen sie vorgehen müssen. — Wir sehen aber ferner auch deutlicher, daß der Regent selbst einen Teil der Schuld trägt, wenn er über so viele verunglückte Unternehmungen zu klagen hat. Seinem „unruhigen Geiste", wie er selbst sagt, fehlt die Energie und Selbständigkeit, die nötig gewesen wäre, um einer so gewaltigen Bewegung die richtige Bahn anzuweisen. Sind somit Götz und der Kaiser zwei Hauptvertreter jener alten Zeit, so haben beide schuld daran, daß sie selbst so unbedeutenden Gegnern nicht gewachsen sind.

2) Zukunft. a. Götz. Eben diese Gegner zeigen weit mehr Beharrlichkeit und Festigkeit bei der Verfolgung ihrer Pläne. Ist der eine Anschlag mißglückt, scheint sogar das Ohr des Kaisers ihnen jetzt abgeneigt zu sein, so werden sie schon andre Gelegenheit finden, ihre Absichten durchzuführen. Weislingen weiß es voraus und seine letzte Erfahrung hat es ihm von neuem bestätigt: Götz selbst ist so wenig den Verhältnissen gewachsen, wird auch so wenig durch Erfahrungen gebessert, daß er über kurz oder lang einen neuen Fehler begehen wird, den sie selbst aufs beste

auszunutzen entschlossen sind. Er kennt seinen Freund; er weiß, daß es dem unmöglich ist, lange auf seinem Schlosse still zu bleiben, und so denkt er, bald eine Ursache wider ihn zu haben. b. Und der Kaiser ist alt; man hofft auf seinen Tod, und damit wird die beste Stütze der guten Sache fallen. Denn sein trefflicher Nachfolger (α) hat an sich schon „majestätischere Gesinnungen", und dieses doppelte Lob, im Munde einer Adelheid, läßt wohl schon einen Schluß zu, welche Gesinnungen er haben mag. Er ist kein Maximilian, er ist völlig ein Kind dieser neuen Zeit, und böse Aussichten sind es, die sich hier eröffnen. Götzens schlimme Prophezeiungen drohen einzutreffen; das ganze Reich wird dabei sittlich und auch materiell zu grunde gehen: „die Nichtswürdigen werden regieren mit List."

(β) Ja selbst wenn dieser künftige Regent gut und edel wäre, er könnte wohl in solche „Netze fallen": es ist dafür gesorgt, daß er ganz ein Werkzeug der neuen Zeit werden muß. Weislingens Eifersucht hat das Richtige zum Teil wenigstens erkannt. „Karls ungewöhnliche Aufmerksamkeit" für seine Gattin ist ihm nicht entgangen; aber ihre weiteren Pläne scheint er doch noch nicht durchschaut zu haben. Wie sie uns im zweiten Akte als ehrgeiziges Weib entgegentrat, mit der bestimmten Absicht, in der Politik ein Wort mitzureden; ja wie Weislingen selbst infolge dieser ihrer Absicht weniger ihr Gatte, als ihr gefügiges Werkzeug geworden war, so nehmen jetzt ihre Gedanken einen höheren Flug. Wenn sie den künftigen Kaiser selbst in ihre Netze verstricken könnte, so hätte sie ja, und damit die neue Zeit, den größten Triumph gefeiert. Und sie kennt die dämonische Gewalt, die sie über Männer ausübt; sie hofft, der junge Prinz wird „nicht der einzige sein, dem der Besitz ihrer Gunst nicht schmeichelte". So unterhandelt sie mit ihm, schreibt Briefe und erhält Antworten. Und zwar das alles nicht aus Neigung und Liebe; davon spricht sie kein Wort; sondern nur eines Zweckes wegen, um „ihre großen Unternehmungen" durchzuführen. So dient auch diese Scene dazu, uns daran zu erinnern, daß jene kleinen Fehden und Kämpfe Götzens nicht bloß für dessen Person Interesse haben, und daß der Dichter unsere Tragödie nicht nur als eine „dramatisirte Biographie", wie sie andre nennen, be-

trachtet wissen wollte, daß in ihr vielmehr jener Kampf, welcher im Laufe der Betrachtung nach seinen Gegensätzen so oft geschildert worden ist, eben die Bedeutung und Wichtigkeit hat, von der wiederholt die Rede war.

B. Privatleben. 1) Verhältnis zwischen Gatte und Gattin. (a. Äußerlich.) Daß sie vermählt sind, wird aus den ersten Worten ersichtlich. Sie wohnen auf ihrem Schlosse, nicht auf dem seinigen. Und auch dies nur vorübergehend. Beider eigentlicher Aufenthalt ist der Hof: dort hoffen sie, jeder in seiner Weise, ihre Rolle zu spielen. Da sie ja einander nicht selbst genug sind, müssen sie anderswo teils Zerstreuung, teils Beschäftigung suchen. Hat doch er selbst keine Lust, das zu thun, was er von ihr verlangt, und sich vom Hofe zu entfernen, und sie, wie sollte sie sich „mit den Uhus auf ihrem Schlosse unterhalten wollen"? Als scheinbaren Grund giebt sie an, daß er am Hofe sei; aber auch ihre dort befindlichen „Freunde" möchte sie nicht missen und macht gegen ihren Gatten gar kein Hehl daraus. (b. Innerlich.) Dieser ahnt zwar noch nicht, wie weit seine Gattin schon gegangen ist; aber er hat doch die wahre Ursache wohl erkannt und kann den „fürchterlichen Gedanken" nicht los werden. Er weiß, sie ist ein Weib; er weiß, wie sie ihn gefesselt hat, und bemerkt wohl, daß am kaiserlichen Hofe sich ein ähnlicher Vorgang zu vollziehen scheint wie früher am bambergischen. Er spricht den bestimmten Wunsch aus, sie solle jenen Hof meiden. Mit einem entschiedenen „daraus wird nichts" schlägt sie es ihm ab. Da wird seine Unruhe, seine Eifersucht größer: die Worte „der heilige Anker in diesem Sturm, so lang der Strick nicht reißt", deuten dies an. Doch sie ist bereits so weit gediehen, daß auch der Gedanke an ein Verbrechen sie nicht zurückschreckt. Ihr Ehrgeiz treibt sie unaufhaltsam vorwärts; sie will ihre „großen Unternehmungen" nicht aufgeben, und sollte er sie daran hindern, so „muß er in den Boden: ihr Weg geht über ihn hin".

2) Verhältnis zwischen Herrin und Diener. a. (Entzweiung.) Freilich droht ihrem Plane noch von anderer Seite her ein Widerstand. Auch Franz sieht diese Annäherung seiner Herrin an den künftigen Kaiser mit

Unruhe und Unwillen, und daß er nun gar selbst den Unterhändler spielen, selbst dazu beitragen soll, daß die Frau, die er „mit allen seinen Sinnen" liebt, einem andern gehöre, das wird ihm zu viel. Verdruß und Zorn gewinnen die Oberhand, und auch der letzte Rest von Gewissen macht sich rege. Für die Sünde, die er *selbst* begeht, daß er seinen Herrn betrügt und die Augen zu seiner Herrin erhebt, hatte er kein Gefühl, da die Stimme der Leidenschaft alles übertönte. Jetzt, wo seine *eigne* Eifersucht erwacht, denkt er auch daran, wie treulos und unwürdig er gegen „seinen lieben Herrn" handelt. Er „vergißt sich", wie ihm Adelheid selbst zurufen muß, und sieht nicht mehr die Herrin, das geliebte Weib vor sich, wenn er mit dem Fuße stampfend ihr entschieden zuruft: „Ich will nicht mehr".

b. (*Versöhnung und stärkere Leidenschaft.**)) Aber sie kennt die Mittel, wie solche Aufwallung zu dämpfen ist, und sie braucht ihn für ihren Plan zu sehr, als daß sie dieselben nicht anwenden sollte. Ähnlich wie ehedem gegen Weislingen, nur gegen den Diener, den Jüngling mit heftigerem Tone, zeigt sie ihm zuerst ihren erkünstelten Zorn und weist ihn ganz von sich. Und schon das macht auf ihn Eindruck. Als sie ihm nun aber in einer Weise, die den Unerfahrenen anziehen muß, offen gesteht, was sie für ihn gefühlt habe, daß er für sie „etwas gewesen" sei; als sie dann, ihres Erfolges schon sicher, in deutlicherer Sprache zu ihm redet: „Du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe": da liegt er wieder ganz in ihren Banden, bittet um Verzeihung und würde eher „sich das Herz aus dem Leibe reißen", als sie verraten. Aber sie weiß recht wohl, daß sie ihn noch fester an sich ketten muß: auch das verlangen ja ihre „großen Unternehmungen". So verleugnet sie alle Scham und spricht zuerst Worte zu ihm, die er selbst zu äußern wohl kaum den Mut gehabt hätte. Sie selbst zieht ihn zu sich, und „in Thränen erstickend" hält er sie umarmt. Dann sich von ihm losreißend, weiß sie seine leidenschaftliche Glut auf einen Grad zu bringen, daß er es sich gewissermaßen selbst gelobt, eher

*) In der *Schule* wird man diesen Abschnitt ohne Erklärung lassen.

das ärgste Verbrechen zu begehen, als seiner „Lieb und Treu zu wanken.“ Schloß ihr Selbstgespräch, als Weislingen sie verlassen hatte, mit der ohne eine Spur von Gewissensregung ausgesprochenen Andeutung, einen Mord zu begehen, so hat sie sich jetzt in ihm das willige Werkzeug geschaffen, dessen sie sich, wenn es nötig sein sollte, zu ihrem Plane sicher bedienen kann.

Schluß. Wie Götz und seine Sache, je näher dem Untergange, um so mehr in ihrer Größe und Reinheit hervorleuchten, so zeigt die siegende Partei ihre sittliche Verworfenheit und Schamlosigkeit immer unverhüllter und stellt die größten Verbrechen in Aussicht. Und um so mehr tritt dieser Kontrast hervor, als dieser Auftritt zwischen jener Scene in Heilbronn und der jetzt folgenden auf Jaxthausen sich findet, d. i. zwischen Scenen, in denen der treuen Liebe und Sorgfalt der Gattin das schönste Denkmal gesetzt ist.

II. Der Fortschritt der Handlung ist nicht groß, aber er ist vorhanden. 1) Neue Pläne der Gegenpartei werden offenbart und der Weg von fern gezeigt, wie sie verwirklicht werden sollen. Indem wir so Ereignisse entstehen sehen, die zugleich durch die vorhergehenden bedingt sind, hat auch diese ganze Scene dramatische Bewegung. Nach zwei Seiten hin gehen diese Pläne: Götz soll ganz vernichtet und der neue Kaiser gewonnen werden. Gelingen sie, so würde damit der Sieg der neuen Zeit ein vollständiger sein. 2) Weislingens Widerstand wird zurückgewiesen, Franz zu einem bereitwilligen Werkzeuge jener Pläne gemacht.

Fünfte Scene. (Jaxthausen.)

Diese Scene enthält zwar keinen Fortschritt der Handlung, sie ist aber trotzdem weder lyrisch, noch episch, sondern „dramatisch“, indem auch sie „Seelenbewegungen darstellt, welche durch ein Thun aufgeregt sind.“ (Freytag, Technik S. 16.)

Inhalt und Gliederung. 1) Götzens Lage und Stimmung infolge der letzten Ereignisse wird uns vorgeführt. a. Zur Unthätigkeit verurteilt, ist er dem Mißmut und dem Unwillen über sein Schicksal und über die ganze Zeit noch mehr verfallen als in der

letzten Scene. Weislingen hatte ganz recht: solch Leben kann ein Götz nicht aushalten; „seine Beschränkung wird ihm von tag zu tag ärger.“ Ist doch der Held des Schwertes jetzt zum Schreiben genötigt, um nur etwas zu haben, womit er die Zeit hinbringt. Zu schlafen wäre ihm ebenso lieb. Wer so an äußere Thätigkeit gewöhnt war wie jene Ritter des Mittelalters, dem mußte mit Recht eine Hauptarbeit der neuen und neuesten Zeit, Bücher zu schreiben, nur wie ein „geschäftiger Müßiggang“ vorkommen. Thaten zu vollbringen, war das Ideal jener Männer, nicht sie zu beschreiben. Auf die Dauer, müssen wir annehmen, wird Götz solchen Zustand nicht aushalten, und wenn sich die Gelegenheit nicht darbieten sollte, er würde sie selbst aufsuchen, um das zu thun, was er allein gelernt hat; auch hierin unklug und thöricht handelnd, aber großartig und eines Helden würdig.

b. Doch eine Freude hat er auch in jener Thätigkeit. Die treue Gattin, wie immer teilnamvoll und die trübe Stimmung seiner Seele beschwörend, versucht es, ihn durch solche Erinnerungen aufzurichten, und es gelingt ihr wenigstens zum Teil. Schlimm genug ist es ihm ja zuletzt ergangen. Sie haben Gut und Freiheit ihm genommen, aber etwas haben sie ihm nicht rauben können: den guten Ruf. Wie andre um Reichtümer gearbeitet und geschwitzt haben, wie Sickingen durch Ehrgeiz angetrieben wird, so hat Götz nur seinen Nächsten dienen und dabei sich den Namen eines „tapferen und treuen Ritters“ erarbeiten wollen. Er dankt Gott, daß ihm das zu teil geworden, daß selbst Unbekannte ihn loben müssen, als „das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit und gelassen und treu im Unglück.“ Und diesen Ruf, so hofft er, sollen sie ihm nicht nehmen.

2) Neue Nachrichten. a. Da kommen Georg und Lerse, die aus Reitern Jäger geworden sind, und berichten von politischen Veränderungen, die für Götz selbst das größte Interesse haben müssen. α. Der Kaiser ist sehr krank, und man erwartet seinen Tod. Götz weiß, was das für ihn zu bedeuten hat. Waren er und seine Getreuen so schon „aus ihrem Kreise gerückt“, so kündigt

ihm diese Nachricht an, daß „ihre Bahn zu Ende gehe", daß mit dem „letzten Ritter" auch die letzte Stütze ihrer Sache fallen werde. β. Und das andere Ereignis, das seine Schatten längst vorausgeworfen, von dem im ersten und im dritten Akt die Rede war, es ist nun endlich eingetroffen: die Bauern haben sich gegen ihre Unterdrücker erhoben. Aber so, wie es von ihnen zu erwarten war: sie nehmen die grausamste Rache, sie sengen und brennen ringsum und verheeren das ganze Land.

b. (Naturereignisse.) Dabei geschehen Zeichen und Wunder, die den abergläubischen Gemütern eine neue Zeit und arges Unglück anzukündigen scheinen. Ein fürchterlicher Komet setzt Deutschland in Angst. Der Sturmwind hat ganze Wälder ausgerissen. Zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft, da, wo jener Aufstand ausgebrochen ist. Auf eine etwaige Teilnahme Götzens an dem letzteren deuten die Worte hin, in denen er mit seinen unschuldig leidenden Freunde Mitleid fühlt; auch Georg bedauert es, daß „sie nicht reiten dürfen."

Schluß. Es wird uns in dieser Scene vorgeführt, welch Leben ein Götz führen müßte, wenn er, ohne sich zur Schlechtigkeit seiner Feinde zu erniedrigen, den Verhältnissen der neuen Zeit sich anbequemen wollte. Ein müßig Leben ist für ihn der Tod. Daß ihm ein solcher Zustand auf die Dauer nicht möglich ist, daß er die erste beste Gelegenheit wahrnehmen wird, zu alter Thätigkeit zurückzukehren, auch auf die Gefahr hin, dabei ganz zu grunde zu gehen, diese Überzeugung möchte der Leser wohl aus dieser Scene gewinnen. Und diese Gelegenheit wird vielleicht nicht lange auf sich warten lassen, da der Aufstand der Bauern ganz in der Nähe ausgebrochen ist.

8. Der vierte Akt als Ganzes.

1) Gliederung und Fortschritt der Handlung. Fünf wichtige Momente: 1) Götz verweigert seine Unterschrift; 2) er verhindert durch eigene Thatkraft seine schimpfliche Gefangenschaft; 3) Sickingen befreit ihn völlig und sucht ihn für neue Pläne gegen seine alten Feinde zu gewinnen; 4) auch Weislingen und Adelheid werden den

Kampf, jeder in seiner Weise, fortsetzen; 5) Götz zur Unthätigkeit verurteilt, seine eigene Lebensgeschichte schreibend, erfährt den nahen Tod des Kaisers und den Aufstand der Bauern.

2) Bedeutung. Stand des Kampfes: a. Götzens Sache (α) hat zwar nach zwei Seiten hin gewonnen, insofern er (aa) wieder eine gewisse Freiheit erlangt hat und ihm auch Aussicht zu neuer Thätigkeit eröffnet ist; (bb) auch dadurch, daß Sickingens Ansehen und Macht immer mehr zunimmt, und er sogar auf dem Wege ist, Kurfürst zu werden. β. Aber diese Hoffnung auf eine günstige Wendung ist doch nur gering, bei Götz selbst, wie bei dem Leser. (aa) Denn der Held (αα) ist zunächst durch sein eigen Wort gebunden: er darf nicht ausreiten, um sich selbst und andern Recht zu verschaffen; auch fehlt ihm jetzt die Macht dazu. (ββ) Er selbst fühlt es: seine Zeit ist vorbei. bb. Und der nahe Tod des Kaisers macht das letztere noch gewisser. b. Die Feinde. α. Sie werden nicht ruhen: Weislingen wird vom Kampfe nicht ablassen, bis Götz ganz vernichtet ist. β. Aber dieser Kampf scheint an Ausdehnung zu gewinnen und eine ganz andere Gestalt anzunehmen: in den Bauern erwächst den Fürsten ein neuer, erbitterter Gegner. Götzens Stellung aber kann nur auf Seiten der Unterdrückten sein.

---

9. Der fünfte Akt.

Erste Scene. Bauernkrieg.

Die Scene ist reich an äußerem Leben: fliehende Bauern, Weiber, Kinder, Geschrei der Verfolgten, Plünderung und Anzündung eines Dorfes, sodann Schilderung verübter Grausamkeiten. Aber gering ist der Fortschritt der Handlung: es werden nur künftige Ereignisse vorbereitet.

I. Inhalt und Gliederung. 1) Thatsächliches. a. Gegenwart. Die Rache der Bauern gegen ihre Herren ist fürchterlich; die entfesselten Leidenschaften

gehen über alles Maß hinaus und wüten gegen Schuldige wie Unschuldige. Die Bauern berauben und morden ihresgleichen. Weiber und Greise mit ihren Kindern und ihren Habseligkeiten müssen flüchten, um den „Mordhunden" zu entgehen, die alles niederstoßen, was ihnen in den Weg kommt. Rein ausgeplündert ist das Dorf und soll nun angezündet werden; die sich nicht schnell genug retten können, „mögen drin braten". Verfahren die Bauern so gegen Unschuldige, deren Sache sie verteidigen wollen, wie mögen sie erst gegen ihre Unterdrücker vorgehen, gegen die Fürsten, „die ihnen die Haut über die Ohren zogen"!

b. Vergangenheit. Sie brauchten das Fürchterliche gar nicht zu erzählen: man würde es nach dem, was man wahrnimmt, vermuten können, aber man glaubt jetzt um so mehr daran. Es sind zwei der grausamsten Anführer mit ihren Scharen, indes nur ein kleiner Haufen. Der Hohn, die Schadenfreude, mit der sie von ihren Großthaten erzählen! Wie bedauert es der eine, daß er das nicht selbst mit angesehen und durchgemacht hat: wie sie den einen Adligen, der unterhandeln wollte, erschossen und vom Turm hinunterwarfen, und wie ihrer achtzig in der Ebene von Heilbronn unter „Jubilieren und Tumultuieren" der Bauern umringt und niedergestochen wurden, daß sie „über einander purzelten und quiekten wie die Frösche". Freilich, diese Unglücklichen hatten es selbst verschuldet. Es sind dieselben, die ehemals, wenn es zur Jagd ging, die Bauern vor sich her trieben „mit den Hunden und wie die Hunde", und so mußte es freilich grausamen Wüterichen ein besonderes „Gaudium" sein, dem, der sie so behandelt hatte, den Spieß „zwischen die Rippen zu setzen, daß er alle Viere über seine Gesellen streckte". Da lagen sie denn allesamt und „zuckten übereinander, wie die Hasen beim Treibjagen". Und während dieser Schilderung wird das Dorf angezündet, und das „hübsche Feuerchen" macht ihnen besondere Freude.

2) Beabsichtigtes. Sie brechen auf, um sich mit dem „großen Haufen" zu vereinigen, der bei Heilbronn hält. Alle haben sie erkannt, daß dem Aufstand die Spitze fehlt, ein hervorragender Mann, „vor dem alles Volk Respekt hätte". Ohne Ordnung, ohne einen Führer, der nicht ihresgleichen

sei, das fühlen sie, geht die Sache nicht länger. So wollen sie denn einen adligen Herrn zum Hauptmann ernennen, und da muß ihnen Götz zu allererst in den Sinn kommen. Und wenn er, der „immer für einen rechtschaffenen Ritter gegolten", sich an ihre Spitze stellt, so mußte das in der That, wie sie es erwarteten, ihrer Sache einen guten Schein geben.

II. Bedeutung der Scene. 1) Für Götzens Schicksal. Die folgende Scene wird vorbereitet. a. Die Schrecken und Grausamkeiten des Bauernkrieges kommen hier völlig zur Anschauung, und so wird der nächste Schritt Götzens, daß er die Führerstelle übernimmt, um seinen Nächsten und dem Reiche eine Wohlthat zu erweisen, eben schon durch diese seine Absicht genügend motiviert. b. Die beiden Parteien der Bauern würden ohne diese Scene nicht hinlänglich charakterisiert sein. In der folgenden sind es die milderen Elemente, mit denen der Held unterhandelt; jedoch die Partei unsrer Scene stürzt ihn schließlich ins Verderben.

2) Aber die Scene hat auch noch Wichtigkeit für jenen großen Kampf, der in dem Drama zum Austrage kommt. Eine neue Macht ergreift die Waffen gegen dieselben Feinde, denen Götz fast schon erlegen ist. Noch von einer andern Seite her macht das Mittelalter einen Versuch, sein altes Recht wieder zu erlangen. Denn die Bauern wollen nur wieder in Besitz der Stellung kommen, die sie im Mittelalter einnahmen. Sie sind nicht neuerungssüchtig, sie fordern durchaus nicht etwa politische Rechte, sondern nur „Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage: Aufhebung der Leibeigenschaft, der Jagd- und Fischgerechtigkeit, der drückenden Lasten und Frohnden".*) Und sie sind zunächst im Vorteil.

*) Nicht Worte des Dramas, sondern der Geschichte (Nitzsch, Gesch. des deutschen Volkes III. S. 412). Hier hätte der Dichter die beste Gelegenheit gehabt, an die Reformation zu erinnern, wenn das überhaupt seine Absicht gewesen wäre. Die Bauern verlangten ja auch „freie Wahl der Prediger und die Verkündigung des wahren Glaubens". Aber das wäre eine Andeutung gewesen, daß die neue Zeit auch etwas Gutes bringen würde; und von einer solchen Aussicht ist im ganzen Drama keine Rede. Deswegen muß es betont werden: die Bauern — und dazu will Götz ihnen behilflich sein —, wollen nur ihre alten Rechte und Freiheiten wieder erlangen. (Vgl. Nitzsch S. 413: „Indem der Bauernstand noch einmal die Waffen ergriff, um seine alte soziale Stellung wiederzugewinnen" u. s. w.

Der neue Plan, Götz als Führer zu gewinnen, muß diesen Vorteil noch vergrößern. Sie haben Vertrauen zu ihm und kennen seine Rechtschaffenheit und Treue, wie frühere Scenen das zeigten. Somit erwächst dem Helden eine neue Aufgabe. Und zwar eine doppelte: einmal, eine zuchtlose und grausame Schar in Ordnung zu halten und dem ganzen Reiche zu nützen; sodann, wenn er sich dessen auch nicht bewußt wird, an ihrer Spitze seinen alten Feinden entgegenzutreten und so auch seiner eigenen Sache wieder aufzuhelfen.

Den Schluß der Scene bilden die letzten Reden der beiden Bauernanführer (von den Worten an „hast du den großen Kometen gesehen?“) Reden, die sich auf keinen der genannten beiden Punkte beziehen. Sie enthalten in wenigen Zügen ein Stück mittelalterlichen Kulturzustandes, das später durch die Anschauungen der Zigeuner ergänzt werden wird. Wie wilde Naturmenschen in aufgeregten Zeiten von ungewöhnlichen Himmelserscheinungen, die sie sich nicht recht erklären können, aufs gewaltigste ergriffen werden; wie ihre Phantasie sich alles Mögliche ausmalt und vorstellt und sie fest davon überzeugt sind, daß diese Gebilde ihres Aberglaubens Realität haben; wie endlich das Unbegreifliche und Großartige der Natur auch die rohesten Gemüter erfaßt und dieselben Männer, deren wilde Grausamkeit noch so eben keine Grenzen zu kennen schien, hier doch von Schrecken und Furcht erfaßt werden, daß es auch ihnen zu „grausen“ anfängt und „ihnen die Sinne vergehen“: das wird hier in wenig Zeilen, in kurzer Rede und Gegenrede vorgeführt, dabei in einer Sprache, die überall volkstümlich und dem Munde der Bauern angemessen, doch ebenso die Erhabenheit der Naturerscheinungen, wie den wunderbaren Eindruck derselben auf einfache Seelen in ergreifender Weise anschaulich macht.

Zweite Scene. Feld.

I. Inhalt und Gliederung. 1) Götz kommt der Aufforderung der Bauern, ihr Hauptmann zu werden, nach. Doch stellt er die Bedingung, daß sie sich fortan aller Übelthaten enthalten; er seinerseits will ihnen zu ihren Forderungen behilflich sein: der Vertrag kommt zu stande.

2) Die grausamere Partei der Bauern, die später eintrifft, erklärt sofort, sich durch diese Bedingung nicht gebunden zu fühlen, und trifft Anstalten, dieselbe zu verletzen. Wir sehen voraus, daß Götz nicht im stande sein wird, dieser Partei — sie hat „den großen Haufen auf ihrer Seite" — Herr zu werden, und müssen für ihn selbst das Schlimmste fürchten.

II. Bedeutung der Scene. Ein wichtiger Fortschritt der Handlung. Götz weiß recht wohl, was er thut. Er frägt gleich zu Anfang: „Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiser brechen und aus meinem Bann gehen?" Und doch läßt er sich zu diesem für ihn so verhängnisvollen Schritt bewegen. Wie war das möglich? Er wird nicht dazu gezwungen, wie nachher Lerse, nur um Elisabeth zu beruhigen, es darstellt. Wohl drohte man ihm, sein Schloß anzuzünden; aber ein Götz ist nicht der Mann, sich dadurch schrecken, sich gar von Bauern zwingen zu lassen. Sondern die Ursachen liegen in ihm selbst. Abgesehen davon, daß seine Natur ihn nicht unthätig bleiben läßt, wenn alles ringsum in Flammen steht, daß er gern diese Gelegenheit wahrnimmt, um wieder zu arbeiten und zu kämpfen, bewegen ihn diejenigen Gründe, die überhaupt für sein ganzes Handeln den Ausschlag gegeben haben.

1) Sein Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl. (a. Negativ.) Er hofft, derartige Schandthaten und Grausamkeiten, wie sie bisher vorgekommen waren, zu verhindern. So hält er den Bauern zu allererst ihr „schändliches, rasendes Wesen" vor, und lieber wollt' er sich „tot schlagen lassen wie einen wütigen Hund", als daß er sich entschließen könnte, der Hauptmann solcher Scharen zu werden. Max Stumpf kann ihn in seiner Meinung nur bestärken, daß ihm hier Gelegenheit geboten wird, unsägliches Unheil in Zukunft zu verhindern. Alle jene Grausamkeiten, sagt er, seien nur deswegen geschehen, weil die Bauern keinen Führer hatten, der ihrer Wut hätte Einhalt thun können; Menschen und Länder werden geschont werden, es wird zum Besten und Frommen aller sein, wenn Götz Führer der Bauern wird; selbst die Fürsten werden ihm danken, ja ganz Deutschland. Eine solche Rolle spielen zu

können, zumal in seiner jetzigen Lage, mußte für den Helden etwas Verlockendes haben. Nicht Verstand und Überlegung leiten ihn; er fühlte unwillkürlich, wie er hier an seinem Platze sei. Immer zur Hilfe bereit und geneigt, Unschuldige zu schützen, wie sollte er diese Gelegenheit, seinen Nächsten zu dienen, sich entgehen lassen? Er traut es sich zu, die aufgeregten Leidenschaften in Schranken zu halten, dem Morden und Brennen und allen Grausamkeiten ein Ende machen zu können, und da sagt ihm sein Gefühl, er würde Unrecht handeln, wenn er hier mehr auf seine eigne Person Rücksicht nehmen wollte, als auf das Wohl unzähliger Mitbürger. Mag er immerhin dem Buchstaben nach sein Wort brechen: so kleinliche Unterschiede kennt und versteht er nicht. Er fügte sich ja dem Buchstaben des Gesetzes schon früher nicht, kümmerte sich nicht um den Landfrieden, kämpfte gegen die Truppen des Kaisers und glaubte doch noch immer moralisch recht, ja im Geiste des Gesetzes und nach dem Sinne des Kaisers zu handeln. Er sieht auch jetzt nur die Sache an. Er glaubt, Kaiser und Reich würden ihn selbst dazu auffordern, diesen Schritt zu thun; er glaubt, sich um sie ganz besonders verdient zu machen; er hält in seiner Seele Wort gegen Wort: jenes frühere und wichtigere, das er freiwillig abgegeben, dem Kaiser und Reiche zu dienen und zu nützen, ist ihm mehr wert als das zweite, nur für einen Augenblick maßgebende. Alles das sagt er nicht: sein Gefühl, sein Gewissen entscheidet schnell und weist ihm den rechten Weg. Hatte doch der historische Götz, nachdem er als Anführer der Bauern gefangen genommen war, beweisen können, daß er durch die Übernahme des Oberbefehls größere Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verhindert habe, und wurde darauf hin*) unter gewissen Bedingungen freigesprochen. So prägt denn auch unser Götz den Anführern vor allen Dingen ein, von jetzt an „als wackere Leute" zu handeln; ja er ist selbst mehr als gewöhnlich vorsichtig und verlangt einen „schriftlichen Vertrag" und daß derselbe an alle Haufen gesendet werde, „ihm bei Strafe streng nachzukommen".

*) Zu Augsburg, 1530!

b. Positiv. (Er wollte andern zu ihrem Rechte verhelfen.) Der geringsten Ursache wegen hat er so oft Kampf und Fehde angefangen. Wenige Gulden, die jemand ungerechter Weise vorenthalten wurden, genügten, um ihn zu bewegen, dem Bedrängten beizustehen und alles zu thun, bis das verletzte Recht wiederhergestellt war. Und jetzt handelt es sich um eine ganze große Volksklasse, die unter der ungerechtesten, grausamsten Behandlung jahrelang geseufzt hatte und deren Freund er immer gewesen war! Nur dazu will er ihnen behilflich sein, daß sie ihre „Rechte und Freiheiten wieder erlangen". Er weiß gewiß recht wohl, was sie alles haben erdulden müssen; er kennt auch jene glücklichen alten Zeiten und war ihres Preises voll, wo die Bauern ein ganz ander Leben führten. (III. 20.) So konnte er beiden Parteien zugleich dienen und sich beide verpflichten, Unrecht verhindern und verletztes Recht wieder herstellen. Gelang es ihm, so wurde er nach so tiefem Falle wieder einer der bedeutendsten Männer des deutschen Reiches: das freie Rittertum hätte seine Lebenskraft und Lebensfähigkeit von neuem gezeigt, es hätte sich eine Stellung erobert. All das sagt er freilich nicht: aber es stand wohl mit einem Schlage vor seiner Seele. Und wenn selbst das nicht, so ist die Situation an sich so bedeutend, Götzens Schritt so wichtig und folgenreich, daß wir nichts hineinzulegen glauben, wenn wir denselben also auffassen.*)

*) Andre Dichter würden hier vielleicht den Helden haben einen langen Monolog halten lassen. Und die Gelegenheit dazu war recht günstig: wollten ihm doch die Bauern zwei Stunden Bedenkzeit geben. Aber lange Überlegungen waren nicht nach dem Charakter Götzens, daher er auch häufig genug so unvorsichtig handelt. So ist er auch hier sofort entschlossen; nicht alle Gründe werden ihm völlig klar. Seine ganze Natur drängte ihn dazu, also zu handeln. Trotzdem glauben wir doch ein Recht zu haben, alles darzulegen, was dunkel in ihm schlummern mochte. Wer mit solcher Interpretation, solchem Zwischendenzeilenlesen nicht einverstanden ist, wer gar behauptet, daran habe der Dichter selbst nicht im entferntesten gedacht, der sei an jene Stelle bei Eckermann erinnert (I. 21. Jan. 1827.), in der Goethe über eine Auffassung, die Solger hinsichtlich des Architekten in den Wahlverwandtschaften ausgesprochen, also urteilte: „Ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat recht, es liegt allerdings

2) Freilich der Leser, der Zuschauer kann nach dem Verlaufe des Dramas nicht mehr an einen Sieg des Mittelalters glauben. Ja er hat sogar schon die Überzeugung gewonnen, daß Götz sich auch durch seine Treuherzigkeit von neuem verleiten läßt, einen Schritt zu thun, der ihn ins Unglück bringen wird. Die schlimmsten Erfahrungen haben ihn nicht belehrt: er glaubt, die Bauern werden ihr Wort halten. Er sieht daher die Gefahr nicht, die ihm droht, Räubern und Mordbrennern gleichgestellt zu werden. Treu und Glauben machen ihn unbesonnen; er handelt, ohne die Verhältnisse klar zu durchschauen. Selbst die mildere Partei der Bauern will nicht bloß Freiheiten und Rechte wiedererlangen. Auch sie wollen sich an ihren Feinden rächen, und daß sie selbst bei diesem Vertrage ihre Hintergedanken haben, beweist der Umstand, daß sie den eben gewonnenen Hauptmann ohne sein Wissen bewachen lassen, „damit niemand mit ihm rede außer in ihrer Gegenwart". Schlimmer freilich ist die andre Partei, die jetzt eingreift. Man hat sie ja nicht gefragt, und so sind sie gewissermaßen in ihrem Rechte, wenn sie den Vertrag nicht anerkennen. Sie denken nicht daran, daß das Rasen und Brennen und Morden aufhören soll: so etwas kann nur ein „Fürstenknecht" geraten haben. Und sie werden es sofort zeigen, daß sie die Herren sind, daß der große Haufen ihnen folgt. Ein Dorf in der Nähe wollen sie sofort anzünden, und sollte sie jemand daran hindern, so werden sie „den Verträgern zusammen die Köpfe abschlagen". So wird uns jetzt schon der Ausgang der Sache deutlich: jene Gefahr, in die Götz durch eigne Schuld geraten ist, wird ihm das Schlimmste bringen, was ihm noch begegnen konnte.

---

in ihm." Und kurz zuvor hatte er seine Freude über diese Erklärung ausgesprochen und gesagt: „Das ist freilich sehr schön." Vgl. auch Riemer „Mitteilungen über Goethe" (II. S. 720): „So hat mich Delbrück aufmerksam gemacht, daß meine kleinen, wenigen Gedichte an Lida die zartesten unter allen seien. Das hatte ich nicht gedacht, noch viel weniger gewußt, und es ist wahr!"

Dritte Scene. (Berg und Thal.)

I. Inhalt und Gliederung der Scene. 1) Politisches. Die Fürsten und Adligen haben sich von dem ersten Schrecken erholt und ihre Macht gesammelt: „der ganze Bund wird in kurzem beisammen sein". Weislingen ist Anführer. Wie er im ersten und dritten Akte die Sache der neuen Zeit am entschiedensten vertrat und durch Worte und Ratschläge für sie wirkte, so wird er jetzt durch die That ihr erster Vorkämpfer. Und er handelt hier energischer, als wir es sonst an ihm gewohnt sind. Denn ist es nicht bloß ein persönlicher Streit: daß Götz sich unter den Bauern befindet, braucht Weislingen jetzt noch gar nicht zu wissen. Weit wichtigere Interessen stehen auf dem Spiele. Auch hier, nehmen wir an, wird es wohl zu einem entscheidenden Kampfe kommen.

2) Privatleben. Die Motive zu dem Auftrage, den Weislingen seinem Diener giebt, werden nicht ausgesprochen; aber der letzte Auftritt zwischen dem ersteren und Adelheid und eben der entschiedene Befehl in dieser Scene machen sie völlig klar. Weislingen hat die eine Untreue seiner Gattin erkannt. So rafft er sich wirklich ihr gegenüber zu einem energischen Schritte auf: sie soll sich vom Hofe entfernen, soll sich auf sein Schloß, nicht auf das ihrige begeben. Und wie sehr ihm die Sache am Herzen liegt, zeigt seine kurze, heftige Sprache. „Richt' es pünktlich aus!" u. s. w.; Franz selbst soll sie abreisen sehen. Er ahnt voraus, sie wird sich weigern; daher sein letztes Wort: „Sag' ihr, sie soll wollen!"

II. Bedeutung und Fortschritt der Handlung. 1) Politik. a. Der allgemeine Kampf nähert sich seinem Ende. Der letzte Versuch des Mittelalters, sich gegen die neue Zeit zu verteidigen, wir sehen es voraus, er wird scheitern. Undisziplinierte Bauernhaufen, selbst wenn Götz sie kommandiert, werden den größeren, besser geübten Scharen der Fürsten und Ritter nicht gewachsen sein. b. Und schlimmer wird auch die Sache des Helden. Weislingen hat nun endlich die „Ursache, wider ihn", die er im vierten Akte so sehnlich wünschte, und mehr als er je erwarten

konnte, ist die Gelegenheit für ihn günstig. So wird es denn vielleicht einem Götz begegnen, daß er von einem Weislingen besiegt, von ihm wohl gar gefangen genommen wird. Und hier ist der letztere dem Buchstaben nach im vollen Rechte, und er hat auch die größere Macht. Er wird beides zu gebrauchen wissen.

2) Privatleben. Ebenso bedeutungsvoll ist die Scene nach einer andern Seite hin. Ein Bruch der Verhältnisse muß hier erfolgen. a. Wird Adelheid ihre ehrgeizigen Pläne aufgeben? Wird sie einem Manne gehorchen, der zwar ihr Gatte ist, den aber sie nicht achtet, dem sie geistig überlegen ist, dem sie diese Überlegenheit so oft gezeigt hat, daß sie erwarten darf, auch jetzt als Sieger hervorzugehen? Hat sie sich früher ihm persönlich nicht gefügt, als er mit Worten um dasselbe bat, was er jetzt brieflich ihr befehlen will, wie sollten nicht dieselben Gründe sie bestimmen, auch einem noch so entschiedenen Befehle sich zu widersetzen? b. Und der, welcher diesen Brief und Befehl überbringt, Franz, den sein Herr für treu hält, er gerade ist es, das müssen wir nach jener Scene des vierten Aktes erwarten, der diesen neuen Plan zu schanden machen wird. Wir ahnen: in dem Augenblicke, wo Weislingen seinen größten Triumph über seinen Gegner, über Götz zu feiern hofft, wird er von anderer Seite den Lohn seiner Thaten erhalten. Wir erinnern uns an jene Worte Adelheids: „Denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin"; ebenso an das, was Franz seiner Leidenschaft zu opfern sich fähig zeigte: „Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte".

Vierte Scene. (Jaxthausen.)

1) Die Scene enthält nur einen geringen Fortschritt der Handlung: es soll am Schluß ein Bote an Marie abgeschickt werden. So wird das spätere Auftreten derselben und ihr wichtiges Eingreifen in die Handlung motiviert. Aber wir werden auch durch diesen Umstand noch einmal mit geringer Hoffnung für Götz erfüllt. Jener Bote soll vor allem Sickingen herbeirufen. Hat der Ritter den Helden schon einmal aus schlimmer Lage befreit, so könnte er ja

auch jetzt, wo er zumal weit mächtiger geworden ist, als sein Retter erscheinen. Es geschieht nicht; aber wir können noch daran glauben. Wir hören die Gründe, weshalb er nicht kommt, erst später.

2) Bedeutung der Scene. Der Fehler, den Götz begangen, seine Schuld*) muß uns noch deutlicher werden, wenn die eigne Gattin, sonst zur Verteidigung ihres Herrn so bereit, (vgl. I. 3.) hier dazu nicht mehr im stande ist; und die schlimmen Folgen, die jener Schritt des Helden haben kann, werden durch die Darstellung des treuen Weibes noch klarer. Vergebens macht Lerse den „liebevollen Advokaten" und führt in beredter Weise all' die Gründe an, die Götz selbst bestimmten, auf jenen Vertrag einzugehen, die auch den Leser seine Schuld in dem mildesten Lichte erscheinen lassen können: daß die Bauern ihre früheren Grausamkeiten bereut, daß sie „feierlich zugesagt" hätten, nichts dem Ähnliches mehr zu thun, daß Fürsten und Herren Götz vielmehr Dank wissen müßten, wenn er freiwillig — und hier ward er halb dazu gezwungen — Führer eines unbändigen Volkes geworden wäre, um ihrer Raserei Einhalt zu thun. Vergebens sucht der Getreue die düsteren Vorstellungen des angsterfüllten Weibes zu bannen, mit denen sie sich die Folgen von Götzens Handlungsweise ausmalt. Sie hat ganz recht und bleibt bei ihrer Ansicht: seine Feinde haben jetzt die beste Gelegenheit wider ihn erhalten; sie werden seine Schuld vergrößern und „lügenhafte Klagartikel schmieden"; er hat wirklich „seinen Bann gebrochen", hat sich wirklich zu „Rebellen, Missethätern und Mördern" gesellt, ja sich an ihre Spitze gestellt. So scheinen denn die Feinde in der That, falls sie ihn gefangen nehmen, im Rechte zu sein, wenn sie ihn „als Rebellen behandeln und sein graues Haupt" — sie vermag das Ungeheure nicht auszusprechen, das ihm droht.

(Schluß.) Hat die Scene auch nur sehr geringen Fortschritt der Handlung, so ist doch der kleine Ruhepunkt gerade an dieser Stelle bedeutsam. Der letzte Schlag, das

*) Für manche freilich auch jetzt noch nicht deutlich genug: Düntzer z. B. weiß nichts von einer Schuld des Helden.

fühlt der Leſer und Zuſchauer, rückt näher, und durch das, was wir hier erfahren, muß unſere Spannung nur noch vermehrt werden. Das bevorſtehende Schickſal des Helden, das wir vorher nur dunkel empfanden, wird uns hier, zugleich mit ſeiner Schuld, deutlich gezeigt. Und größer wird unſere Teilnahme, größer unſer Mitleid durch die aufs höchſte erregte, leidenſchaftlichen Sprache, mit der ein ſonſt ſo ruhiges Gemüt ſeinem tiefen Kummer in einfachen Worten Ausdruck giebt. — Wie alle dieſe kleinen Scenen bildet auch ſie ein Ganzes für ſich und iſt voll dramatiſcher Bewegung. Das geängſtete, von den trübſten Gedanken erfüllte Herz eines treuen Weibes ſoll beruhigt werden, und ganz erfolglos ſind dieſe Verſuche nicht. Sie fängt am Schluß an, andre Gedanken zu hegen, ſich des „guten Georg" zu erinnern und auf Hilfe und Rettung bedacht zu ſein. Der Höhepunkt der Scene liegt in den Worten: „Und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen". Ferner iſt an den Gegenſatz zu erinnern, den unſere Scene zu dem Schluß der vorhergehenden bildet: in beiden das Verhältnis von Mann und Weib zu einander, ebenſo das eines Dieners zu ſeiner Gebieterin; es iſt der Gegenſatz des ganzen Dramas: neue und alte Zeit.

Fünfte Scene. (Bei einem Dorf.)

I. Nach der verhältnismäßigen Ruhe der vorigen Scene bildet die reiche Handlung in dieſer einen deſto ſtärkeren Kontraſt. Fünf Momente zeigen den Fortſchritt derſelben. 1) Die Bauern brechen den Vertrag, indem ſie ein Dorf anzünden; 2) Götz ſagt ſich durch Georg von ihnen los; 3) die Bauern werden nach kurzem Kampfe, von dem nur erzählt wird, geſchlagen; 4) Götz, ſchon vorher vor ihnen gewarnt, ſchlägt einen Führer derſelben zu Boden; 5) Weislingen verfolgt die Fliehenden, in der Hoffnung, Götz ſelbſt gefangen zu nehmen. Der vierte Moment enthält den Höhepunkt der Scene.

II. Götzens Auftreten und ſeine Lage verdient hier eine beſondere Betrachtung. 1) Sein Verhältnis zu den Bauern hat ſich ſchnell ſo geſtaltet, wie es zu erwarten war. a. Vergangenheit. α. Zu ſpät hat er den Fehler, den er

begangen, erkannt, aber auch sofort gesucht, ihn wieder gut zu machen. Schon vor dieser Scene hat wiederholt Zwist und Streit zwischen ihnen stattgefunden; alle Tage ist er ihnen „durch den Sinn gefahren", hat er ihnen „die bittersten Wahrheiten gesagt". Weniger, um sie zu bessern; denn er wird bald eingesehen haben, daß das vergebens war; sondern um von ihnen loszukommen. Er hat einmal sein Wort und seine Hand darauf gegeben, vier Wochen lang bei ihnen auszuhalten, und muß es auch wider Willen thun. Aber wenn sie sich selbst von ihm lossagen, so ist er frei. Und so hoffte er, daß sie „sein müd werden und ihn erlassen sollten". Aber der Erfolg ist ein ganz andrer gewesen. Die Bauern sind es allerdings endlich müde geworden, sich dergleichen sagen zu lassen, und haben förmlich „beschlossen" — wie der unbekannte Warner ihm mitteilt — ihn aus dem Wege zu räumen. b. Gegenwart. (aa. Worte.) Jetzt aber könnten sie diesen Beschluß um so eher ausführen wollen, als sich Götz nun endlich, da sie selbst thatsächlich den Vertrag gebrochen haben, von ihnen losgesagt hat. Und es wäre fast nach dem Sinne des Helden, wenn er so um sein Leben käme. Er weiß, daß es schwer, fast unmöglich ist, „mit Ehren von ihnen zu kommen". So aber würde doch der Tod von ihrer Hand ihn reinigen: er würde „der Welt das sicherste Zeichen sein, daß er nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe". Da erscheinen sie selbst, besiegt und auf der Flucht. Aber trotz dieser Umstände fordert er von ihnen Rechenschaft und macht ihnen die heftigsten Vorwürfe, (bb) und endlich als der wildeste der Führer es wagt ihn zu beschimpfen, erwidert er nicht mehr mit Worten, sondern schlägt ihn nieder. So hat er sich auch durch die That von ihnen losgesagt.

2) Folgen. (a. Teilnahme am Kampf.) Aber es ist zu spät: er kann seinem Schicksal nicht entgehen, er ist der Verhältnisse, die er selbst geschaffen, nicht mehr Herr. Er wird in den Kampf der Waffen mit hineingerissen, muß sich verteidigen und so auch für die Sache streiten, von der er sich so eben losgesagt hatte. In diesem Kampfe selbst — wir erfahren es gleich darauf — wird er ver-

wundet und muß mit den geschlagenen Bauern fliehen. (b.) Und sein ärgster Feind ist dicht hinter ihm. Weislingen legt es den Seinigen dringend ans Herz, ihn zu erwischen. Dann soll es „noch Gnade sein, wenn sie heimlich im Gefängnis das Todesurteil vollstrecken". So hofft Weislingen zugleich seiner Sache den Sieg zu erringen und seinem Herzen Ruhe zu schaffen. Denn schwankend wie er immer gewesen, hat sich ein Rest seiner guten Natur auch jetzt noch in ihm zu behaupten gewußt, wenn auch nur in der Stimme des bösen Gewissens. Auch diese, hofft er, wird zum Schweigen kommen: wenn sein edler Gegner vor dem Andenken der Menschen erloschen ist, dann „kannst du freier atmen", thöricht Herz.

Schluß. Götzens persönliche Lage ist auch dadurch noch schlimmer, daß er ganz allein ist, daß er seine Getreuen selbst weggeschickt hat. Den einen, um seine Frau zu trösten und sie zu schützen. Denn gerade auf die Burgen der Ritter haben die Aufständischen es abgesehen. Georg aber ist zu Anfang dieser Scene zum letzten Male aufgetreten. Götz selbst muß ihn in den Tod senden. Er ahnt die Wahrheit nicht ganz: er fürchtet, daß er „mit den Bösewichtern" gefangen worden sei, und dann weiß er recht wohl, was ihm bevorsteht. Viermal ruft er schmerzvoll seinen Namen aus: „Mein Georg! Mein Georg!" So steht er jetzt im letzten Kampfe ganz allein. Aber auch da soll sich noch jemand finden, der ihn verteidigen und sein Leben für ihn lassen wird.

Sechste und siebente Scene. (Zigeunerlager.)

I. Fortschritt und Gliederung. 1) Zustand. Nach der leidenschaftlichen, an Handlung reichen Scene wiederum ein wirksamer Ruhepunkt. Es ist Nacht; im wilden Walde zeigt sich ein Zigeunerlager; am Feuer sitzen Mutter und Tochter, andre kommen hinzu. Das Leben und Treiben einer wilden Horde wird in wenig Zügen geschildert. Doch wir sehen auch den Feuerschein am Himmel; Dörfer brennen in der Nähe; wir hören auch den Lärm des Kampfes. So bleibt die Spannung und Teilnahme erhalten, ja sie wird

größer: in jedem Augenblick erwarten wir das Eintreten eines verhängnisvollen Ereignisses.

2. Bewegung. a. Da erscheint Götz, noch unglücklicher als vorher; als Flüchtling, allein und schwer verwundet; seine Feinde hinter ihm her. „Heiliger Gott, du endest gräßlich mit mir". Doch kurze Hilfe wird ihm zu teil: er wird erkannt und freundlich aufgenommen. b) Aber nur wenige Augenblicke, und die Feinde nahen. Die Zigeuner verteidigen ihn. Zum letzten Mal ergreift der Held das Schwert; er hat nicht Zeit den Harnisch anzulegen; er achtet seiner Wunden nicht; er sprengt hinaus, um sie seinen Arm fühlen zu lassen. Ein kurzer Kampf; dann Flucht und die Nachricht, daß der Held gefangen ist: das wichtigste Ereignis des Aktes. Der Kampf ist damit völlig entschieden. Das persönliche Schicksal des Helden tritt jetzt in den Vordergrund und erhält das Interesse wach. Wird ihn wirklich das schlimme Los treffen, mit dem Weislingen in seinen letzten Worten drohte? Oder wird auch hier noch jemand dazwischen treten — ist doch an Sickingen geschickt worden — der diesen Schlag von ihm abwendet?

II. Bedeutung der Zigeuner. Götz hätte auch auf andere Weise gefangen genommen werden können. Weshalb ließ der Dichter dies Ereignis gerade so vor sich sich gehen? Was veranlaßte ihn, jenen wilden Volksstamm überhaupt in sein Drama aufzunehmen? Weshalb entfernte er ihn nicht in der zweiten Bearbeitung, in der er doch so manche Scene wieder ausstrich? Und wozu diese Darstellung des Lebens der Zigeuner, ihrer Ansichten und Gesinnungen? Selbst als Episode betrachtet werden sie doch wohl irgend einen Zusammenhang mit dem Grundgedanken des Dramas haben. A. Um diese Fragen zu beantworten, muß zunächst der Inhalt dieses Teiles der Scene einer genauen Betrachtung unterworfen werden. 1. Das äußere Leben der Zigeuner. a. Wohnung und Nahrung. Ohne festen Sitz wandern sie unstät von Ort zu Ort, bald auf dem Felde, bald im Wald sich lagernd. Das Zelt von Stroh ist schnell gebaut und wird ebenso leicht verlassen. So leben sie in und mit der Natur, und leben auch von dem, was die Natur ihnen bietet. Und

sie sind nicht wähleriſch: sie eſſen auch Hamſter und Feldmäuſe; verſchmähen aber auch Haſen und Hühner nicht, wenn ſie dieſelben erhalten können. (b.) Faſt ihre einzige Beſchäftigung beſteht darin, im Kampfe mit der Natur und mit Menſchen ihr Leben und das der Ihrigen zu erhalten, d. h. für Speiſe, Trank und Kleidung zu ſorgen, letztere ſich ſelbſt zu bereiten, erſtere auch zu erbetteln oder anderen wegzunehmen, dabei das Geringſte, wie Bratſpieße, Zunder, Schwefel, nicht verſchmähend. So ziehen ſie am Tage umher und bringen ſpät abends oder in der Nacht den Ertrag heim, um am Feuer unterm Strohdach ſitzend den Genuß des Daſeins nur im Zuſammenleben mit den Ihrigen zu haben.

2) (Inneres.) Eigenſchaften. a. Intellektuelle. α. Im allgemeinen. aa. Als ein Nomadenvolk ſtehen ſie auf einer noch tieferen Kulturſtufe als die Bauern, haben aber infolge ihres heimatloſen Lebens etwas vor ihnen voraus, Freiheit und Ungebundenheit. (bb.) Doch ſind ſie nicht ohne Ordnung und Disciplin, ihre Banden ſind gut organiſiert. Ein Hauptmann ſteht an der Spitze jeder Truppe, wie deren damals viele das Land durchſchweiften. Als Männer, die täglich und ſtündlich der Gefahr ins Auge ſehen müſſen, ſind ſie waffengeübt und im ſtande, ſich ſelbſt zu verteidigen. Auch hilft ihnen die Ortskenntnis, die ſie bei ihren Streifzügen erlangt haben. Sie kennen die Schliche beſſer als alle andern und ſchießen den Feind nieder, ehe derſelbe ſie gewahr wird. Daß ſie nicht deutſchen Urſprungs ſind, darauf möchten vielleicht die Eigentümlichkeiten ihrer Sprache hindeuten.

β. Im beſonderen. aa. Wie ihr Leben aufs engſte mit der Natur verknüpft iſt, ſo ſind ſie mit derſelben genau bekannt. Sie lernen von ihr, Gutes und Schlechtes, und lauſchen ihr manches Geheimnis ab. So ſind ſie der Heilkraft der Kräuter wohl kundig, haben Wurzeln und Pflaſter in Bereitſchaft, und ihre Frauen wiſſen Beſcheid, Verwundete zu verbinden und zu pflegen. bb. Solchen Kindern der Natur erregt dieſe auch in ungewöhnlicher Weiſe das Gemüt und, in abergläubiſchen Vorſtellungen und Traditionen aufgewachſen, faſſen ſie ſelbſt natürliche Ereig-

nisse mit erregter Phantasie auf, und wie in finstrer Nacht, bei Sturm und Regen, im wilden Walde der Tumult des Kampfes näher kommt und sie umtönt, glauben sie, „der wilde Jäger" ziehe über sie hin; das Bellen seiner Hunde, das Knallen der Peitschen, das Jauchzen der Begleiter hören sie so deutlich, daß sie unwillkürlich den Ton nachahmen wollen. Da sie aber an den „Teufel" glauben, müssen sie auch eine Vorstellung von Gott haben, und das „Feiertagswamms" deutet auf Heilighaltung der Feste.

b. Moralische. α. Schlechte. Rauben und Stehlen ist ihnen etwas Gewöhnliches; ja auch Kinder werden schon dazu angehalten. Aber die Not zwingt sie dazu, und was sie wegnehmen, ist, wenn's hoch kommt, ein Hase, ein Hahn, ein Bündel Leinwand; sonst begnügen sie sich mit Geringfügigem, mit Löffeln, Pferdezäumen, Decken, Stiefeln u. s. w. β. Gute. Mit so kleinen Ungerechtigkeiten, wie deren ja auch Götz begeht, läßt sich recht wohl eine durchaus sittliche Gesinnung vereinigen. aa. (Gegen einander.) Schon der Gehorsam, den sie ohne weiteres ihrem Hauptmann leisten, ist ein Zeichen davon. Ferner bilden sie einzelne Familien und haben das Gefühl der Pflicht, für einander zu sorgen und in Gefahr einander beizustehen.

bb. (Gegen andre.) Selbst arm und in Not, sind sie doch sofort bereit, um Hilfe Bittenden beizustehen. Der Hauptmann hat Götz noch nicht erkannt; aber sogleich erbietet er sich den ihn anflehenden, verwundeten Mann aufzunehmen. Als er gar vernimmt, wer der Unglückliche ist, da zeigt er in Wort und That die volle Gesinnung seines Herzens. (αα. Worte.) Alles, was er hat, soll jenem gehören; es ist „ihm herzlich lieb" ihn zu haben; das beste Kleid soll ihm gegeben, seine Wunden verbunden und aufs beste gepflegt werden. Denn er hat ihn zwar nie gesehen, aber er kennt ihn doch: „wer sollte ihn nicht kennen" den Schutz und Hort der Armen und Gedrückten? „Götz! unser Leben und Blut lassen wir für euch":*) dies eine

*) Diese Aussprüche zeigen wiederum die Kürze und Knappheit der Goethischen Sprache. Leicht hätten sie sich zu langen Monologen ausdehnen lassen können, und die Zeit war reichlich vorhanden, solche Ausführung zu motivieren. Vgl. S. 73.

Wort enthält eine Fülle von Treue und sittlichem Gefühl. Der Held hat ihnen kaum jemals etwas Gutes gethan; sie denken auch nicht daran und können es gar nicht erwarten, daß er ihre Güte je belohnen werde; aber sie beugen sich vor der Größe des Mannes, von dessen Edelmute sie so viel gehört haben, und ihre Bewunderung und Liebe zu ihm geht bis zur völligsten Aufopferung. (*ββ.*) So stellen sich die wenigen Männer mutvoll dem Feinde entgegen; sie achten die Gefahr nicht, in die sie sich selbst, in die sie die Ihrigen bringen, und schießen nieder, was sich ihnen naht. Aber bald werden sie überwältigt und ihr Hauptmann getötet.

B. (Bedeutung.) (1. Für Götz.) „Die wilden Kerls, starr und treu"*) dies Wort aus Götzens Munde faßt die ganze Natur dieses Volkes zusammen. Und der andre Ausruf: „O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder"*) macht die Lage, in welcher der Held sich befindet, noch deutlicher. Er, sonst selbst der beste Schutz der Niedrigen und Unglücklichen, muß sich jetzt beschützen lassen, und zwar von heimatlosem Gesindel, das vom Betteln, Rauben und Stehlen lebt. Diese sind es, die jetzt dem Kaiser sogar einen Dienst erweisen. Denn selbst in diesem Augenblicke fühlt sich Götz als der treueste Diener des letzteren; ja sein Gehorsam und die Liebe zu ihm kommt in dem rührendsten Ausdruck zu tage.

2) (Für den Kampf des Dramas.) Aber dies Wort erinnert zugleich daran, daß es sich auch in diesem Momente nicht bloß um das Schicksal eines Mannes handelt. Sie bilden alle zusammen eine große Partei, Götz und seine Getreuen, diese Zigeuner, ja selbst die aufständischen Bauern. Alle haben den gemeinsamen Feind und kämpfen für ein und dieselbe Sache, jeder in seiner Weise und in seiner Stellung: für Freiheit, für ein Leben in und mit der Natur, für das Recht, wie Bruder Martin sagte, „Mensch sein zu dürfen". Aber damit auch zugleich für die höchsten Güter des Einzelnen, der Familie und des Staates. Die feinere Kultur der neuen Zeit bringt nur größere Unsittlichkeit; wilde Naturmenschen bewahren und

*) Siehe die Anm. auf der vorigen Seite.

schützen Recht und Freiheit und Sittlichkeit. Einem Götz der Gesinnung nach völlig ebenbürtig, kämpfen diese Horden, von einem hohen Gedanken, einem edlen Gefühle begeistert, und fragen nicht nach den Folgen. Diese moralische Würde, dieser Adel des Herzens erhebt das ganze Mittelalter, wie es der Dichter uns darstellt, himmelweit über das kleinliche, egoistische, sittenlose Wesen, das der neuen, der triumphierenden Zeit anhaftet, und wenn dieselbe auch thatsächlich den Sieg davon trägt, den moralischen Sieg hat doch die andre Partei errungen, und sie feiert gerade in ihrer Niederlage den herrlichsten Triumph. Lieber so untergehen, wie diese „wilden Kerls", wie Götz selbst, als ein Leben führen, wie es auf der andern Seite geführt wird: das ist der Eindruck, mit dem, unbewußt und ungesagt, jedes empfängliche Gemüt von dieser Scene scheidet. Und noch stärker muß dieser Eindruck werden, wenn der folgende Auftritt uns die Unsittlichkeit der neuen Zeit in einem Grade vorführt, der selbst das noch übersteigt, was wir bisher ihr in zu sehen gewohnt waren. Aber freilich, wir sind darauf vorbereitet.

Achte Scene. (Adelheidens Schlafzimmer.)

Fortschritt der Handlung. Die Scene ist die Folge des dritten Auftritts, jenes Briefes, den Weislingen geschrieben, ebenso die des vierten Auftritts des vierten Aktes. Adelheid muß jetzt ihre Absicht ausführen, wenn ihre politischen Pläne nicht verloren sein sollen, und Franz hatte den Gedanken ja schon vorher ausgesprochen, der jetzt verwirklicht werden wird. Wie weit das Liebesverhältnis zwischen Herrin und Diener gediehen ist, zeigt Anfang und Ende der Scene. Die List der koketten Frau ist ebenso groß wie die Kunst der Verführung, und durch beides umstrickt folgt ihr der Jüngling unwillkürlich, ja erbietet sich fast aus freien Stücken zu dem Verbrechen, das sie verlangt. Aber sie leitet ihn und zeigt ihm den Weg, und derselbe ist so schlau angelegt, daß beide darauf rechnen können, ihre That werde verborgen bleiben.

Neunte Scene. (Heilbronn, „vorm Turn".)

I. Inhalt. Die kleine Scene enthält drei wichtige Momente. 1) Von zwei Thatsachen wird erzählt. a. (Von Götzens Zustand. α. Äußerer.) Als Meuterer und Missethäter ist der Held in den tiefsten Turm geworfen. Seine Wunde und ein schleichend Fieber vergrößern den Jammer seiner Lage. β. Aber noch schlimmer als alles das ist sein Gemütszustand. War er schon vorher, bei seiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn, voll Unmut und Trübsinn, und konnte er selbst nach seiner Befreiung die alte Zuversicht und Lebensfreude nicht wieder finden, so mußte jetzt der gewaltigste Schlag, der ihn treffen konnte, eine um so tiefere Wirkung ausüben. Wenige Worte nur schildern sie. „Die Finsternis seiner Seele, daß es so mit ihm enden solle", wir werden sie kennen lernen, wenn er selbst uns im Turme vorgeführt wird.

b. Der Bauernkrieg ist beendet. Fürchterlich ist die Rache der Fürsten. Lebendig verbrannt werden die Empörer, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft und geviertteilt, daß das Land umher, „einer Metzge gleicht, wo Menschenfleisch wohlfeil ist". Um so mehr müssen wir auch für Götz das Schlimmste fürchten.

2) (Zukunft.) Doch eine Aussicht bietet sich jetzt der bekümmerten Gattin dar, als sie hört, daß Weislingen Kommissar sei. Sie kennt das weiche Herz desselben; sie weiß, daß er Marie wirklich geliebt hat, und so kann sie hoffen, daß er derjenigen, die er so unglücklich gemacht, nichts abschlagen wird. Und Marie ist so eben angekommen; jener Brief, der Sickingen herbeirufen sollte, hat wenigstens die Schwester zur Rettung des Helden hergeführt. Weshalb jener Ritter selbst nicht gekommen ist, werden wir später erfahren.

II. Fortschritt der Handlung. Die Scene zeigt die Folgen der Gefangennahme Götzens und der Besiegung der Bauern. Sie enthält zugleich das erste Motiv eines neuen Ereignisses, die Absendung Mariens an Weislingen, und bereitet so die folgende Scene vor.

Zehnte Scene. (Weislingens Schloß.)

I. Gliederung und Fortschritt. Vier Teile: 1) Weislingen allein, von Gift und Gewissen gequält; 2) Mariens Bitte an ihn und Erfüllung derselben; 3) Franzens Geständnis seiner Missethat und die Strafe, die er an sich selbst vollzieht; 4) Marie, die Weislingen alles Leid vergiebt und in der schweren Todesstunde an seiner Seite bleibt. — Der Höhepunkt der Scene ist das Geständnis Franzens.

II. Bedeutung der Scene (zugleich Ausführung von I.). A. Götzens Schicksal war bereits entschieden, sein Todesurteil gefällt. Jetzt ist wenigstens dies schreckliche Ende von ihm abgewehrt. Freilich seine Lebenskraft ist gebrochen: an ein Kämpfen für seine Sache ist nicht mehr zu denken.

B. Aber auch auf der andern Seite, die einen völligen Sieg errungen hat, sollen die Personen, die zu diesem Siege am meisten beigetragen haben, die Früchte desselben nicht genießen, vielmehr finden sie alle den Lohn ihrer Thaten. Das sind zunächst Weislingen und Adelheid; doch auch Franz ist dabei beteiligt.

1. Weislingen. Die Darstellung seines Gemütszustandes ist dramatisch, insofern in drei einander steigernden Momenten gewisse Thatsachen*) auf seine Seele wirken. a. Äußerer Zustand. Die Krankheit, die ihn ergriffen, das Fieber, das „sein Mark aufgefressen" hat, die Ruhelosigkeit bei Tag und bei Nacht, der kalte, verzehrende Schweiß, der jedes Glied ihm lähmt: all' das ist für ihn die geringere Pein. b. Gewaltiger ist sein Seelenleiden. (α. Infolge seines eignen Thuns. aa. Gegen Götz.) Die Stimme des Gewissens, die niemals ganz verstummt war, ruft ihm jetzt in seiner Unthätigkeit und körperlichen Schwäche die Sünden, die er begangen, mit voller Kraft ins Gedächtnis zurück. Natürlich, daß die letzte ihn in diesem Augenblicke am meisten peinigt. Wenn er es sich

*) 1) Untreue gegen Götz; 2) gegen Marie; 3) Treulosigkeit seines Dieners und seines Weibes.

ſelbſt nicht ſagen würde, „die giftigen Träume“ würden es offenbaren, die in dem „halben Schlummer“ ihm erſcheinen. Und wie er vor jener Traumgeſtalt des alten Götz zitterte „wie ein Miſſethäter“ und den verächtlichen Blick fühlte, den dieſer ihm zuwirft, ſo nennt er ſich jetzt geradezu einen „Elenden“ und geſteht ſich, daß er es geweſen ſei, der das Todesurteil veranlaßt habe. Waren doch, wie wir ſpäter von ihm hören, „die übrigen Kommiſſarien“ die Freunde Götzens, und es wäre ſo leicht geweſen, dieſen zu retten. Er fühlt, daß böſe Geiſter über ihn Macht erlangt haben, daß ſie an ſeinem Verderben ihren Mutwillen üben, und ſchon mit dieſer Erkenntnis beginnt ſeine Reue. Daher er denn um ſo ſchneller und leichter im nächſten Augenblick die Gelegenheit benutzt, doch noch wenigſtens etwas von dem, was er geſündigt, wieder gut zu machen.

bb. (Untreue an Marie.) Als ein „Elender“ wäre er ſo ſchon geſtorben. Jetzt iſt ſie nun noch gekommen, um ihn in völlige Verzweiflung zu ſtürzen. Aus der Tiefe des Herzens ſchreit er auf, als ſie ihm naht: „Jeſus Marie! — Laß mir Ruh'! Laß mir Ruh'! Die Geſtalt fehlte noch!“ Wie „ein Engel des Himmels“ erſcheint ſie ihm, der die „Qualen der Hölle“ zu ihm bringt. Wir vergeſſen ſeiner Schuld und ſeiner Sünden, wie Marie derſelben vergißt, wenn die Pein ſeines Herzens ſich in ſo ergreifenden Worten Luft macht: „Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen“ u. ſ. w. Auch fühlt er, daß es mit ſeinem Leben zu Ende geht: „der verzehrende Atem des Todes hat ihn angehaucht, ſeine Kraft ſinkt nach dem Grabe“. In ſolchem Zuſtande mußten ihn die Erſcheinung, die Stimme, die eindringenden Worte der einſt Geliebten doppelt ergreifen und ſein Gewiſſen um ſo mehr foltern. Was er ſich vor kurzem ſelbſt geſagt hatte, ſie wiederholt es mit ganz ähnlichem Ausdruck: „Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen!“ Drei Worte genügen — „das iſt Adelbert!“ — um ihn an jene Zeit zu erinnern, wo er ihrer würdig war, und ihn fühlen zu laſſen, was er verſcherzt und was er jetzt dafür geerntet hat. So bedarf es in der Seelenſtimmung, in welche er durch alles

das versetzt wird, nur weniger Worte: die Krankheit ihres Bruders, seine schweren Wunden, sein Alter, und dann der strafende, warnende Zusatz „und wenn du fähig wärst sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln": sie braucht nicht weiter zu sprechen; der gute Mensch in ihm ist völlig mächtig geworden; seine Reue ist tief und gründlich; das unterschriebene Todesurteil wird sofort zerrissen; o, er möchte so gern auch alles andre „wieder schaffen, was er zerstört hat": aber zu spät, zu spät!

β. (Das Thun andrer.) Indes die Strafe seiner Sünde und die Qual des Herzens soll noch größer werden. Er glaubt es schon jetzt, und doch weiß er es noch nicht völlig, wie sehr er sich sein Schicksal selbst geschaffen hat. Hoffte er doch sogar noch, daß er „wieder aufkommen könne". Da muß er denn vernehmen: nicht bloß er hat eine doppelte Untreue begangen gegen die, die ihm die Liebsten hätten sein sollen: eine doppelte Untreue haben auch die gegen ihn begangen, die er für seine Liebsten halten mußte. Er sieht, wie dem einen sein Elend so tief zu Herzen geht, wie derselbe in Thränen ausbricht, so daß er selbst versucht, ihn zu trösten. Wie sollte der ihm nicht treu sein! Und er hat ja das auch um ihn verdient, da er ihm immer ein „lieber Herr" gewesen ist, wie Franz das selbst früher anerkannt hat. Wie müssen nun die wenigen Worte seines Dieners, die ihm die doppelte Treulosigkeit offenbaren, sein so schon gequältes und zerrissenes Herz noch heftiger erschüttern und ihm die letzte Stunde um so furchtbarer machen. (aa. Franz*). Er ahnt nicht, weshalb dieser so zerknirscht und voll Thränen niederfällt und seine Kniee umfaßt, und daß auch er von Gewissensangst gequält die tiefste Reue fühlt. Vollends die milden, liebevollen Worte des Herrn, der da glaubt, sein Leid ginge dem Diener so zu Herzen, sie bewirken, daß die sündenschwere Brust danach verlangt, sich durch ein offnes Geständnis der Schuld zu erleichtern. Und wie Weislingen selbst in kurzen, halb abgebrochenen Sätzen die Qualen seiner Seele zum Ausdruck

*) Steht zugleich im Gegensatz zu 1. S. 126. Die Logik darf nicht immer das höchste Prinzip einer Disposition sein; vgl. meine „Aufsätze und Dispos." S. 50.

brachte, so vermag auch Franz nach den beiden Sätzen: „Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben", nur noch wenig einzelne Worte hinzuzufügen: „Gift! Gift! Von euerm Weibe! — — Ich! Ich!" So hat er seine eigne Sünde und die Verworfenheit jenes unseligen Weibes völlig bloßgelegt. Aber länger hält er es nicht aus; wie von Furien getrieben eilt er davon, um sofort an sich selbst die Strafe zu vollziehen und in den Fluß hinunterzustürzen. „Ihm ist wohl", ruft ihm sein Herr nach, der selbst am besten fühlt, daß schneller Tod einem Leben mit ewigen Gewissensqualen vorzuziehen ist.

(bb. Adelheid.) Jetzt hat er völlig erkannt, daß Gott „ein furchtbarer Rächer" ist. War er vorher schon „arm und verlassen", so weiß er jetzt, wie die Nächsten seines Herzens ihn so schnöde hintergangen und verraten haben. Er kann es nicht alles aussprechen, was in diesem Augenblicke durch seine Seele geht; er mag an jene erste Untreue seines Weibes denken, die ihn veranlaßte, ihr den Brief zu schreiben. Aber eine ganz andere hat ihn selbst ins Verderben gestürzt. Sie, deretwegen er alles geopfert, die ihn zu einem treu- und ehrlosen Verräter gemacht hat, die Schuld daran ist, daß er den alten Freund, daß er die Geliebte um ihr Lebensglück betrügen und in namenloses Elend stürzen mußte, sie hat ihm jetzt den Lohn seiner Thaten gegeben: sie hat seinen Diener verführt, sie ihm das Gift gereicht, und jetzt wartet sie und horcht auf den Boten, „der ihr die Nachricht bringe, er ist tot."

cc.*) „Und du Marie! Marie, warum bist du
Gekommen, daß du jede schlafende
Erinn'rung meiner Sünden weckteſt! O verlaß mich,
Verlaß mich, daß ich sterbe!"

Er fühlt recht wohl und spricht es aus, daß sie sein „letzter Trost" ist. Aber auch der muß ihm „zur Qual" werden, und so bittet er sie, daß sie von ihm gehen möge. Wohl denkt er in dieser Herzensangst an Gott und möchte

*) Führt den Teil bb. zu Ende. Niemand wird im Drama überhaupt, geschweige in solchen Scenen völlig logische Ordnung in der Reihenfolge der Gedanken und Stimmungen erwarten.

gern zu ihm beten; aber er vermag es nicht: „seine Seele ist verschlossen. So bittet er sie, daß sie für ihn bete, damit er errettet werde aus diesem „fürchterlichen Streite des Lebens und Todes", in dem „die Qualen der Hölle" ihn martern".

C. (Marie.) Und obgleich „ihre Seele mit der seinigen zu erliegen" droht und sie Gott um Kraft und Stärke bitten muß, um all das ertragen zu können: sie hält aus, sie versucht ihn auf andere Gedanken zu bringen und sein Herz zu dem Barmherzigen hinzuführen, der ihm in dieser Qual allein Trost gewähren und ihn beruhigen könne. Die ganze Tiefe und Innigkeit ihres Gefühls, die sie in jener ersten Scene mit Weislingen (I. 5) so streng verhüllte, daß sie fast einen unsympathischen Eindruck machte, hier zeigt sie sich im vollsten Maße. „Sein Anblick zerreißt ihr das Herz", und die alte Liebe zu ihm wird wieder wach. Sie kann von dem Armen, Verlassenen nicht scheiden, wie sehr er sie auch wieder und immer wieder darum bittet; sie fühlt recht wohl, daß ihr Bleiben, ihr Zuspruch ihm den einzigen menschlichen Trost gewähren kann. Sie will seinem Gewissen ihre Nähe erleichtern: er soll denken, sie sei seine Wärterin. Vor allem aber soll er vergessen, was er gethan, wie sie ihm alles vergessen will, und wie sie hofft, daß Gott alles vergessen werde. Diese Herzensgüte, diese Tiefe des Gemütes hat auch für ihn etwas Überwältigendes; ihr gegenüber muß sich sein sonst „verschlossenes" Herz öffnen. „Diese Seele voll Liebe" vermag in ihm das Gefühl aufsteigen zu lassen, daß er, der reuige Sünder, vielleicht doch von der göttlichen Barmherzigkeit noch nicht ganz ausgeschlossen sei, und findet er selbst nicht Worte zum Gebet, so soll sie für ihn beten, soll sein eigen Herz mit Gedanken göttlicher Liebe erfüllen. Immer stärker werden seine Todes- und Gewissensqualen; nur heißes Flehen zu dem Allgütigen, das fühlt die Treue, kann die Last seiner Seele noch etwas erleichtern, und so betet sie mit ihm: „Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur einen Blick deiner Liebe in sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe."

Eine der ergreifendsten Scenen, die uns schwere Schuld,

doppelte und dreifache Schuld, die uns Strafe und Rache in den grellsten Farben vorführt, endet mit Tönen des Erbarmens und der Liebe von einer Wahrheit und Innigkeit, daß dadurch sich wohl auch das Herz eines reuigen Sünders wie von einem Hauch himmlischen Friedens umweht fühlen mochte, der ihm die Schrecken des Todes leichter und milder machen mußte.

Elfte Scene. In einem finstern, engen Gewölbe.

I. Fortschritt der Handlung. Sind zwei von den Personen der neuen Zeit, die all das Unglück verschuldet haben, von der Strafe bereis ereilt worden, so wird über das Schicksal der dritten in dieser Scene entschieden. Das gewaltige Weib, deren Schönheit und Verworfenheit die Schwachen und Elenden in ihren Bann gezogen hatte, um dadurch auch die Starken und Reinen zu vernichten, soll den gehofften Lohn ihrer Thaten nicht ernten. Schlau genug war sie, einem öffentlichen Richter zu entgehen; aber wie sie im verborgenen sündigte, so wird sie auch vor einem „heimlichen Gerichte" angeklagt, des Mordes und des Ehebruchs für schuldig befunden, und in kurzer Zeit wird die Strafe an ihr vollzogen werden: „der doppelte Tod, mit Strang und Dolch, für die doppelt, doppelte Missethat". Es bedarf nicht einer besonderen Scene,*) in der diese Strafe vollstreckt wird, bedarf auch nicht der Nachricht, daß dies geschehen sei: diese Scene selbst wirkt so gewaltig, so überzeugend von der Schnelligkeit und Unfehlbarkeit des Rächers, daß der letzte Befehl, „sie binnen acht Tagen zu tilgen von dem Angesichte des Himmels", so gut wie vollführt zu sein scheint. Sie ist gerichtet und verloren.

II. Es hat aber unsere Scene noch eine andere Bedeutung. (A. Negativer Art.) Furchtbare Sünden und Verbrechen sind geschehen. Aber die irdische Gerechtigkeit, die von Kaiser und Reich eingesetzte, vermag keine derselben zu bestrafen. Sie muß sich ja freilich mit weit wichtigeren Dingen beschäftigen; sie muß jahrelang eine Untersuchung um den Besitz eines kleinen Grundstücks führen und kann selbst da nicht zu einem eigentlichen Be-

*) Wie in der ersten Bearbeitung des Dramas.

ſcheide kommen, weil die Richter beſtechlich ſind. Es wäre von ihnen auch nicht Gerechtigkeit zu erwarten geweſen, ſelbſt wenn jene Unthaten vor ihr Forum gekommen wären. Und ſo hätte die Anſtifterin all des Unheils frei ausgehen und die Früchte ihrer Verbrechen genießen können. Hatte doch ſelbſt der verführte Diener ihr den Weg geebnet und ſie durch eigene Beſtrafung von ſich befreit. So ſcheint denn der Sünde und dem Verbrechen in der neuen Zeit, die jetzt den Sieg errungen hat, volle Freiheit gegeben zu ſein. Und der Hauptſache nach iſt das auch der Fall. Denn für die Entſcheidung jenes gewaltigen Kampfes, der ſich im Drama abſpielt, iſt es gleichgiltig, ob ein Weislingen am Leben bleibt oder nicht; ebenſo, ob Adelheid ihre ehrgeizigen Pläne weiter verfolgen kann.

(B. Poſitiv.) Das aber erſcheint, um es wieder zu erwähnen, trotz der Niederlage doch als ein Triumph der alten Zeit, daß ſie gerade bei ihrem Untergange kraft ihrer Größe und Herrlichkeit den moraliſchen Sieg davonträgt. So in vielen früheren Scenen, ſo in der vorhergehenden, ſo in dieſer. Denn wenn hier die ärgſte Verbrecherin endlich ihren Richter findet, ſo iſt das nur dadurch möglich geworden, daß eine Inſtitution, die das Mittelalter hervorgebracht hat, die aber von der neuen Zeit bald vernichtet ſein wird, noch einmal ſich in voller Kraft bewährt, das Vehmgericht. Gerade für ſolche Verbrechen, die im geheimen vor ſich gingen, war es wie geſchaffen. Gewiß, auch das Bedenkliche einer ſolchen Verurteilung und Beſtrafung tritt hier klar zu tage, aber weit mehr das Großartige und Erhabene, das dieſer Erſcheinung eigen war. Eine einzige kleine Scene macht uns dasſelbe offenbar. Wir lernen aus ihr kennen

1) die äußeren Formen dieſes Gerichtes. a. Die Mitglieder desſelben verſammeln ſich in einem engen, finſtern Gewölbe; alle vermummt; keiner ſcheint den andern zu kennen. Man erfährt nicht, wer ſie hergerufen, noch auf Grund welcher Geſetze ſie urteilen, oder wer ihnen die Vollmacht gegeben hat. Aber Männer des Volkes ſcheinen es zu ſein, die ſo geheimnisvoll zuſammenkamen, um „Gott gleich“ im verborgenen zu richten. Wir erfahren auch

nicht, woher sie die Kenntnis all der Dinge erlangt haben mögen, die doch nur wenigen Personen bekannt waren, welche selbst darüber kaum gesprochen haben werden. Aber wie sie im verborgenen strafen, mögen sie wohl auch eine geheime, weit verbreitete, bis in die Burgen der Ritter und an die Höfe der Fürsten gehende Verbindung haben, daß sie über alles so genau unterrichtet sind und mit so erstaunlicher Schnelligkeit*) dem Verbrechen das Urteil folgen lassen können.

b. (Der Hergang beim Gerichte). Mit einem „Wehe! Wehe!" über den Missethäter beginnt die Verhandlung. In würdiger, feierlicher, zum Teil altertümlicher Sprache wird sie geführt; eigentümliche Formen treten dabei zu tage. Ein „Rufer" fordert einen Kläger auf zu klagen. Dieser erscheint, schwört, daß er nicht aus unreinen Motiven anklage, nennt ganz kurz den Sünder und die That, die derselbe begangen hat, schwört dann, daß er die Wahrheit sage, und wenn er falsch befunden werden sollte, will er selbst die doppelte Strafe der doppelten Schuld erleiden. Heimlich beraten die Richter; schnell ist ihr Entschluß gefaßt, das Urteil gefällt. Nach einem dreifachen Wehe über den Verbrecher, wird ein „Rächer" aufgefordert, binnen acht Tagen den Spruch auszuführen.

2) Die Gesinnung. Durch das Geheimnisvolle, durch die Schnelligkeit der Verhandlung zeichnet sich dies Gericht zunächst aus. Aber mehr noch durch den Geist, von dem es erfüllt ist. Sie richten und strafen — zweimal wird es erwähnt — „Gott gleich" im verborgenen. Liegt darin auch eine menschliche Überhebung, so wirkt sie doch großartig und hat eine gewisse Berechtigung. Die Reinheit ihrer Herzen, die Unsträflichkeit ihres Lebens, die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der sie den Schuldigen herausfanden, so sehr er sich auch verborgen hielt; sodann die Gerechtigkeit, die ohne Ansehn der Person urteilt, die

*) Denn daß die Versammlung unmittelbar nach dem Tode Weislingens stattfindet, beweist die folgende Scene. Marie, die bei dem Sterbenden bis zuletzt geblieben, und die dann ohne Ruh und Rast weiter geeilt ist, ist noch nicht zu ihrem Bruder gekommen, und schon findet jenes Gericht statt.

strenge, genau abmessende Strafe, die für doppelte, schwere Sünde den doppelten Tod durch Strang und Dolch verhängt, und endlich die Unfehlbarkeit, mit der die Rache den Sünder ereilen und, wo er sich auch befinden möge, ihn nieder in den Staub stürzen wird: das alles ist es, was diesen Männern ein gewisses Recht giebt, sich als Stellvertreter des rächenden Gottes hinzustellen; außerdem aber ihre Frömmigkeit und die Demut, mit der sie sich dem höchsten Richter unterordnen und nur seinen Befehl auszuführen glauben.

Schluß. Wie in allen diesen Punkten diese Institution des Mittelalters einen Gegensatz mit jenem Gericht der neuen Zeit bildet, wie besonders unsere Scene mit dem letzten Auftritt des zweiten Aktes kontrastiert, daran mag nur kurz erinnert werden.*)

Zwölfte und dreizehnte Scene.

I. Inhalt. Während Marie schleunigst weiter reist, um ihrem Bruder Rettung zu bringen, liegt dieser selbst gefangen im Turm, an Geist und Körper gebrochen und dem Tode sich entgegensehnend. Nur wenig von den Worten der treuen Gattin aufgerichtet, verlangt ihn noch einmal danach, die frische Luft des Frühlings zu genießen.

II. Bedeutung. 1) Die zwölfte Scene, im „Hofe einer Herberge", mitten in einer unfreundlichen Nacht malt die Unruhe und das Verlangen der Schwester, die kaum den Tieren die notwendige Rast gönnt, selbst aber nichts von Ermattung spürt und nur so schnell als möglich den Bruder wieder zu sehen und ihm und seiner Gattin den letzten Trost zu bringen wünscht. Es ist dieselbe Marie, die in jener Scene mit Weislingen Zeit genug hatte, bei einem Armen, Verlassenen, der sich so schwer an ihr versündigt, auszuhalten und ihm die Todesstunde

*) Hinsichtlich jener Scenen im zweiten Akte mag nachträglich an den kleinen Aufsatz von Justus Möser — also eines gelehrten Juristen — erinnert werden, in welchem er die Frage: „Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurteile sprechen?" mit einem entschiedenen Nein beantwortet und dabei ganz dieselben Gedanken entwickelt, welche Goethe im ersten Akt Olearius in den Mund legt.

mit einem Blick der Liebe und mit Worten gläubigen Gottvertrauens zu erleichtern. In dieser ihrer Pflicht fühlte sie nichts von Unruhe, da konnten selbst die eignen Teuren, ebenfalls so unglücklichen, in den Hintergrund treten. Es ist dies die letzte Scene, in der sie als eine Hauptperson auftritt. Wie im ganzen Drama, so zeigt sie sich auch hier. Sie hat wenig an sich selbst und an ihr eigenes Los gedacht, nicht als Mädchen, nicht als Braut, nicht als junge Frau. Um ihr Lebensglück betrogen, wollte sie trotzdem weiter leben und wirken; die Schlechtigkeit der Welt konnte sie nicht irre machen; sie fährt fort, ihre Pflicht zu erfüllen und sich für andere zu opfern. Die hohe Sittlichkeit, die sie beseelt, ersetzt, was ihr an Reiz und Anmut zu fehlen scheint. Daran möchte uns dieses kleine Gespräch noch einmal erinnert haben.

2) Die dreizehnte Scene, in „Heilbronn, im Turn". Was die alte Zeit nur Großes und Edles hatte, diese letzten Scenen sollen es uns noch einmal kurz vorführen. a. Wir sehen die Gattin in dieser Zeit so großen Elends, in der noch größeres in Aussicht zu stehen scheint, an der Seite des schwer gebeugten, an allem verzweifelnden Mannes. Sie kann sein langes Schweigen nicht ertragen und wie er „in sich selbst verglüht". Nur reden soll er mit ihr. Denn sie möchte, daß sein gequältes, zerrissenes Herz sich in Worten Luft mache, damit „die mutlose Finsternis" von ihm weiche, die ihn umhüllt. Es kann sich ja noch vieles wenden, will sie ihm einreden: nur aufrichten soll sich sein gedrücktes Herz. Durch äußere Dinge möchte sie ihn von seinem innern Gram ablenken. So will sie nach seinen Wunden sehen, die sich ja um vieles bessern. Sie wünscht, daß er etwas essen möge. Sie freut sich, daß doch wenigstens der schöne Frühlingstag auf sein Gemüt eine geringe Wirkung auszuüben scheint, und weiß den Wächter leicht zu überreden, daß er den letzten Wunsch des Helden gern erfüllt.

b. Götz. In den verschiedensten Situationen hat das Drama den Helden vorgeführt; wir haben es miterlebt, wie der frische, kampfesmutige Mann allmählich an Lebenskraft

mehr und mehr einbüßte, wie er dann noch einmal sich aufraffte, wie er, selbst schwer verwundet und ohne Harnisch, den Feinden sich entgegenwarf. Jetzt finden wir ihn in der allerschlimmsten Lage; aber gerade da verlangen wir danach, ihn zu hören und zu sehen, daß er auch jetzt noch, obwohl völlig vernichtet, der alte Götz geblieben ist, d. h. der, welchem das schwerste Unglück die Überzeugung seines Lebens, für die er gekämpft hat, nicht erschüttern kann. „Die Finsternis seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll" diese Worte Elisabeths in einer früheren Scene haben uns auf seinen Zustand vorbereitet. In Schweigen gehüllt, muß er lange da gesessen haben: die ersten Worte der liebenden Gattin zeigen das. Aber ihre Bitte, ihr Zuspruch bleibt nicht ganz ohne Wirkung. Es ist schon etwas, daß er endlich zu sprechen anfängt, um die Verzweiflung seiner Seele zu enthüllen. (α. Trübe Stimmung.*) aa. Thatsachen.) Es war des Leids zu viel, das er erfahren hat. Er denkt nur an das, was man ihm alles genommen, und wie nun sein ganzes thatenreiches Leben vernichtet ist. Nach und nach hat man ihn so verstümmelt: zuerst die Hand; dann nahm man ihm die Freiheit und seine Güter, und endlich auch noch das, was trotz des Unglücks noch sein Stolz und Ruhm blieb, den guten Namen. Da ist's ihm denn ganz gleich, ob auch zuletzt der Kopf verloren geht. Nur eine Sorge hat er noch: was aus Georg, seinem teuren Georg geworden sei. (bb. Gründe der Thatsachen.) Er weiß es auch recht gut, warum er gerade jetzt in solcher Stimmung sich befindet. Unglück hat er ja auch sonst gehabt und es männlich tragen können. Er fühlt es jetzt noch mehr als in einer früheren Scene,**)

*) Diese Disposition enthält zugleich die dramatische Bewegung der Scene, wie sie sich in einem psychologischen Prozesse darstellt, der sich in folgenden Momenten vollzieht. 1) Nach langem Schweigen wird der Held bewogen, seiner verzweifelnden Stimmung Ausdruck zu geben. 2) Ergebung in Gottes Willen bewirkt eine gewisse Beruhigung in ihm. 3) Er fängt an, sich wieder mit der Außenwelt zu beschäftigen und Freude darüber zu empfinden.

**) Letzte Scene des vierten Aktes: „Wir sind aus unserm Kreise gerückt"; „unsere Bahn geht zu Ende".

daß eine andere Macht seinen Lebensweg gekreuzt hat und daß er ihr nicht gewachsen war. Aber er fühlt es nur, deutlich aussprechen kann er es nicht: es fehlt ihm hier, wie im ganzen Drama, das klare Verständnis für die realen Verhältnisse. Das aber weiß er recht wohl: die einzelnen Momente sind es nicht, die seinen Untergang herbeiführen. Wohl gedenkt er derselben, und Weislingen nennt er zuerst als die Hauptursache seines Falles; dann den Bauernkrieg, den Tod des Kaisers, endlich seine schweren Wunden; aber es ist doch noch etwas anderes, er kann das rechte Wort nicht finden; der Gedankenstrich deutet wohl darauf hin — „es ist alles zusammen" was ihn überwältigt hat. Und darin liegt allerdings die Wahrheit: die ganze Zeit, die eine andre geworden ist, hat ihn besiegt. Nicht er selbst, wohl aber der Leser empfindet ein Gefühl der Befriedigung, daß der Held einer so gewaltigen Macht, nicht etwa einem Weislingen unterlegen ist. Götz drückt diesen Gedanken freilich nicht in abstrakt-philosophischer Weise aus, spricht nicht von der Macht der Thatsachen und der Geschichte oder von der Gewalt des Schicksals; für ihn wird diese Macht eine persönliche; er faßt alles zusammen in die Worte: „Gott hat mich niedergeschlagen". Auch diese neue Zeit, der gegenüber er ohnmächtig geblieben ist, zu der Erkenntnis ist er gekommen, hat Gott heraufgeführt, und dieser muß es wohl gewollt haben, daß die alte Tugend und Größe zugleich mit dem Helden untergehen solle.

(β. Trost. a. Gott.) Dieser Gedanke ist es nun auch, der für den Niedergeschlagenen, Verzweifelnden eine Quelle des Trostes wird. Ein Mann der eignen Kraft und frischen That, hat er nicht oft zu Gott seine Zuflucht genommen, und gar von der religiösen Gesinnung, die ihn beseelte, zu sprechen, war seine Sache nicht: sein Leben zeugte davon. Aber in den Zeiten des größten Unglücks, da irdische Hilfe nicht mehr möglich erscheint oder menschlicher Trost wirkungslos bleibt, da wendet er seine Gedanken dem himmlischen Vater zu. So damals, als er die Hand verlor und im „edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott" jenes kurze Gebet aussprach, das Bruder Martin nicht vergessen konnte. So jetzt, in der schwersten Lage seines Lebens, als

er ahnt, daß seine Stunde gekommen ist. Ein Gedanke ist es, der den Verzweifelnden von der Finsternis seiner Seele befreit: „Sein Wille geschehe"! Mit diesem Worte ist ein anderer Geist über ihn gekommen. Nicht, daß er freudig gestimmt werden könnte in einem Augenblicke, wo er sich am Ende eines langen verfehlten Lebens sieht. Aber jene mutlose Gedrücktheit, jenes „Verglühen in sich selbst" ist nun vorüber, und er, der eben in beängstigendem Schweigen lange Zeit verharrte, er spricht jetzt in ruhigem, gelassenem Tone, ergeben in sein Schicksal und in Gottes Willen. Sein eigen Leid und Elend ist in den Hintergrund getreten: die Außenwelt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beschäftigt jetzt sein Herz.

(b. Natur.) Selbst unbedeutende Dinge, die er vorher nicht beachtet hatte, machen jetzt Eindruck auf ihn und bestimmen seinen Willen. In der Finsternis der Seele konnte er den schönen Frühlingstag nicht bemerken; in dieser veränderten Stimmung macht er selbst darauf aufmerksam, wie schön die Sonne draußen scheine. Da erwacht in ihm das alte Gefühl von neuem, mit dem der Frühling ihn so oft erfüllt hatte, wenn er in Wald und Feld, auf Bergen und im Thale in voller Freiheit ihn begrüßen konnte. Daran noch Freude zu empfinden, diese Fähigkeit wenigstens hat man ihm nicht rauben können. So soll denn das kleine Gärtchen am Turme ihm die weite Natur ersetzen; nur eine halbe Stunde lang will er noch mal der lieben Sonne und des heitern Himmels und der reinen Luft genießen.

Vierzehnte Scene. „Gärtchen am Turm."

Die Liebsten seiner Seele sind zur rechten Zeit erschienen, um in der Todesstunde bei ihm auszuharren. (L.) Zwei freilich fehlen, zwei Männer der alten Zeit, und ehe Götz wieder auftritt, erfahren wir von ihrem Schicksal. (A.) Sickingen war verhindert zu kommen; er schwebt selbst in großer Gefahr. Die Fürsten werden ihm zu mächtig; er ist in seiner Burg eingeschlossen und belagert. Das letztere zwar ist nur ein Gerücht, aber wir wissen aus der Geschichte, daß es völlig wahr ist, und daß Sickingen bald darauf noch während dieser Belagerung ge-

fallen ist. Hier genügt jene Andeutung, daß wir unter Berücksichtigung der übrigen im Drama geschilderten Verhältnisse die Überzeugung gewinnen: auch die letzte Möglichkeit, ein Stück des Mittelalters könne, wenn auch in andrer Weise, erhalten bleiben und fortleben, wird nicht in Erfüllung gehen. Wie sollte auch *ein* Ritter vielen Fürsten gegenüber den Sieg behaupten können? Hätten sich viele solcher Männer, wie Götz und Sickingen, hätten sich *alle* unabhängigen Ritter gegen den gemeinsamen Feind verbunden, dann vielleicht wäre es ihrer Tapferkeit möglich geworden, sich zu behaupten. Aber diese Einigung hat so wenig in der Geschichte als im Drama stattgefunden. In kleinen Unternehmungen, in Fehden gegen einzelne, Fürsten oder Ritter oder Städte, haben sie ihre Kraft verbraucht, und so mußte selbst der bedeutende, vielversprechende Schritt Sickingens nur seine Niederlage und seinen Untergang herbeiführen.

(B. *Georg.*) Und ein zweiter fehlt, dessen Gegenwart Götz so sehr erfreut haben würde. Hier endlich wird bestimmt gesagt, daß Georg gefallen, und in welcher Weise dies geschehen ist. Von edlen Frauen wird ihm der erste Nachruf gewidmet: von Marie in wenigen, den vollen Wert des Jünglings preisenden Worten: „Georg! Der goldene Junge!“ — von Elisabeth, indem sie seine Haupttugenden kurz bezeichnet, seinen Mut und sein edles Herz, und zugleich das bessre Los, das ihm bestimmt war, anerkennt: „er starb einen Reiterstod.“ Endlich später spricht sie zu Götz die Worte: „Er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit“. Und so soll denn auch der Held diese Nachricht erhalten. Man hatte ihm diesen schweren Schlag ersparen wollen: er hat zehnmal des tags nach ihm gefragt, zehnmal des tags geschickt, um zu erfahren, was Georg mache. Man hat es ihm verborgen, aus Furcht, „seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.“

(II. *Götz.*) Und gleich erscheint Götz selbst um das Verlangen nach seinem Liebling bald darauf auszusprechen. (A. Stimmung: *mit sich beschäftigt.* 1) Einfluß der *Natur*). Der Zustand, in welchem er sich am Ende der letzten Scene befand, ist ein dauernder geblieben. Nichts von Verzweiflung und von Trübsinn mehr. Noch einmal kann

er sich aussprechen im Kreise seiner Lieben, und er thut es gern, und leicht und von Herzen kommen ihm die Worte, wie in jener Scene, wo er zum letzten Male im Schlosse seiner Ahnen von alle dem erzählte, was ihm das Schönste und Edelste seines Lebens und Strebens war. Was ihn jetzt in diese ruhige, feierliche Stimmung versetzt hat, es ist dieselbe Kraft, deren Einfluß sich schon in der vorigen Scene zeigte, und sein erstes Wort beweist, wie sie auf seine Seele wirkt:

„Allmächtiger Gott!
Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel!
Wie frei! Die Bäume treiben Knospen,
Und alle Welt hofft."

Nach dem Dunkel des Kerkers und nach schwerer Haft, wie muß er da die frische Luft mit kräftigen Zügen einatmen, den Sonnenschein, den blauen Himmel, so lang entbehrte Freuden, mit Wohlgefühl genießen und sich vom Wehen des Frühlings angehaucht fühlen und von der ewig gleichen Kraft, mit welcher die Natur ihr inn'res Leben offenbart und auch die Menschenbrust mit neuer Hoffnung und neuer Lust erfüllt. Auch er, trotz dieser schweren Stunde, fühlt sich „frei", und die Erquickung, die ihm, dem lebensmüden Manne, in diesem letzten Augenblick gereicht wird, wie ein Gebet des Dankes steigt sie auf zu dem, der jetzt wie früher seine Stütze und sein Trost im Unglück ist.*)

(2. Gedanke an den Tod.) „Und alle Welt hofft". Doch ihm selbst, das fühlt er wohl, kann auch der Frühling keine neue Lebenskraft und Hoffnung geben. „Die Bäume treiben Knospen"; mit Freuden sieht er es, wie sich das Leben der Natur im Kleinsten offenbart; doch seine „Wurzeln sind abgehauen. Seine Kraft sinkt nach dem Grabe". Dieselben Worte hörten wir schon einmal, und sie erinnern uns an seinen Jugendfreund, der freilich in ganz andrer Stimmung sie gebrauchte. Der starb als ein

*) Schiller, auch Shakspeare, würde hier vielleicht in langer, prächtiger Rede die Gedanken, die Goethe in zwei bis drei Zeilen ausdrückt, ausgeführt haben. In wenig Worten viel zu sagen, war gerade unsres Dichters Eigenart.

Elender, von Gewiſſensqualen gepeinigt, verlaſſen und verraten von allen, die er für treu gehalten; nicht fähig, ſeine Seele zu Gott zu erheben; an nichts denkend, als an die Sünden, die er ſelbſt und die andre gegen ihn begangen; nur von einer einzigen getröſtet, gegen die er gerade am meiſten gefehlt hatte. Wie anders dieſer Tod! Ruhigen und reinen Herzens ſieht der Held ſein Ende nahen: er fühlt ſich „frei", obgleich er gefangen iſt. Wohl hat ihn unendliches Unglück hart mitnehmen können; aber dem in Gottes Willen Ergebenen muß der Tod Erlöſung aller Leiden ſein. So atmet jedes ſeiner Worte einen Seelenfrieden, eine Milde und Weichheit der Stimmung, die ſelbſt durch den Gedanken an die Schlechtigkeit der Welt nicht vermindert werden kann.

B. (Mit andern beſchäftigt. 1) Mit den Seinigen*). Es iſt ihm vergönnt, die letzte Stunde umgeben von ſeinen Getreuen zu verleben. Er fühlt den Blick der Liebe aus ihren Augen und den Druck ihrer Hand, und von ihnen erwärmt und aufrecht erhalten, kann er getroſten Herzens das Wort des Abſchieds ſprechen: „Lebt wohl, meine Lieben!" (a. Mit Abweſenden. α.) Zwar ſein Sohn fehlt an ſeinem Sterbebette. Der Held hat auch kein Verlangen nach ihm: war das Kind dem Geiſte nach dem Vater fremd geworden, ſo bedarf es jetzt auch ſeines Segens nicht, und das Kloſter iſt für ihn in dieſer Zeit der beſte Ort.

β. Aber den, welcher an die Stelle ſeines Kindes getreten, der der Geſinnung nach ſein Sohn geworden war, ja den möchte er noch einmal vor ſich ſehen, um auch an ſeinem Blick ſich wärmen zu können. Da ſagen ihm denn die niedergeſchlagenen Augen ſeiner Lieben und die zurückgehaltenen Thränen, was ihr Mund ſich nicht getraute, ihm zu offenbaren. Und ſo gewaltigen Eindruck macht dieſe Gewißheit auf ihn, daß er ſich ſelbſt jetzt zuruft: „Stirb Götz! Du haſt dich ſelbſt überlebt". Aber einen Troſt,

*) Wenn dieſe Darſtellung eine gewiſſe logiſche Ordnung zeigt, ſo kann der pſychologiſche Zwang, der dem Dichter, ihm unbewußt, die Gedanken eines Sterbenden ausſprechen ließ, natürlich damit nicht übereinſtimmen. Götz ſpringt von dieſem zu jenem Punkte, und doch iſt überall Zuſammenhang und Konſequenz.

eine Freude soll er doch dabei noch haben. Nicht gefangen wurde sein Liebling, nicht hingerichtet, wie er fürchten mußte; nein er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit und starb einen Reiterstod. Dank gegen Gott erfüllt des Helden Seele, und dann ruft er ihm das Wort nach, mit dem er ganz so wie Elisabeth die Tugenden des Jünglings preist, in denen der Held selbst ihm ein Vorbild gewesen war, Tapferkeit und edler Sinn: „Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer.“*)

(b. Mit Anwesenden.) Die Gattin, die Schwester und ein spät gefundener Freund, sie sind es, die seine letzte Stunde ihm erleichtern. Wohl muß er bei dem Anblick seiner Frau der alten Zeit gedenken, die so viel Freuden ihm versprach. Daß er so sterben würde, hätte er an seinem Hochzeitstage nicht geahnt. Den alten Vater sieht er wieder vor sich, der sie beide segnete, und aus dessen Gebet „eine Nachkommenschaft von edeln, tapfern Söhnen quoll.“ Doch diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen: er stirbt als der Letzte seines Geschlechtes. Aber Lersens Antlitz ist ihm Trost und Freude. Er denkt noch mal an jene Kämpfe, wo er dem Treuen Schutz und Stütze war, wo ihn des Tapfern Kraft und Mut erfreute. Jetzt ist's der Freund, der ihn aufrecht erhält und dessen Anblick ihm in der Todesstunde lieber ist als im mutigsten Gefecht. Keinem besseren Schutze kann er seine Gattin übergeben. Er weiß, die Welt ist verderbt, in der sie zurückbleibt; aber er weiß auch, daß sein Wort „Lerse, verlaß sie nicht“ sie der Kraft und Treue eines Mannes übergiebt, der seinen eignen Platz, so weit das möglich ist, aus-

*) Auch zu diesem kurzen Worte: vgl. die Anmerkung auf S. 73. Eine wenigstens teilweise ähnliche Scene Schillers läßt sich vergleichen. Was Götz für Georg fühlte, empfand ein Wallenstein für Max. In etwa dreißig, allen Glanz der Sprache entfaltenden Versen preist jener den gefallenen Helden. Dieselben ergreifen den Leser sicherlich gewaltiger als die wenigen, fast trockenen Worte dieser Scene. Damit soll aber nicht ein Vorzug des einen oder des andern Dichters ausgesprochen sein, sondern es wird nur auf ihre Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht. Beide trafen das Rechte, beide ihrer Natur wie dem Charakter der Personen und der Dramen selbst gemäß verfahrend.

füllen wird. Um die Schwester braucht er weniger besorgt zu sein: sie ist, so muß er annehmen, von Sickingens starker und mächtiger Hand beschützt. Da man ihm dessen Schicksal verheimlicht hat — obwohl in dem Wunsche: „Gebe dir Gott deinen Mann wieder" eine Ahnung von demselben zu liegen scheint — so denkt er weit mehr an die Machtstellung, die der Ritter eingenommen, und nur die Stimmung, die jede Zukunft im trüben Lichte sieht, giebt ihm die Worte ein: „Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist".

2) Mit andern. Doch die Seele des Sterbenden beschäftigt sich auch mit dem Schicksal seines Landes, ja mit der Welt überhaupt. Wenn er gleich bei seinem ersten Auftreten (I. 2) sprach, „es wird eine teure Zeit werden", so weiß er jetzt, sie sind gekommen diese „Zeiten des Betrugs". Der Kampf, den er selbst gegen diesen „Betrug" der Welt sein ganzes Leben lang gekämpft, er ist vergebens gewesen, und mit seinem Tode schwindet aller Widerstand. Die Kraft einer neuen Zeit war zu gewaltig. Die Sieger werden ihre Macht ausnutzen; ein Einzelner, wie Sickingen, wird ihnen unterliegen müssen. „Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen". Darum ist für die Guten der beste Schutz, sich von der Welt zurückzuziehen, „ihre Herzen sorgfältiger zu schließen als ihre Thore". Dem Betruge ist volle „Freiheit gegeben", und die ganze Welt ist „verderbt". Sie steigen noch einmal vor seiner Seele auf, die mannhaften Helden, die für das Edle, für die alte Zeit gekämpft: Selbitz und der gute Kaiser, die beide selbst aus jener Zeit stammten, und dann sein Georg, der ihrer würdig war wie irgend einer. Sie sind alle dahingegangen und brauchen das Elend einer neuen Weltordnung nicht mit anzusehen. Und so stirbt er auch zur rechten Stunde. Für solche Männer war in der neuen Zeit kein Wirkungskreis vorhanden, und ein Leben ohne Wirken war ihnen nicht des Lebens wert. Sein „Jahrhundert hatte Götz von sich gestoßen"; die Welt wäre für ihn nur „ein Gefängnis" gewesen, und so war ihm der Tod Erlösung. Zum letzten Mal genießt er die Güter, mit welchen die Natur den Höchsten wie den Ärmsten gleich erfreut, den Trunk frischen Wassers, den Sonnenschein

und die himmlische Luft. Hat er jenes edlere Gut, für das er sein Leben eingesetzt, sich nicht erhalten und erkämpfen können, so soll es ihm jetzt wenigstens durch den Tod zu teil werden: „Freiheit! Freiheit"!

10. Der fünfte Akt als Ganzes.

I. Gliederung. Sieben wichtige Momente: 1) Götz läßt sich überreden, unter gewissen Bedingungen Anführer der aufständischen Bauern zu werden und so sein gegebenes Wort zu brechen. 2) Da sie diese Bedingungen nicht halten, sagt er sich, obwohl zu spät, von ihnen los. 3) Die Bauern werden von den Truppen der Gegner völlig besiegt, Götz verwundet und gefangen genommen. 4) Aber derjenige, der alles dies veranlaßt und jetzt persönlich die Feinde geführt hat, Weislingen wird von seiner Gattin durch seinen Diener vergiftet. 5) In seiner letzten Stunde findet er sich selbst wieder, um noch eine gute That zu thun, den schon zum Tode verurteilten Götz zu begnadigen. 6) Sein Franz tötet sich selbst, über sein Weib wird das Todesurteil von einem heimlichen Gericht ausgesprochen. 7) Götz stirbt im Kreise der Seinigen, nachdem er ausdrücklich den Sieg der neuen Zeit anerkannt hat.

II. Bedeutung. 1) Der erste Teil des Aktes, der in der Gefangennahme Götzens den einen Höhepunkt hat, zeigt uns die alte Zeit noch einmal kämpfend. Es ist der letzte Versuch gegen den Druck und die Übermacht der Fürsten. Aber nach zwei Seiten hin wird die Sache entschieden: der Aufstand der Bauern wird endgiltig niedergeschlagen, und der letzte Ritter, der gefürchtetste Gegner der Fürsten, nicht bloß gefangen, sondern er hat auch sein Leben verwirkt. 2) Der zweite Teil des Aktes — Höhepunkt: Götzens Tod — enthält zugleich Strafe und Erlösung. a. Auf der einen Seite Strafe für die begangenen Verbrechen: Weislingen, Franz, Adelheid; b. auf der andern Erlösung von allem Leid: Georg, Götz; doch auch dieser war nicht frei von Schuld. Sodann ist es nicht bloß der eine Mann, sondern ein ganzes Jahrhundert, eine große Weltepoche, die zu grunde geht, um einer neuen, schlechteren Zeit Platz zu machen, schlechteren, im Sinne des Dichters, nicht nach der Geschichte.

11. Das Drama als Ganzes.

I. Der Bau des Dramas.

A. Die Handlung. 1) Gliederung. Fünf Hauptmomente, die unter sich aufs engste zusammenhängen, und von denen jedes aus kleineren, wiederum ein Ganzes bildenden Teilen besteht. 1) Um eine ihm vom Bischof von Bamberg widerfahrene Kränkung zu rächen, nimmt Götz die wichtigste Stütze dieses seines alten Feindes, Weislingen gefangen und weiß denselben in dem schon seit lange entbrannten Kampfe zwischen dem unabhängigen Rittertume des Mittelalters und dem Fürstentume der neuen Zeit für seine Sache zu gewinnen, ein Bund, der durch ein enges verwandschaftliches Verhältnis noch fester zu werden verspricht. (Erster Akt.)

2) Aber nach wiederholten Versuchen gelingt es seinem Feinde, dem Bischof, Weislingen zuerst zur Rückkehr zu ihm zu bewegen, dann den Reizen und Künsten einer schönen Frau, ihn zum offenen Treubruch gegen Götz zu verleiten, und so tritt Weislingen nicht bloß wieder ganz auf die Seite des Fürstentums, sondern von jenem Weibe angespornt entschließt er sich sogar, selbst die Initiative gegen Götz zu ergreifen, um ihn mit Hilfe des Kaisers und des Reiches zu vernichten. (Zweiter Akt.)

3) Nachdem er nun unter schlauer Benutzung eines politischen Fehlers, den Götz begangen, den Kaiser und den Reichstag dazu gebracht hat, ersteren in die Acht zu erklären, wird eine Exekutionsarmee gegen den Helden abgesandt, die zwar zuerst zweimal auf offenem Felde besiegt wird, die auch nicht im stande ist, trotz langer Belagerung, die Burg des Helden zu erobern, die aber endlich durch Verrat und Bruch des Wortes ihn und seine kleine Schar gefangen nimmt. (Dritter Akt.)

4) Als Gefangener vor kaiserliche Räte geführt, weigert sich Götz, trotzdem ihm schon Amnestie und Befreiung von der Acht in Aussicht gestellt ist, durch eigene Unterschrift sich selbst als Rebellen zu erklären, entgeht aber des entehrenden Gefängnisses, mit dem ihm gedroht wird, durch persönlichen Mut und durch Zurückschlagen der Gegner; zuletzt bewirkt das Eingreifen Sickingens, seines Freundes und Schwagers,

seine völlige Befreiung, indem die Räte genötigt werden, Götz und die Seinigen auf dessen Burg zu entlassen, wenn auch unter der Bedingung, daß er auf derselben in Unthätigkeit verharre. (Vierter Akt.)

5) Als aber die Bauern einen Aufstand gegen dieselben Unterdrücker, die Fürsten, erheben, läßt sich Götz verleiten, sein Wort zu brechen und ihr Anführer zu werden, wird jedoch bald zusammen mit den Bauern von seinen Feinden besiegt, zum zweiten Male gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Und wenn auch durch seine Getreuen dies schwere Schicksal von ihm abgewandt wird, so ist er doch infolge seiner Wunden und seines Alters, vor allem aber durch diese Ereignisse und durch den Triumph der Gegenpartei geistig und körperlich so gebrochen, daß der Tod ihm zur Erlösung wird. (Fünfter Akt.)

Kürzer ausgedrückt: 1) Götz ist im Kampfe mit den Fürsten im Vorteil. 2) Die Feinde, von neuem gestärkt, beschließen eine scheinbare Privatfehde zur Sache des Reiches zu machen. 3) Der Held bleibt in diesem neuen Kampfe zuerst Sieger, wird aber zuletzt gefangen genommen. 4) Obwohl wieder befreit, hat er doch seine Macht verloren und ist zur Unthätigkeit verurteilt. 5) Sein neues Eingreifen in die Politik führt einen dritten Kampf, neue Niederlage und den Tod des Helden herbei.

2) Bedeutung. Den Wendepunkt der Handlung bildet der Schluß des dritten Aktes. Der erste Teil des Dramas zeigt den Helden angreifend und seinen Gegnern mehr oder weniger überlegen, der zweite ihn völlig aus seiner früheren Stellung verdrängt und in eine Lage versetzt, in der weiter zu leben ihm unmöglich ist. Aber alle diese Stadien des Kampfes macht nicht bloß der Held durch, sondern auch die Sache, für die er kämpft. An mehr als einer Stelle spricht er es aus, daß nicht bloß jener Bischof, sondern daß alle Fürsten seine Feinde sind, daß deren Bestreben ist, mit ihm auch die übrigen noch unabhängigen Ritter des Mittelalters zu vernichten, kurz, daß eine neue Zeit mehr und mehr Macht gewinnt und eine alte allmählich untergeht. Und wenn auch gewisse Vertreter jener neuen Zeit, die im Drama sich besonders geltend machten, ebenfalls den Tod

erleiden, so spielen doch alle diese für die Sache selbst eine untergeordnete Rolle. Diese ist Siegerin geblieben und nicht bloß jener Bischof, sondern die vielen Fürsten des Reiches werden die neue Ordnung der Dinge jetzt ungehindert durchführen können, da mit Götzens Tode alle widerstrebenden Mächte gebrochen sind.

B. Die Zustände. 1) Allgemeines. Einen Wendepunkt der Weltgeschichte stellt das Drama dar. Daher war es notwendig, die wichtigsten Gebiete und Interessen, um welche es sich in diesem Kampfe handelte, in demselben vorzuführen. Die verschiedensten Schichten der Bevölkerung, die mannigfaltigsten Seiten des Lebens, die bewegenden Kräfte und geistigen Mächte kommen zur Anschauung und Wirkung. So hat denn eine ungewöhnliche Fülle von Zuständen, die im Stücke aufzunehmen waren, bewirkt, daß der Bau desselben von dem der meisten andern Dramen bedeutend abweichen mußte. Die ersten Scenen reichten nicht aus — was sonst der Fall zu sein pflegt — alle diese Verhältnisse darzulegen, sondern wenn auch jene ersten Scenen in dieser Beziehung die wichtigsten sind, so verteilt sich doch die Schilderung des Zuständlichen auf sämmtliche fünf Akte, so jedoch, daß es später mehr oder weniger in die Bewegung der Handlung selbst mit aufgenommen ist.

2) (Verteilung auf die einzelnen Akte.) a. Erster Akt.*) Derselbe enthält α. Schilderung der niederen und höheren Geistlichkeit; β. das Privatleben der alten wie der neuen Zeit an den Höfen der Ritter und Fürsten; γ. ein neues und ein altes Rechtssystem; δ. die politische Stellung der Ritter und Fürsten zu einander und zu Kaiser und Reich.

b. Der zweite Akt ergänzt das Bild des ersten nach denselben Richtungen hin; doch tritt die neue Zeit in den Vordergrund.

c. Der dritte Akt enthält wichtige Zustände (α) des öffentlichen Lebens: besonders den Kaiser und seine Stellung; sodann die Reichsarmee und ihr gegenüber die Truppen der alten Ritter. β. Hinsichtlich des Privatlebens tritt hier die alte Zeit in den Vordergrund: das Schließen

*) Es können hier nur die Hauptsachen berührt werden.

eines Ehebundes, der Zusammenhalt der Familie unter einander, das Verhältnis zwischen Ritter und Diener, zwischen dem Herrn und seinen Knechten.

d. Der vierte Akt zeigt Zustände (α) der neuen Zeit: das Bürgertum; das Verhältnis zwischen Herrin und Diener; den künftigen deutschen Kaiser; (β) der alten Zeit: ein Ritter des Mittelalters in Unthätigkeit lebend, wie es die neue Ordnung verlangt hätte.

e. Der fünfte Akt bringt (α) neue Zustände; aa. Klassen der Bevölkerung: die Bauern, obwohl schon vereinzelt vorher auftretend, und die Zigeuner; bb. eine besondere Rechtseinrichtung der alten Zeit: die heilige Vehme; β. sodann weitere Ausführung der früheren Schilderung des Privatlebens in alter und in neuer Zeit.

Schluß. Eine Fülle von Ereignissen und Zuständen, eine Unmasse bald großer, bald kleiner Scenen; ein fortwährendes Wechseln des Ortes: der Palast des Fürsten, die Burg des Ritters, Frauengemach und Rittersal, Gerichtsstätte und Gefängnis, Bauernwohnung und städtisches Rathaus, finsteres Gewölbe und Gärtchen am Turm, Wirtshaus im Dorfe wie in der Stadt, Wald und Heide, freies Feld und Gebirge, Höhe mit Wartturm, Schloßhof mit Pferdestall, Zelte der Soldaten wie der Zigeuner, ein brennendes Dorf, eine belagerte Burg: so stellt sich auch äußerlich, der Schauplatz des Lebens eines ganzen Volkes dar. Ferner ist die Zeit eine ganz unbestimmte, daß sich nicht sagen läßt, wie viel Tage oder Wochen zwischen den einzelnen Scenen und Akten liegen mögen, noch, wie viel Jahre das ganze Drama umfaßt. Aber trotz dieser Mannigfaltigkeit und Fülle sind alle einzelnen Ereignisse unter sich durch den Causalnexus verbunden und haben ebenso wie die geschilderten Zustände einen Endzweck, den nämlich, jenen Kampf zwischen Mittelalter und neuer Zeit möglichst reichhaltig zur Darstellung zu bringen. Demnach hat das Drama Einheit der Handlung.*)

*) „Die Einheit des Ganzen beruht auf der Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzweck". (Lessing, Abhdl. über die Fabel. I.)

II. Der Grundgedanke des Dramas.

In einem Kampfe, welchen die Fürsten eines großen Reiches gegen eine Schar selbständiger Ritter führen, und durch welchen sie diese völlig unterdrücken, dadurch eine alte Zeit vernichten und eine neue heraufführen wollen, erringt der Hauptgegner der Fürsten zwar anfänglich nicht geringe Vorteile, verscherzt dieselben aber bald wieder durch seine eigene Schuld, und da seine Feinde es verstehen, ein Auflehnen des Helden gegen die gesetzliche Macht zu benutzen und so aus ihrer Sache eine Sache des Kaisers und des ganzen Reiches zu machen, wird der Held, trotz der tapfersten Gegenwehr und der Besiegung der gegen ihn gesandten Truppen, doch endlich gefangen genommen. Von schlimmerem Lose zwar durch eigene Kraft und durch einen befreundeten, gleichgesinnten Ritter befreit, sieht er sich doch zu völliger Unthätigkeit verurteilt; da er aber diesen Zustand nicht ertragen kann, sondern sich bewegen läßt, sein gegebenes Wort zu brechen und der Führer aufrührerischer Bauern zu werden, die gegen dieselben Feinde, auch nur für ihre alten Rechte und Freiheiten, kämpfen, wird er wiederum besiegt und gefangen genommen, und wenn ihm auch das schmählichste Ende erspart bleibt, ist er doch an Geist und Körper völlig gebrochen, so daß sein Tod zugleich ihn von seinen Leiden erlöst und das Ende jenes Kampfes herbeiführt.

12. Des Dichters Urteil über sein Werk.*)

Die auf den vorhergehenden Seiten ausgesprochene Ansicht über Goethes Götz von Berlichingen wird nicht von allen geteilt; ich würde vielleicht sagen, alle urteilen anders über dies Drama, wenn ich aller Urteil darüber gelesen hätte. Namentlich sind es die Litterarhistoriker, welche hier auf

*) Für die Erklärung des Dramas in der Klasse bietet dieser und der folgende Abschnitt sehr wenig. Aber der Lehrer, der entweder bisher einer andern Ansicht folgte, oder sich überhaupt noch kein entschiedenes Urteil über das Drama gebildet hatte, wird noch mehr für die in diesem Buche dargelegte Auffassung gewonnen werden, wenn er erkennt, daß Goethe selbst sein Drama in diesem Sinne verstanden wissen wollte.

einen ganz andern Standpunkte stehen. Und ein großer Mann scheint ihnen den Weg dazu gewiesen zu haben. Daß Lessing mit dem Götz nicht sonderlich zufrieden war, muß zugegeben werden. Man bezieht seine Worte: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit?" auf Goethe und auf dieses Drama, und es ist wohl möglich, daß Lessing es damit gemeint hat. Dann hat er dasselbe eben unrichtig aufgefaßt, wie ja das nicht der einzige Fall wäre, wo er geirrt hat; ist ja doch auch sein Urteil über den Werther ein einseitiges. Indes seine Nachfolger können immerhin seine Autorität als Entschuldigung dafür anführen, daß es ihnen ebenso ergangen ist. Aber sie hätten schon längst eines Besseren belehrt sein sollen, da sie Goethes eigenes Urteil über sein Werk kannten. Und schon Justus Möser hatte eine richtige Ansicht über Goethes Götz. Hat er auch denjenigen Punkt, von dem aus Einheit der Handlung in das Stück kommt, nicht erkannt, so weiß er doch recht wohl, daß die Hauptsache in demselben nicht die Lebensgeschichte Götzens, ebenso, daß das Gedicht kein „dramatisiertes Epos" ist. In dem berühmten Schreiben an einen Freund, durch welches er die deutsche Sprache und Litteratur im allgemeinen und unser Drama im besonderen gegen die Angriffe Friedrichs des Großen in Schutz nimmt, heißt es: „Goethes Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und wie billig Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hilfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöst hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partieen malen, und diese stehen zusammen wie die Ge-

mälde vieler großer Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist. Daneben sollten die Partieen wahre einheimische Volksstücke sein: er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hilfe erzogen hatte. . . . Man behandelt den Dichter wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet und keine Epopöe oder kein reguläres Ganze geliefert hat".

Woher es gekommen, daß noch jetzt so viele Kritiker so unrichtig über Goethes Götz urteilen, mag ich hier nicht darlegen. Gewiß liegen diese Gründe zum Teil in dem Stücke selbst; aber hier von einem „Fehler" zu sprechen halte ich für verkehrt und überlasse das den Ästhetikern und Litterarhistorikern.*) Jetzt will ich nur zeigen, wie der Dichter selbst über sein Werk und über den Grundgedanken desselben urteilte.

*) Man kann freilich sagen: Goethe hätte mehr dazu thun sollen, damit dem Leser der Grundgedanke des Dramas deutlicher werde. Aber er war eben nicht der subjektive Dichter, der seine eigenen Gedanken den Personen in den Mund legt. Er hätte z. B. den Helden selbst einen langen Monolog halten lassen können, in dem sich derselbe in beredter Schilderung über alte und neue Zeit, über die Segnungen der einen und die Gebrechen der andern ausführlich verbreitet und dargelegt hätte, daß jetzt der große historische Moment gekommen sei, wo zwei bedeutende Weltepochen mit einander den Entscheidungskampf kämpfen. Aber der Held selbst kann das in dieser Klarheit nicht erkennen, und wohl selten wird jemand, der mitten in einer solchen Bewegung steht, dasselbe Bewußtsein über die Bedeutung derselben haben wie die Nachwelt. In dem beschränkten Maße aber, als es dem Charakter des Helden angemessen war, hat ihn der Dichter allerdings jene Ansicht aussprechen lassen; so in seinen ersten wie in seinen letzten Worten, wo er von den schlimmen Zeiten spricht, die kommen werden; so in jener Unterredung mit Weislingen und gegen Ende des dritten Aktes. Im übrigen soll eben der aufmerksame Leser aus den Thatsachen selbst erkennen, daß die Personen, auch ohne sich dessen klar bewußt zu sein, an einem weltgeschichtlichen Kampfe teilnehmen. Wenn ein Franzose diese Auffassung von unserem Drama gewinnen konnte — ich werde das Urteil später anführen —, so mußte sie doch wohl in dem Stücke selbst liegen, und wir Deutschen haben uns nur nicht Mühe gegeben, es völlig zu verstehen.

Wie entstand nach Goethes eigener Darstellung das Drama, und was wollte er darin niederlegen? Dichtung und Wahrheit giebt uns darüber Aufschluß; alle folgenden Stellen sind daraus entnommen. „Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb den Dichter in die historische Behandlungsart". Diese Lebensbeschreibung hatte ihn „aufs innigste ergriffen"; besonders hatte „die Gestalt des rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit seinen tiefsten Anteil erregt". Aber infolge dieser ersten Anregung wurde er weiter „getrieben", und was ihn am meisten beeinflußte, war der Genius Shakspeares. „Durch die fortdauernde Teilnahme an Shakspeares Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum" u. s. w. Goethe erzählt dann, wie er ohne bestimmten Plan in etwa sechs Wochen das Werk zu Ende brachte, indem er täglich „ununterbrochen" daran arbeitete, „ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehen". Nach einiger Zeit betrachtete er sein Werk von neuem und zwar „als ein fremdes", und da erkannte er, daß er, „bei dem Versuch auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan habe". Mit dieser „höheren Einheit" meint er doch wohl die Einheit der Handlung, nicht bloß die der Person. Er kannte alles, was die Älteren und Neueren über das Drama geschrieben, und war sich sicherlich über den Begriff „Einheit der Handlung" sehr im klaren. Auch giebt er die Ursache an, wodurch er in die Lage gekommen war, diese Einheit aufzugeben. Aber sofort entschloß er sich zur Änderung*). Die Biographie Götzens ward ihm jetzt Neben-

*) Stahr (Lessings Leben und Werke II. S. 131) sucht ja überhaupt gern seinen Helden auf Kosten andrer zu erheben. So ist es auch hier verkehrt, wenn er sagt, Lessing wäre Goethen „in der Erkenntnis dieser Fehler vorausgewesen"; er stellt es so dar, als ob Goethe erst sehr spät zu dieser Einsicht gekommen wäre; ja er zitiert ihn ungenau, er hätte schreiben sollen: Goethe „legte in seiner Biographie das Bekenntnis ab, daß er gleich nach Beendigung des ersten Entwurfes diesen Fehler erkannt habe und sofort daran gegangen sei, ihn zu verbessern". In der neuen Bearbeitung soll derselbe also nach Goethes Ansicht nicht mehr vorhanden sein. Lessing fällte sein Urteil aber über diese Bearbeitung.

ſache. „Ich hegte nun anſtatt der Lebensbeſchreibung Götzens und der deutſchen Altertümer mein eigenes Werk im Sinne und ſuchte ihm immer mehr hiſtoriſchen und nationalen Gehalt zu geben". Dabei mußte vieles „ausgelöſcht werden, indem die menſchliche Neigung der künſtleriſchen (!) Überzeugung weichen mußte."

In wenig Wochen lag „ein ganz erneutes Stück" vor ihm. Dieſes Stück iſt unſer Götz. Das Verhältnis zwiſchen beiden hätte nicht beſſer und kürzer gekennzeichnet werden können, als der Dichter ſelbſt es gethan hat: das erſte, welches erſt nach ſeinem Tode veröffentlicht wurde, nannte er „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatiſiert"; das zweite „ein Schauſpiel". Für das erſte möchte der Ausdruck „dramatiſierte Biographie" allenfalls paſſen; wenn die Litterarhiſtoriker ihn aber auch dem zweiten geben, ſo würde Goethe gewiß mit ihnen nicht einverſtanden ſein. Auch Iphigenie und Taſſo nannte er „ein Schauſpiel". Welches war nun der Grundgedanke, durch welchen er jene vermißte Einheit hineinbringen wollte? Dieſe Einheit hat wohl von vornherein in dem Drama, wie es ſein Geiſt urſprünglich empfangen hatte, feſtgeſtanden; er ſagt auch, daß die zwei erſten Akte auf richtigem Wege geweſen wären; erſt nachher habe ſich ein andres Motiv dazwiſchen gedrängt und ihn jenen Geſichtspunkt vergeſſen laſſen. Die neue Bearbeitung wird demſelben alſo wohl durchaus gerecht geworden ſein. Es iſt kaum zufällig, ſondern zeigt, wie ſehr Goethe gerade für dieſe Auffaſſung ſeines Götz eintreten wollte, wenn er in Dichtung und Wahrheit zweimal faſt denſelben Ausdruck gebraucht, um kurz den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus jene Einheit offenbar werden ſoll. Im 13. Buche von Dichtung und Wahrheit (Hempel Bd. 22, S. 121) ſagt er: „Ich war ſchon im Stillen beſchäftigt, von dieſem Wendepunkte der Geſchichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereigniſſe im gleichen Sinne zu bearbeiten". „Einen löblichen Vorſatz" nennt er dieſe Abſicht faſt funfzig Jahre ſpäter; er war doch vielleicht mit ſeinem Götz nicht ſo unzufrieden als ſeine Rezenſenten. „Einen Wendepunkt der Geſchichte" wollte er dargeſtellt haben, und er glaubte auch als Siebzigjähriger noch daran, daß

ihm das gelungen sei. Wer also darauf ausgeht, aus diesem Drama nachzuweisen, daß ein Kampf zweier Zeiten in ihm sich abspielt, der mag vielleicht sonst unrecht haben — das mag man beweisen —, aber er kann wohl der Ansicht sein, daß Goethe selbst mit dieser Auffassung einverstanden sein würde.

Und die zweite Stelle (Dichtung und Wahrheit 19. Buch, Ende, Hempel Bd. 23. S. 96.): „Nachdem ich im „Götz von Berlichingen" das Symbol*) einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkte der Staatengeschichte sorgfältig um". Also einen „Wendepunkt" sollen nach Goethes Urteil beide Dramen darstellen, Götz wie Egmont; in dem einen „wendet sich" die ganze Welt, in dem andern ein einzelner Staat. Ein Wendepunkt in der Geschichte dürfte ohne einen Kampf kaum denkbar sein, mag derselbe nun theoretisch oder mit den Waffen ausgefochten werden. Große Männer werden an einem solchen Kampfe gewöhnlich beteiligt sein. Wenn nun ein Abschnitt aus ihrem Leben dramatisch dargestellt wird, eben nur insoweit, als jener Kampf und ihr Anteil daran, d. i. jener „Wendepunkt" dadurch zu tage tritt, so ist es doch völlig verkehrt, ein solches Stück eine dramatisierte „Biographie" zu nennen.**)

Wie Egmont zwar der Held jenes Dramas ist, es selbst aber den Kampf zweier Mächte im Leben eines kleinen Staates darstellt, so wird in unserm Drama ein Kampf der Weltgeschichte vorgeführt. In beiden müssen natürlich die Helden, denn sonst wären sie es nicht, eine gewisse Bedeutung haben, ja eine hervorragende Rolle spielen; aber indem sie eben nur die Vertreter der einen Macht sind, die zu-

*) „Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. E. in Wallensteins Lager ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur und zugleich eine repräsentative: er stellt die ganze Klasse vor". (Goethe in Riemers Mitteilungen II. S. 710).

**) Der Ausdruck „dramatisierte Geschichte", den manche gebrauchen, scheint mir nichtssagend. Jedes historische Drama ist „dramatisierte Geschichte", und daß Götz und Egmont nicht bloß das sind, daß in ihnen, wie in Schillers Wallenstein u. a. die Geschichte nur als Stoff benutzt und künstlerisch gestaltet worden ist, sollte wirklich jemand daran zweifeln? Vgl. S. 153. Zeile 5.

letzt zu grunde geht; indem hinter ihnen ein ganzes Volk, zum Teil eine ganze Weltanschauung steht, und indem eben diese geistigen Kräfte doch auch zur Erscheinung kommen mußten, haben beide Dramen — noch mehr freilich Götz — eine so eigentümliche Gestalt angenommen, daß sie sich dadurch von fast allen andern unterscheiden und bei manchem Leser eine irrtümliche Auffassung veranlaßt haben mögen.

Denn allerdings war die Absicht, die der junge Dichter mit diesem seinem Erstlingswerke verband, eine so gewaltige, der Grundgedanke, in fünf Akten, in wenigen Stunden einen so großen weltgeschichtlichen Prozeß darzustellen, ist von allem, was andre Dramatiker, selbst Shakspeare versucht haben, so abweichend, daß zunächst die allerwenigsten bei der Lektüre an dergleichen denken werden. Das früher*) zitierte Wort: „Man errät oft so wenig, wo der Dichter hinaus will" gilt auch ganz besonders von Götz. Denn *das* liegt doch wohl in der Natur der Sache, daß die Personen selbst jenen Gedanken in dieser allgemeinen, Form nicht aussprechen können. Mitten in diesem Prozesse befindlich wissen sie zwar recht wohl, was hinsichtlich ihrer Person, ihrer Interessen auf dem Spiele steht; wir werden auch mehr als einmal daran erinnert, daß eine neue Zeit anzubrechen scheine; aber in jener abstrakten Allgemeinheit konnte jener historische Wendepunkt kaum von einer der Personen in damaliger Zeit deutlich und klar erkannt und daher auch nicht mit voller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Wenn in gewissem Sinne das Mittelalter selbst der Held des Dramas genannt werden kann, so mag es vielleicht überhaupt das einzige Stück sein, in dem nicht einmal, und zwar mit Recht, der Name dieses Helden vorkommt. Dadurch mag aber das Verständnis erschwert werden. Auch schildert Goethe hier nicht Männer, die über sich und ihr Handeln sehr reflektieren und weitsehende politische Pläne haben. Aber trotz der Unkenntnis der Verhältnisse, die Götz nicht selten zeigt, trotz seiner Kurzsichtigkeit *fühlt* er doch im ganzen das Richtige und spricht es, meine ich, auch deutlich genug aus, Stellen, welchen man allerdings zu wenig Beachtung geschenkt zu haben scheint.

*) „Erklärung deutscher Dramen", S. 57.

Die meisten Dramen Goethes zeigen wie uns, er in der Handlung und durch dieselbe einen Kampf großer geschichtlicher oder philosophischer Ideeen zur Darstellung bringen oder ein besonders schwieriges psychologisches Problem lösen wollte; so Egmont, Faust, die natürliche Tochter; so Iphigenie, Tasso; ähnlich die Fragmente aus jener Zeit und deren Pläne, wie Mahomet, Prometheus; selbst Epen wie der „ewige Jude" beweisen dies, ja auch der Werther. Eine bloße Biographie zu dramatisieren, das möchte doch wohl dem Dichter selbst kaum als ein seiner Muse würdiger Gegenstand erschienen sein, und um dazu begeistert zu werden, brauchte er das Vorbild Shakespeares nicht. Man nehme an: es sei wirklich der Gedanke in ihm aufgestiegen, das scheidende Mittelalter (von dessen Größe und Herrlichkeit er so erfüllt war wie Möser, vgl. S. 47 Anm.) und den Kampf desselben mit der neuen Zeit in einem Drama darzustellen, so table man meinetwegen diese Absicht so sehr man will und behaupte, sie sei an sich für eine dramatische Behandlung nicht geeignet; das aber möchte doch wohl jedem Kritiker schwer werden anzugeben, in welcher anderen und besseren Weise der Dichter seinen Gedanken dramatisch hätte durchführen sollen. Es steht damit ähnlich wie mit dem Stücke, welches er gleichzeitig mit Götz im Kopfe herumtrug, mit Faust. Beide stellt er bei ihrer ersten Erwähnung in Dichtung und Wahrheit gewissermaßen als gleichberechtigt neben einander; beide zeigen auch in ihrem Bau solche Mannigfaltigkeit, solche Abweichung von allen anderen Dramen Goethes, ja aller Dramatiker, daß sie mir nur aus dem ebenso abweichenden Grundgedanken dieser Stücke völlig erklärlich zu sein scheint. Götz als „dramatisierte Biographie" wäre allerdings ein sonderbares Gebilde; da fände sich wer weiß wie viel, was in diesen Rahmen durchaus nicht passen dürfte, und man würde oft nicht begreifen, was den Dichter veranlaßt habe, das Leben seines Helden gerade in dieser Weise zu dramatisieren. Dagegen von dem hier dargelegten Standpunkte aus fällt alles Sonderbare und Merkwürdige weg, und es ist keine Scene vorhanden, die nicht eine diesem Grundgedanken entsprechende Erklärung zuließe.

Ebenso bestätigt das Urteil des Dichters über ein-

zelne Teile seines Dramas unsere Auffassung. Die so breite Darlegung des Privatlebens jener Zeit, vor allem aber die des Gerichts- und Militärwesens wäre unbegreiflich, wenn der Dichter nur eine „dramatisierte Biographie" hätte geben wollen. Wozu in einer solchen die Schilderung des Treibens am Bambergischen Hofe in jenen zwei Scenen, in welchen von Weislingen nicht die Rede ist? Ferner, welchen Zweck er mit jenen andern beiden Partieen beabsichtigte, spricht er selbst aus. „Giebt doch", sagt er (Dichtung und Wahrheit, Buch 12; Hempel 22. S. 74), „die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reiches". Sah er doch, wie damals im preußischen Staate diese beiden politischen Faktoren vor allem mächtig waren; wie ein anderer Monarch, Kaiser Joseph, in derselben Erkenntnis „nach eigenem Antriebe und in Nachahmung Friedrichs zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz richtete" (S. 79). Der Dichter also wollte uns im Götz eine „genaue Einsicht in die Beschaffenheit" eines ganzen Reiches geben, und indem er nun den Kampf auch auf diese wichtigen Gebiete des politischen Lebens ausdehnte — so weit ein solcher Kampf eben dramatisch darstellbar ist —; indem er auch hier die Entwickelung der alten zu der neuen Zeit zur Darstellung brachte und die größere Berechtigung, den höheren Wert des einen Faktors vorführte, mußten alle diese Scenen, die in einer „dramatisierten Biographie" fast nur Episode sein würden, mit dazu dienen, einen Kampf zweier Kulturepochen zu veranschaulichen. Wie nun dieser Kampf vor sich geht, ist oben ausführlich geschildert.

Goethe erwähnt in demselben Zusammenhange noch einen dritten wichtigen Faktor des staatlichen Lebens, und man erkennt daraus, wie er überlegt hat, um möglichst vielen Gebieten der Politik gerecht zu werden, um sein Drama eben nicht bloß eine „Biographie" sein zu lassen. Dieser Punkt war allerdings dramatisch noch schwieriger zu veranschaulichen als Militär- und Gerichtswesen. Und indem der Dichter sich beinah entschuldigt, daß er denselben im Götz so gut wie gar nicht berücksichtigt habe,

läßt er denn doch dabei durchblicken, daß man aus diesem Fehlen die politische, die geschichtliche Auffassung seines Grundgedanken zu ändern nicht berechtigt sei. Wobei es ganz gleichgiltig ist, ob seine eigene Behauptung thatsächlich richtig ist: nur auf das, was er wollte, kommt es hier an. Unmittelbar nach der Erwähnung der Gerichte und der Heere fährt er fort: „Die Finanzen selbst, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht; denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und -gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug".

Schließlich noch das Urteil eines Mannes, der als Kunstrichter von dem 77jährigen Dichter besonders hoch geschätzt wurde. Natürlich ist es kein deutscher. Daß er bei seinen Landsleuten nicht die Anerkennung gefunden, auf die er gehofft hatte, spricht Goethe wiederholt mit Unmut aus.*) Um so freudiger mußte er bewegt werden, wenn er in seinen späteren Jahren wahrnahm, mit welcher Begeisterung und mit welchem Verständnisse seine Werke von den gebildeten Engländern und Franzosen gelesen und beurteilt wurden. Besonders sind es die Mitarbeiter des Globe, die ihm Freude bereiten, und unter ihnen am meisten Ampère. Dessen Urteil über Götz von Berlichingen lautet also: „Jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seine ganzen Gedanken

*) So bei Eckermann (vgl. „Erkl. deutsch. Dram.", S. 18 Anm. 2), vor allem aber in den „Mitteilungen" von Riemer. (z. B. II. S. 719. „Die lieben Deutschen kenn' ich schon: erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie".) Dagegen urteilt jener Franzose in der That so über Goethe, wie dieser es selbst wünschte, daß man über Bücher überhaupt urteilen solle: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Teilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran das der Rede gar nicht wert ist. Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur". (G. an Schiller, 14. Juni 1796).

auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet, daß im Götz kein Wort sei, das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei, die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen, das Mittelalter sei eigentlich der Held dieses wunderlichen Dramas; man sieht es leben und handeln, und dafür interessiert man sich. Das Mittelalter atmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Redlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, verteidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm". Nun sagt doch offenbar dieses Urteil im Wesentlichen dasselbe, was in den wenigen Worten Goethes enthalten ist, er habe einen „Wendepunkt der Geschichte" dargestellt oder „das Symbol einer bedeutenden Weltepoche abgespiegelt". Und daß der Dichter mit dieser Beurteilung des Franzosen einverstanden gewesen ist, möchte man wohl daraus zu schließen berechtigt sein, daß er selbst jene Rezension seiner dramatischen Werke übersetzt, sie selbst zuerst in den Heften „über Kunst und Altertum" seinen „lieben Deutschen" mitgeteilt und schließlich sogar in seine eigenen Werke aufgenommen hat. (Bei Hempel, Bd. 29. S. 684).

13. Vergleich der ersten und zweiten Bearbeitung des Dramas.*)

Wem diese Beweise genügen, der möge die folgende, für ihn langweilige, und überflüssige Darlegung überschlagen; dem Nichtüberzeugten kann sie nicht erspart werden. Die obigen Urteile des Dichters waren klar ausgesprochen. Zu ihnen kommt ein anderes, das man erst durch einen Vergleich der ersten und zweiten Bearbeitung unseres Dramas findet. Schnell und instinktiv entstand jener erste Entwurf; daher er denn auch als Produkt der Phantasie, als poetisches Kunstwerk im allgemeinen vor der zweiten Bearbeitung an mehr als einer Stelle den Vorzug verdient. Aber diese zweite sollte nach des Dichters Absicht erst zum Drama werden. Mit Überlegung und Verstand ist er an diese Arbeit gegangen, und wir glauben

*) Gehört natürlich nicht in die Schule!

durchaus in *seinem* Sinne zu handeln, wenn wir hier in verstandesmäßiger Weise seinen Intentionen genau nachzugehen suchen. Er wollte aber, wie er selbst sagt, die vermißte Einheit herstellen. Wenn wir nun also bei jeder abweichenden Scene uns die Frage vorlegen, aus welchem Grunde der Dichter früher Geschaffenes wegließ oder wesentlich änderte, andres aber beibehielt und an gewissen Stellen neue Scenen einsetzte; wenn sich sodann alle diese Erscheinungen aus ein und derselben Quelle erklären ließen, und wenn diese Erklärung mit der oben dargelegten Auffassung des Dichters selbst ebenso übereinstimmte wie mit der in diesem Kommentar vorgetragenen, so sollte doch wohl der Beweis geliefert sein — soweit sich in solchen Fragen *überhaupt* etwas beweisen läßt —, daß des Dichters Urteil, sein eignes Drama und die gegebene Erklärung desselben einander völlig decken.

Über die sehr wichtige Änderung des *Titels* sprach ich schon oben (S. 153.) Daß die folgende Betrachtung der *fünf Akte* nur kurz sein kann, wird man bei dem Zwecke meines Buches wohl natürlich finden.*)

Akt I. Hervorzuheben ist, daß in dem ersten Entwurf die Scene mit Bruder Martin schon vorhanden war. Den Dichter leitete Absicht oder Instinkt, nach welchem ihm vorschwebte, vor allem auch die religiöse Bewegung der Zeit in das Drama mitaufzunehmen und möglichst eine ganze Nation nach ihren wichtigsten *Ständen* vorzuführen. Der Bischof aber ist vor allem *Fürst*, weniger Geistlicher, und der Abt zu unbedeutend. Zu ihnen fehlte ferner *ohne* Bruder Martin der Gegensatz. Wäre es dem Dichter nur um eine „dramatisierte Biographie" zu thun gewesen, er hätte jenen Auftritt überhaupt nicht erst konzipiert. Wenn er ihn sodann in der zweiten Bearbeitung nicht wegließ, so beweist das, wie sehr er an jenem ersten Gedanken festhielt. Daß er diese religiöse Bewegung anders auffaßt als die Geschichte, scheint mir für *unsere* Frage gleichgiltig zu sein.

*) Denn es ließe sich noch an recht vielen einzelnen kleinen Änderungen nachweisen, wie sie alle von ein und demselben Gesichtspunkte aus völlig erklärt werden können.

Die lange Unterredung zwischen Elisabeth und Marie in der 3. Scene stand ebenfalls schon im ersten Entwurf; nur daß sie noch länger war. Die Privatverhältnisse der Zeit zu schildern, mußte dem Dichter von Anfang an wohl als wichtig erschienen sein, und wenn er diese Darstellung später kürzte, so nahm er eben nur das weg, was auch schon aus anderen Stellen klar hervorging. Fast unverändert sind alle folgenden Scenen. Aber das Hofleben zu Bamberg, die Schilderung der Rechtsverhältnisse gehören wenig in eine „dramatisierte Biographie", wohl aber in die Darstellung eines Kampfes an einem Wendepunkte der Geschichte.

Auch der zweite Akt enthält nur wenig Änderungen*): eine Scene fehlt, eine andre ist hinzugesetzt. Alle übrigen sind allerdings auch für Götzens Leben nicht ganz unwichtig; nur daß man die Ausführlichkeit der Schilderung der privaten und moralischen Verhältnisse der neuen Zeit in einer „Biographie" doch nicht hinlänglich motiviert sieht und meinen sollte, der Dichter würde sich dann bei der Umarbeitung weit kürzer gefaßt haben. Als Held einer Biographie tritt Götz doch in diesem Akte recht sehr in den Hintergrund. Die Kritiker haben sich eben auf einen Standpunkt gestellt, von dem aus sie unser Stück gleich doppelt verurteilen können. Einmal, insofern es ja als „Biographie" kein Drama sei; sodann aber bliebe diese Biographie selbst so wenig bei der Stange, schilderte so viel, was nicht zum

*) Indes selbst das Lied, welches Liebetraut zu Anfang singt, muß hierher gerechnet werden. In der ersten Bearbeitung ist doch noch wenigstens von kämpfenden Rittern des Mittelalters die Rede; ja sie nehmen von den vier Strophen drei in Anspruch, wenn auch die vierte die Hauptsache enthält. Aber das Ganze ist unschuldiger Art im Vergleich mit dem Liede der zweiten Bearbeitung. Hier sind die Farben weit stärker aufgetragen. Wenn so etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft am Hofe eines Bischofs, noch dazu in Gegenwart von Damen gesungen wird, so tritt die Unsittlichkeit der neuen Zeit ganz anders zu tage. Für eine „dramatisierte Biographie" wäre dieser Unterschied gleichgiltig; aber nicht, wenn es sich darum handelt, den „Wendepunkt einer Weltepoche" darzustellen. Um so stärker wird jetzt der Kontrast zwischen jenem frommen Märchen Mariens oder ihrer Schilderung von ihrem eigenen Klosterleben.

Thema gehörte, daß es selbst als „dramatisierte Lebensgeschichte" ein vielfach verfehltes Produkt wäre. Es befand sich im ersten Entwurfe jene, schon S. 71 Anm. erwähnte Unterredung zwischen Elisabeth und Marie, in welcher die erstere die Gründe darlegt, weshalb der kleine Karl in ein Kloster gebracht worden sei. Die Scene würde an sich durchaus der Auffassung des Dramas entsprechen, von der hier die Rede ist, und sie beweist, wie sehr der Dichter gleich von Anfang an sein Stück eben in diesem Sinne schuf. Auch Elisabeth spricht hier von den schlechten Zeiten, welche hereinbrechen, daß „in hundert Jahren das Menschengeschlecht recht tief heruntergekommen sein würde", daß Karl jetzt sichrer in der Kutte als unter dem Harnisch sei. Sie zitiert jenes schon oben (S. 18) angeführte Wort Götzens, durch welches der Unterschied zwischen seiner und seines Sohnes Gemütsart noch deutlicher wird: „Wie ich so klein war, hundert Tanten hätten mich nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stalle zu residieren". Aber einmal bringen diese Aussprüche nichts wesentlich Neues: die kurze Äußerung des Knechtes im ersten Akte „der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall" sagt dasselbe von dem Kleinen aus wie jenes Urteil Götzens, und daß die Zeiten schlechter werden, hören wir mehr als einmal. Da nun die Scene nur des kleinen Karl wegen da war, dessen Schicksal doch aber diese Wichtigkeit nicht beanspruchen dürfte; da sie im übrigen nicht bloß keinen Fortschritt der Handlung enthält, sondern nicht einmal dramatisch ist, so that der Dichter sicherlich recht daran, sie zu streichen. Wenn wir in der letzten Scene des fünften Aktes hören, daß Götzens Sohn sich in einem Kloster befindet, so sind wir über die Ursache dieses Umstandes kaum im unklaren.

Wichtiger ist, daß die letzte Scene dieses zweiten Aktes im ersten Entwurfe ganz fehlte. Daß dieselbe, die Bauernhochzeit, nicht der Biographie Götzens wegen hinzugesetzt worden ist, wird wohl zugegeben werden: in einer solchen würde sie besser fehlen. Dagegen erkannte der Dichter, daß jener Kampf zweier Zeiten zu einseitig dargestellt sei, wenn die Bedeutung und der Vorteil der

neuen Rechtsordnung nur von Olearius in parteiischer Weise dargelegt würde. Unsere Einsicht in die Beschaffenheit der Gerichte, die nach des Dichters Ansicht so wichtig ist für die Beschaffenheit eines Reiches, würde ohne diese Scene ungenügend geblieben sein. Er wollte also auch das Urteil des Volkes über das neue Recht zeigen und darstellen, wie es sich gegen dasselbe sträubt. Er wollte zugleich durch einen praktischen Fall die Fehler und Gebrechen dieser Einrichtung ins rechte Licht setzen. Wenn er nun deswegen eine so wenig spannende Scene, die ebenfalls ohne Fortschritt der Handlung ist, hinzufügte; wenn er gleichwohl, wie er selbst sagt, alle Änderungen dieser zweiten Bearbeitung zu dem Zwecke machte, eine größere Einheit der Handlung seines Dramas herzustellen, so kann, meine ich, diese Einheit nur in dem Gesichtspunkte liegen, von dem wiederholt die Rede war.

Der dritte Akt wurde in der ersten Bearbeitung mit einer kurzen Scene eröffnet, die eine Sitzung des Reichstags schilderte. Dabei leitete den Dichter wohl das Gefühl, daß bei einer Darstellung des ganzen Volkes neben dem Kaiser, den Fürsten, dem Adel, den Bürgern und Bauern, neben dem Militär- und Gerichtswesen auch die Gesamtvertretung des deutschen Reiches vorgeführt werden müsse. Nun kann man sagen, er habe diese Scene später deswegen gestrichen, weil sie mit Götzens Person auch nicht im geringsten Zusammenhange steht. Aber da man das letztere von mehr als einer Scene auch des neuen Dramas sagen kann, so wird der Dichter wohl durch andre Gründe zu dieser Streichung bewogen worden sein. Es verhält sich ähnlich wie mit jener Unterredung zwischen Marie und Elisabeth. In dieser Scene erfahren wir von dem Reichstage nichts Neues. Alles, was wir von demselben sonst im Drama hören — in der Unterredung zwischen Götz und Weislingen und in der Scene zwischen diesem und dem Kaiser — reicht hin, uns eine Anschauung von dieser politischen Institution zu geben. Diese wird in jener Scene nur bestätigt. Allerdings die Unthätigkeit und Überflüssigkeit des Reichstages konnte kaum besser illustriert werden als durch eine überflüssige Sitzung, in der vor allem eine pathetische Rede ge-

halten, aber ſonſt nichts gethan wird. Nicht einmal ein Beſchluß kommt zu ſtande. Daß aber der Reichstag das gefügige Werkzeug der Fürſten iſt, wird aus dem übrigen Drama weit ſichtbarer als aus dieſer Scene. Da dieſelbe außerdem völlig undramatiſch iſt, ſo genügte wohl dieſe Überlegung, den Dichter zur Fortlaſſung derſelben zu beſtimmen.

Außerdem hat er, von einzelnen Änderungen abgeſehen, nur noch einen kleinen Monolog Adelheids weggelaſſen, der für Götzens Leben ebenſo gleichgiltig iſt wie für den im Drama geſchilderten Kampf. Die ausführliche Schilderung des Reichsheeres, die in einer „Biographie“ wenig am Platze geweſen wäre, hat er in keiner Weiſe geändert; ebenſo wenig verſchiedene andere Momente, von denen dasſelbe behauptet werden muß.

Auch die Änderungen des vierten Aktes ſind, mit einer Ausnahme, gering; z. B. daß die letzte Scene der erſten Bearbeitung — zwiſchen Adelheid und Franz — der Hauptſache nach zur fünften Scene des dritten Aktes geworden iſt. Wichtig iſt allerdings jene eine Änderung. Von einem Verhältnis zwiſchen Adelheid und dem künftigen Kaiſer Deutſchlands war anfangs nicht die Rede. Offenbar hat der Dichter dasſelbe nicht deswegen eingefügt, um dadurch einer „dramatiſierten Biographie“ größere Einheit zu geben. Sondern jetzt wird dem Leſer noch mehr offenbar, wie recht Götz daran thut, den alten Kaiſer, obwohl derſelbe den Worten nach gegen ihn handelt, zu ſeiner Partei zu rechnen, und wie nach deſſen Tode ein neuer Geiſt in die Regierung des deutſchen Reiches einziehen zu wollen ſcheint: kurz, jener „Wendepunkt“ der Geſchichte tritt ſo noch ſchärfer hervor. Wenn ferner in der neuen Bearbeitung dieſe Scene um einen zweiten Teil, der im erſten Entwurfe ſich im fünften Akte befindet, vermehrt worden iſt, ſo iſt das für unſere Frage gleichgiltig; doch hat dadurch die Handlung an Geſchloſſenheit und Intereſſe gewonnen.

Die meiſten Änderungen zeigt der fünfte Akt. In der erſten Bearbeitung beginnt er mit einer langen Scene im Zigeunerlager. Darauf erſcheint Adelheid zu Pferde, die ſich verirrt hat. Sie wird freundlich aufgenommen, bald von

Franz und Sickingen gefunden, und diese drei brechen dann zusammen nach Augsburg auf. Die poetische Kraft, die dieser Scene eigen ist, hat man immer anerkannt; der Dichter selbst sagt in Dichtung und Wahrheit, daß er sich „darauf etwas zu gute gethan" habe. Beibehalten hat er die Schilderung des Zigeunerlebens, obwohl mit einigen Änderungen. Um das Bild der alten Zeit zu vervollständigen, nicht der „Biographie" wegen, schien sie ihm wichtig. Diese Kinder der Natur, die, unter Entbehrungen im Walde und auf der Heide lebend, nur ein höchstes Gut kennen, die Freiheit, paßten zu dem übrigen Gemälde sehr wohl. Aber die neue Bearbeitung hat ihnen noch ganz wesentliche moralische Züge hinzugefügt und sie auch an der Handlung selbst teil nehmen lassen.*) Wenn es jetzt Götz selbst ist, der verwundet von ihnen aufgenommen und dann verteidigt wird — denn erst an diese Stelle ist die Scene später gerückt — so tritt dadurch allerdings auch der Held mehr in den Vordergrund, und eben diesen Zweck hat ein großer Teil der Veränderungen des fünften Aktes. Allein je bedeutender hier Götz selbst wird, desto mehr kommt auch jener Kampf des Dramas zur Darstellung, der im ersten Entwurfe ebenso sehr zurückgetreten war wie der Held.

Besonders wichtig aber ist folgender Umstand. Zuerst enthielt diese Scene das Entstehen eines Liebesverhältnisses zwischen Adelheid und Sickingen, dem Gatten Mariens. Für eine „dramatisierte Biographie" wäre es gleichgiltig gewesen, ob eine neue Leidenschaft Adelheids, die für den Verlauf der Handlung allerdings notwendig war, sich

*) Denn zuerst war diese Beteiligung sehr gering. Die Weissagungen, durch welche die Zigeunerin Adelheids Leidenschaft anregt, waren nicht nötig. Letztere kann auch ohne dieselben, nur ihrer Natur folgend, jene That ausführen. Wenn der Dichter ferner motiviert hatte, wie Adelheid zu dem Gifte, das sie später gebraucht, gekommen sei, so sieht man, wie Goethe schon damals sehr ängstlich in der Motivierung war (vgl. „Erkl. d. Dr." S. 44). Mit Recht hat er in der zweiten Bearbeitung darauf verzichtet. Es braucht nicht motiviert zu werden, daß ein Weib wie Adelheid in jener Zeit sich leicht Gift verschaffen konnte. (Anders lag dieser Umstand bei Klärchen im Egmont, und da sehen wir wieder den sorgfältig motivierenden Dichter.)

einem Sickingen oder dem künftigen Kaiser zuwandte. Ja die dämonische Macht ihrer Schönheit trat sogar in der ersten Bearbeitung weit stärker hervor, und die Scenen, die infolge der Änderung fallen mußten, sind von nicht geringem poetischen Werte. Aber außer der erwähnten Scene bei den Zigeunern waren es gerade diese am meisten, in denen Goethe, einer wundersamen Leidenschaft für Adelheid folgend, die Kunstfesseln abgeschüttelt und so jener „höheren Einheit des Dramas Eintrag gethan hatte". Einmal nahm die Darstellung jenes Verhältnisses einen zu großen Raum ein; vor allem aber würde die ganze Auffassung des Dramas, wie wir sie hier dargelegt haben, ganz wesentlich verrückt worden sein. Der moralische Wert des Mittelalters, dessen Untergang das Drama schildert, würde überaus gelitten haben, wenn ein Mann wie Sickingen in die Netze desselben Weibes gefallen wäre, die einen Weislingen und Franz gefesselt hatte. Wenn auch Götz selbst noch, aber jene ganze alte Zeit wäre unsres Mitleids nicht mehr so würdig gewesen, falls sich ein hervorragender Vertreter derselben, zumal seinem bisherigen Charakter so wenig entsprechend, so tief erniedrigt hätte. Jetzt steht jene Partei ohne eine hervorragende moralische Schuld da; alle Niedrigkeit und Schlechtigkeit der Gesinnung konzentriert sich auf die neue Zeit, und dadurch eben noch mehr, daß der künftige Kaiser selbst schon als von ihrem Geiste angesteckt dargestellt wird.

Auch die zweite Scene des ersten Entwurfes ist gefallen, auch diese ihrem dichterischen Werte nach sehr bedeutend. Das Schicksal des Grafen und der Gräfin von Helfenstein ist weder für Götzens Leben, noch für den Kampf des Dramas von Wichtigkeit. Was an Stelle dieser beiden Scenen getreten ist, die Schilderung des Bauernkrieges im ersten Auftritt, war notwendig, obwohl vieles darin aufgenommen ist, was für eine bloße Biographie Götzens überflüssig wäre. Durch die dann folgenden Neuerungen tritt Götz mehr in den Vordergrund. Aber durch die Einführung Weislingens als Anführer der Truppen — sie fehlte im ersten Entwurf — wird nachdrücklicher daran erinnert, daß

dieſer Kampf der Hauptſache nach der alte iſt. Wichtig iſt es, daß Götz perſönlich jenen Vertrag mit den Bauern abſchließt; wichtig auch, daß er ſelbſt einen der Führer zu Boden ſchlägt; wichtig endlich, daß uns hier noch ein letzter Kampf mit den Waffen zwiſchen alter und neuer Zeit vorgeführt und das eigentliche Ende desſelben auf der Bühne ſelbſt gezeigt, daß ſogar die Vernichtung der Zigeunerhorde mit hineingezogen wird.

Einzelheiten mögen hier übergangen werden, wie z. B. der Umſtand, daß im erſten Entwurf auch Franz durch Adelheid vergiftet wurde. Hervorzuheben iſt vor allem noch eine frühere Scene, diejenige, welche die Urteilsvollſtreckung des Vehmgerichtes an Adelheid enthielt. Ihre Schönheit und die Macht derſelben ſpielte ja in dieſem fünften Akte die Hauptrolle. Nicht genug, daß ſie den wilden Zigeuner feſſelt, daß der edle Sickingen ihren Reizen erliegt, auch der von jenen heimlichen Richtern geſandte „Rächer" konnte ihnen nicht widerſtehen. Für eine Biographie Götzens wäre auch der letzte Umſtand gleichgiltig geweſen. Aber jenes eben erſt geſchilderte Gericht, das ſo feierlich und ergreifend auftrat, das unſträflich zu ſein und Gott gleich zu rächen den Anſpruch erhob, — wie wäre es und damit das Bild jener alten Zeit bloß geſtellt, ja lächerlich geworden, wenn der Dichter jene Scene nicht getilgt hätte? Wenn nach einem oben (S. 159) zitierten Worte gewiſſermaßen das Mittelalter ſelbſt als Held unſres Dramas bezeichnet werden kann, ſo war es notwendig, daß der Charakter desſelben als ein einheitlicher dargeſtellt wurde, und ſchon dadurch erhielt auch die ganze Handlung mehr Geſchloſſenheit und Einheit. Gewiß, auch eine „dramatiſierte Biographie" Götzens hätte ein ſtärkeres Hervortreten des letzteren in dieſem Akte verlangt, als es im erſten Entwurfe der Fall war; aber dieſer Grund reicht nicht aus, ſo viele andere, ſehr wichtige Änderungen und Streichungen zu erklären, die der Dichter gerade in dieſem Aufzuge vorgenommen hatte. Wenn ſie nun alle, und außerdem andre in den früheren Akten, von dieſem einen Geſichtspunkte aus, der immer wieder betont worden iſt, verſtändlich werden, ſo möchten wohl eben dieſe Änderungen als ein

indirektes Urteil des Dichters über sein Werk angesehen werden können.

14. Die Schuld des Helden.*)

Einleitung. Götz und mit ihm eine herrliche Zeit geht in dem Drama zu grunde. Was an die Stelle derselben tritt, ist eine traurige, elende Weltordnung, in der „die Schlechten regieren und die Guten in ihre Netze fallen werden". Aber jene alte Zeit ist selbst schuld daran, daß ihre Herrschaft zu Ende geht, und ihre Vertreter, vor allem aber der Held des Dramas, tragen den größten Teil an dieser Schuld. Fehler haben sie begangen, größere und kleinere, und nur indem die Gegenpartei, listig und schlau wie sie ist, dieselben richtig zu benutzen versteht, gelingt es ihr, den Sieg davon zu tragen Diese Fehler**) sind allerdings vorwiegend

I. intellektuelle. A. Eigenschaft. (Allgemeines.) Dem Helden fehlt es zwar nicht ganz an Einsicht in die

---

*) Dieses Thema und die folgenden sind für Aufsätze der Schüler bestimmt. Aber man sollte jeder Generation nur eine solche Frage zur schriftlichen Bearbeitung geben, und die anderh, die einem über dasselbe Drama etwa einfallen, für eine spätere Klasse aufsparen. — Auch eignen sich diese vier Themata, falls das Drama eingehend in der Klasse besprochen worden ist, zu Abiturientenarbeiten. Man erwarte nicht, und es ist auch gar nicht nötig, daß die Schüler alles hier Vorgetragene darlegen: man begnüge sich mit den Hauptsachen. Übrigens enthält die Ausführung wenig Neues, sie faßt nur das früher an zerstreuten Stellen Gesagte zusammen. Über die Form, besonders über die Disposition vgl. meine „Aufsätze und Dispositionen" S. 48 u. folgende. — Auch hier lassen sich die Themata, falls sie zu umfangreich werden, teilen. (So dieses: 1) Inwiefern handelt Götz unklug und kurzsichtig? S. 168—174. 2) Inwiefern handelt Götz ungerecht? S. 175—179.) Bei diesem ersten Thema kann an Lessings Hamburger Dramaturgie, wenn sie gelesen ist, angeknüpft werden; aber notwendig ist das nicht. Daß die ganze Frage, die in diesem Thema behandelt wird, für die Auffassung des Dramas nicht unwichtig ist, beweist der Umstand, daß selbst Düntzer glauben konnte, Götz sei ohne Schuld.

**) Es ist wieder daran zu erinnern (vgl. S. 47): es sind das Fehler des Helden, aber nicht des Stückes. Der Dichter hätte ersteren nicht etwa so darstellen sollen, wie man wohl aus stofflicher Teilnahme für den Helden wünschen möchte daß dieser wirklich gehandelt hätte.

politischen Verhältnisse jener Zeit. Setzt er doch den Plan der Fürsten, so wie ihre Mittel, Weislingen deutlich auseinander; sagt er uns doch gleich bei seinem Auftreten, daß ein Umschwung der Zeiten vor sich gehen werde. Aber diejenige praktische Klugheit, die Erfahrung und Menschenkenntnis, die Schlauheit, die einem solchen Feinde gegenüber nötig gewesen wäre, besitzt er nicht. Wenn er es nach den Anschauungen des Mittelalters durchaus nicht seiner für unwürdig zu halten braucht, zur List seine Zuflucht zu nehmen — und er lauert ja Kaufleute auf, ebenso den Bischof, ebenso Weislingen und fängt letzteren durch List —, so würde größere Vorsicht und Schlauheit, zumal in so bewegter Zeit, für ihn recht wohl am Platze gewesen sein. Gewiß, diese Unklugheit hat etwas Rührendes an sich. Er handelt bisweilen naiv wie ein Kind; selbst ein Selbitz ist im stande, ihn zu übersehen und die Verhältnisse richtiger zu beurteilen. Wenn er trotz so vieler Erfahrungen noch immer an Treue und Redlichkeit der Menschen, mit denen er zu thun hat, glaubt, so steht gewiß die Größe seiner Seele um so herrlicher da, und wenn er infolge davon untergeht, so wird unser Mitleid um so verdienter sein. Aber klar ist doch auch, daß er der großen Aufgabe, die er in diesem Kampfe hätte übernehmen können und sollen, sich nicht gewachsen zeigt, daß er die Mittel, die sich ihm darbieten, nicht gehörig ausnutzt, daß er die Vorteile, die er erlangt hat, selbst wieder zu schanden macht, kurz daß er planlos und unüberlegt handelt.

B. Seine Thaten zeigen uns, wie infolge dieser Eigenschaften ein Unglück nach dem andern über ihn hereinbricht. 1) (Negativ.) Schon eine gewisse Unthätigkeit muß ihm vorgeworfen werden, die als moralischer Fehler hingestellt werden müßte, wenn sie nicht eben mehr eine Folge seiner Unüberlegtheit wäre.

a. Er greift seine Gegner nicht an. Er weiß, die Fürsten haben alle einen gemeinsamen Plan, operieren mehr oder weniger mit einander verbunden gegen ihn, gegen das freie Rittertum. Es fällt ihm nicht ein, ihnen zuvorzukommen, so zu handeln wie später der weit thatkräftigere Sickingen und Zeit und Gelegenheit abzupassen, um sie zu

überraschen und zu besiegen Die bloße Gefangennahme Weislingens hätte ihm nicht genügen sollen; gerade da war die Zeit, dem unvorbereiteten Gegner einen größeren Schlag zu versetzen. Aber zu so energischem Handeln kann er sich nicht aufraffen. Er läßt vielmehr seinen Feinden Zeit, um dann selbst von ihnen überrascht zu werden: in so bewegter, anarchischer Zeit ein um so größerer Fehler.

b. Aber er denkt auch nicht an die Zukunft, sinnt nicht auf Mittel, ihren Angriff abzuwehren. α. Er sucht keine Bundesgenossen. (aa. Ritter.) Er sieht mehrere gegen sich, denen er allein gegenübersteht. Jene handeln gemeinsam. Warum folgt er nicht ihrem Beispiele? Warum sucht er nicht die Gleichgesinnten, die letzten Reste der alten Zeit zu vereinigen, um gemeinsam die Gefahr zu bestehen? Er ist nicht einmal mit Sickingen verbündet, und daß unter den übrigen Rittern Deutschlands noch viele zu ihm hätten halten können, sagt nicht bloß die Geschichte, er selbst spricht (IV. 5) von seinem „guten Herren und Freunden", die unschuldig durch die Bauern leiden würden. Aber er läßt die Gefahr ruhig an sich herankommen und steht dann fast allein da. Nur einmal macht er einen Versuch, als er Weislingen sich wiedergewinnen will, und wie freut er sich, da ihm dies gelungen zu sein scheint. Doch diese Unthätigkeit war nicht bloß sein Fehler, es war der Fehler des freien Rittertums überhaupt, welches in kleineren Unternehmungen und Fehden seine Kraft zersplitterte und nicht im stande war, gegen den gemeinsamen Feind gemeinsam aufzutreten. Ebenso kann man hinsichtlich seiner übrigen Fehler behaupten, daß sie im wesentlichen seiner ganzen Partei eigen waren.

(bb. Der Kaiser.) Er weiß ferner, wie viel das Wort des Kaisers vermag; er weiß, wie sehr derselbe den Ratschlägen andrer zu folgen bereit ist, weiß vor allem, daß er von seinen Feinden, den Fürsten, wie von Weislingen bei dem Regenten fortwährend verläumdet wird. Trotzdem fällt es ihm nicht ein, selbst irgend welche Schritte zu thun und sich beim Kaiser zu rechtfertigen — was doch z. B. Sickingen thut — oder auch nur einem andern dies aufzutragen. Er weiß ferner, daß der Kaiser viel von ihm hält;

also um so leichter wäre es ihm geworden, denselben für seine eigne Sache mehr zu gewinnen. Aber im stolzen Gefühl seines Wertes und seiner Tapferkeit glaubt er, solcher Hilfe nicht zu bedürfen und hofft, daß Treue und Geradheit verbunden mit Mannesmut über List und Eigennutz den Sieg davontragen werde. Aber es ist eben seine Schuld, daß er solchen Glauben noch hat. Die Zeit im allgemeinen wie seine eignen Erfahrungen hätten ihn schon längst eines besseren belehrt haben müssen.

β. (Bleibt selbst ungerüstet. aa. Truppen.) Wenn er nun aber in dem Bewußtsein seiner Kraft sich auf sich selbst verlassen zu dürfen glaubte, hätte er doch wenigstens seine eignen Mittel stärken und kräftigen sollen, um in einem derartigen Kampfe — und er mußte ahnen, daß ein solcher früher oder später ausbrechen würde — so vielen Gegnern gewachsen zu sein. Da bewies Sickingen, als ihm der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein schien, eine ganz andre Thatkraft; er hatte ein Heer gesammelt, den Kaiser gewonnen und griff nun zwei Fürsten mit einmal an. Wenn er trotzdem unterlag, so war seine Schuld wieder eine andre. Aber Götz unterhält dieselbe kleine Mannschaft, wie für seine gewöhnlichen Fehden. Erst im letzten Augenblicke denkt er daran, sich mehr Truppen zu verschaffen. Daß sie aber nicht ausreichen, sagt er selbst: hätte er nur fünfzig Mann gehabt, jenes Heer hätte nicht vor sein Schloß ziehen sollen.

(bb. Proviant.) Und bei den vielen Feinden, die er hatte, bei seiner so gefährdeten Stellung hätte er recht wohl daran denken sollen, wie leicht er in die Lage kommen konnte, in seiner Burg belagert zu werden. Er hätte also dafür sorgen müssen, daß Proviant genug da war, die Belagerung längere Zeit auszuhalten. Er entschuldigt sich selbst: „Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen". Aber er hatte doch jahrelang dazu Zeit gehabt: er hat aber überhaupt solchen Fall nicht ernstlich erwogen. Ja er hat vielmehr immer „viele Leute gespeist gehabt" und so die geringen Vorräte noch vermindert. Ebenso wenig ist Munition vorhanden. Was nützt der mit schönen Büchsen gefüllte Schrank, wenn es an Kugeln und Pulver fehlt? Glaubte er bei seiner

Tapferkeit im Kampf auf offnem Felde die Waffen der neuen Zeit nicht nötig zu haben, so hätte er für eine Belagerung um so mehr an sie denken sollen. Aber diese Klugheit und Überlegung hat ihm gefehlt. Man sage nicht: es war gleichgiltig, ob er jenes Heer von seiner Burg fernhielt oder ganz verjagte; es wäre ein andres, größeres erschienen; sodann, trotz besserer Verproviantierung hätte er sich doch schließlich einmal ergeben müssen. Denn dann hätte er den Kampf überhaupt nicht aufnehmen sollen; that er dies aber, — und diese Absicht hat er immer gehabt — so war es auch seine Pflicht, für alles das in ausreichender Weise gesorgt zu haben, wodurch er diesen Kampf möglichst lange hätte hinziehen können. Und Sickingen hatte ja Hilfe versprochen: er hätte dann gewiß zur rechten Zeit vor der Burg erscheinen und seinen Schwager entsetzen können. Inzwischen war Zeit gewonnen, ein neues feindliches Heer war nicht so schnell versammelt, und bei dem schwankenden, im Grunde dem Helden geneigten Sinne des Kaisers konnten, zumal durch Sickingens Vermittelung, mit dem siegreichen Götz recht wohl Verhandlungen stattfinden, die eine andre Lösung der Sache hätten herbeiführen können.

2) (Positiv.) Nicht geringere Unüberlegtheit beweist er bei seinen eigentlichen Thaten. Sie sind es, die schrittweise seinen Untergang herbeiführen. (a. Den Fürsten und dem Adel gegenüber. α. Bischof.) Gleich die erste Scene des Dramas macht darauf aufmerksam, daß der Held „immer unerhört nachgebe, wenn er im Vorteil sei". In dem „unerhört" liegt doch offenbar ein Tadel ausgesprochen, und derselbe wird noch stärker, wenn wir die Männer berücksichtigen, mit denen er zu thun hatte. Der Bischof war, da er nichts hatte ausrichten können, „zu Kreuze gekrochen", und der „getreuherzige Berlichingen" war gutmütig und einfältig genug, bei seinem Feinde, den er doch hinlänglich kennen mußte, Aufrichtigkeit der Gesinnung anzunehmen. Also nutzt er denn den gewonnenen Vorteil in keiner Weise aus und zeigt einen gegen einen solchen Feind recht übel angebrachten Edelmut. Auch muß er diese Handlungsweise, in der ja freilich zugleich die Großheit seines Charakters sich offenbart, schon häufig genug

vor Beginn des Dramas bewiesen haben; sonst konnte ihm Sickingen nicht auf sein Wort „ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen," den Vorwurf machen: „Und bist von jeher zu kurz gekommen; und jenen andern: „Du bist zu ehrlich; dich nicht einmal des Vorteils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat!"

(β. Weislingen.) In gleicher Weise läßt der Held einen zweiten errungenen Vorteil wieder fahren. Er vermehrt selbst die Macht seines ärgsten Feindes, indem er den von ihm gefangenen Weislingen frei läßt. Wie in jenem ersten Falle sogar die Bauern klüger erscheinen als der Held, so übersieht hier Selbitz die Sache weit besser, und auch er spricht einen leisen Tadel gegen seinen Freund aus,*) wenn er sagt: „Eure Versöhnung war ein wenig zu schnell, als daß sie dauerhaft hätten sein sollen". Auch seine Gattin beurteilt den Charakter Weislingens weit richtiger als Götz, und dieser sollte doch seinen früheren Freund genauer kennen als alle. Aber ein bloßes Wort desselben genügt ihm, da er eben an eine so schnelle Sinnesänderung glaubt. Er entläßt ihn, giebt so seinem Feinde die Kraft wieder, ohne welche derselbe wenig ausrichten würde, und wird selbst die Veranlassung, daß er später beim Kaiser verleumdet und daß die Reichsacht über ihn verhängt wird. „Treue und Glauben, du hast mich wieder betrogen": in diesen seinen Worten liegt zugleich ein unbewußtes Eingeständnis der eignen Schuld.

b. Niedrigeren gegenüber. α. Feinden. aa. Dem Reichsheer. Unüberlegt handelt er dann auch, als er jenen Vertrag mit den Offizieren der Exekutionstruppen abgeschlossen hat, in dem ihm freier Abzug zugestanden wurde. Vgl. S. 82.

bb. Den kaiserlichen Räten gegenüber. αα. Vor Sickingens Ankunft. Sie haben ihn schimpflich be-

*) Daß Götz kurzsichtiger ist als seine Umgebung und seine Feinde, macht ihn als Helden des Dramas nicht kleiner, da diese Unklugheit gerade eine Folge seines moralischen Wertes ist, so daß man fast sagen kann, ohne diese Fehler würde er weniger groß sein. Ähnlich ist es in Schillers Wallenstein. Vgl. Freitag, Technik S. 262. Und darin besteht eben das Tragische, daß der edle Mann infolge so kleiner Schwächen untergeht.

handelt, haben ihr Wort gebrochen, haben des Kaisers Befehl gemißbraucht: trotzdem will er einem bloßen Versprechen ihrerseits sofort trauen, das Schwert weglegen und nach wie vor ihr Gefangener sein. Vgl. S. 94. Welche Bürgschaft hatte er, daß sie nicht von neuem ihr Wort brechen würden, sie, die so eben zu ihm gesagt hatten: „Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig?" Dennoch will er ihnen „lehren, wie man Wort hält." Das aber war eine Thorheit. Sie, von ihrem Standpunkte aus, glaubten im Rechte zu sein, und er mußte einsehen, daß sie solcher Belehrung nicht zugänglich waren. Ohne das Eingreifen seines Schwagers — Weislingen selbst bestätigt das später — wäre der „schöne Anschlag" seiner Feinde schon damals ganz anders abgelaufen.

ββ. Nach Sickingens Ankunft. Siehe die Ausführung S. 96 u. fde.

β. Freunden gegenüber. Denn so kann man die Bauern, mit denen er gemeinschaftliche Sache macht, denen er zu ihren Rechten und Freiheiten verhelfen will, wohl bezeichnen. Seine Unüberlegtheit ist hier eine doppelte. aa. Er verkennt seine eigene Lage, (*αα.* Gegenwart) nach der es ihm nicht erlaubt war, eine solche Rolle zu spielen; er setzt sich zu leicht über sein gegebenes Wort hinweg. (*ββ.* Zukunft) Er denkt auch nicht daran, in welche Gefahr er sich dadurch bringt; wie ein Zusammentreffen mit den Truppen der Fürsten ihn, als Anführer der Rebellen, trotz seiner edlen Absicht völlig bloßstellen mußte, und wie seine vielen Feinde diese Gelegenheit so gern benutzen würden. — bb. Er verkennt auch jene Männer selbst, mit denen er gemeinschaftliche Sache macht. (*αα.*) Aufrührerische Haufen, die ausgezogen sind, um sich zu rächen, weiß er zu wenig zu beurteilen, und hegt den Glauben, er allein würde im stande sein können, sie von weiteren Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten abzuhalten. — (*ββ.*) Wort und Handschlag des einen Anführers genügt ihm. Er wartet gar nicht erst ab, ob auch die übrigen damit einverstanden sind und wirklich die Absicht haben, jenem Vertrage nachzukommen. Ja selbst denen gegenüber, die mit ihm persönlich verhandeln, verfährt er zu leicht-

gläubig und ist zu schnell von ihrem guten Willen überzeugt. Sie selbst sind weit vorsichtiger: sie lassen ihn bewachen, damit er mit niemand allein sprechen kann, ein Beweis, wie wenig auch sie gewillt sind, aufrichtig gegen ihn zu verfahren und jenen Vertrag zu halten. Vgl. S. 113.

II. Moralische. I. Übergroßes Vertrauen. Somit sehen wir, daß er sich fast keiner Situation, in welche er gerät, völlig gewachsen zeigt, und daß diese Schwächen und Fehler es sind, die an seinem Untergange wesentlich mit Schuld haben. Doch ist dieser Mangel an Überlegung, diese Sorglosigkeit im Handeln, dieses Gehenlassen der Dinge fast schon eine moralische Schwäche zu nennen, mindestens aber liegen jene Fehler in einer solchen mit begründet. Einem Menschen Vertrauen zu schenken, ist gewiß das Zeichen einer edlen Natur, die, weil sie selbst nicht anders handeln kann, den festen Glauben an die Treue andrer hat. Aber diese Tugend, in übertriebener Weise ausgeübt, kann auch zu einem sittlichen Mangel werden. Und so ist es all in den genannten Fällen. Als „getreuherzig" wird er bezeichnet, da sein Name zum ersten Male genannt wird, und schon in diesem Worte scheint eine Andeutung zu liegen, daß er jene Eigenschaft in einer das rechte Maß überschreitenden Weise besitze.

II. Ungerechtigkeit. (A. Im allgemeinen. 1. Gegen Niedrigere.) Götz, wie seine ganze Partei, und gerade die besten unter ihnen, werden verurteilt durch das Wort seiner eigenen Schwester: „Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen". Sobald der Held nur glaubt, es geschehe eines guten Zweckes wegen, hält er sich für völlig berechtigt, jede Ungerechtigkeit zu begehen. Und dieser Grundsatz ist doch moralisch falsch: sonst würde durch diesen Zweck jedes Mittel geheiligt werden. Wenn er also infolge seiner Handlungsweise den Raubrittern gleichgestellt wird, so hat er sich das eben selbst zuzuschreiben und die Folgen davon zu tragen. Gewiß machen die damaligen Zustände des Reiches sein Vergehen minder schwer, und man mag es in so wüsten Zeiten „einem wohldenkenden, braven Manne"

wohl verzeihen, wenn er „allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt". Man wird ferner auch diesen Fehler als eine Folge seiner Tugend anerkennen, auch hier sagen müssen, daß der Held ohne diesen Fehler minder groß da stehen würde; denn gerade sein hohes Gerechtigkeitsgefühl, das sich auf feine Unterschiede nicht einlassen will, gerade das ist, welches ihn diese Ungerechtigkeiten begehen läßt. Aber daß seine Handlungsweise trotz alledem moralisch verwerflich bleibt, uns daran zu erinnern, dazu möchte schon jenes oben erwähnte Urteil Mariens hinreichen.

2) Dazu kommt, daß mit all diesen Ungerechtigkeiten, die gegen einzelne Personen begangen werden, zugleich eine Auflehnung gegen die Ordnung des Staates, gegen Kaiser und Reich verbunden ist. Den Worten nach äußert Götz dem Kaiser die größte Ehrfurcht und Liebe, und persönlich würde er auch in der That überall sich als „Ihro Majestät treuen Knecht", wie er sich nennt, zeigen. Aber der That nach verspottet und verletzt er des Kaisers Verordnungen in unerhörter Weise. Gewiß, seine Feinde thun das auch; aber er wird eben dadurch gleichfalls schuldig. Es genügt nicht zu sagen: die Fürsten seien es, die jene Verordnungen durchgesetzt hätten, und daher hätte Götz sich auch nicht danach zu richten brauchen. Das mußte er sich immer sagen, daß dieselben, vom Kaiser sanktioniert, für jeden Unterthan verbindlich seien. Wenn er das Ebenbild seines Kaisers selbst „in dem gesudeltsten Konterfei verehrt" und nicht wagt es anzutasten, so hätte er diese Achtung vor kaiserlicher Autorität auch wohl auf die Gesetze desselben übertragen sollen. Gewiß, es ist etwas andres, sich gegen Personen zu vergehen als gegen Sachen; aber moralisch verwerflich ist das eine ebenso wie das andre.

(B. Im einzelnen. 1) Vor dem Drama.) Man betrachte doch nur all die Thaten, die er ausführt um sich und andern Recht zu verschaffen: ohne eine Ungerechtigkeit geht es dabei fast nie ab. Kaufleute zu fangen und Fuhren wegzunehmen ist ihm etwas so Gewöhnliches, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten (I. 2.) darüber als von Dingen spricht, die wer weiß wie häufig in seinem Leben vorge-

kommen sind. Wir hören ferner aus Elisabeths Munde, wie er, um einem Geschädigten zu seinem Rechte zu verhelfen, den Kölnern ein paar Kaufleute wegnahm und sie „so lange plagte", bis er seine Absicht erreicht hatte. Und sie rechnet ihm diese That als ein Verdienst an, wie Götz selbst diese Ansicht haben mußte. Mit großem Behagen erinnert er sich daran, daß er dem Bischof von Bamberg zwei Schiff' auf dem Main niedergeworfen habe. Am liebsten freilich hätte er ihn selbst gefangen, als derselbe aus dem Bad kam: leider wurde die Sache verraten. Er *sagt* es freilich nicht — das wäre für manchen Leser vielleicht wünschenswert gewesen — daß unschuldige Leute plagen und ihnen ihre Habe wegnehmen Ungerechtigkeiten sind, und daß durch all diese Handlungen der vom Kaiser gebotene Landfrieden gebrochen wurde; aber *gewußt* hat er es sicherlich. Er setzt sich aber leicht darüber hinweg, teils weil ja sein Zweck ein guter ist und auf andre Weise Recht zu schaffen seiner Ansicht nach nicht möglich war; teils weil die Selbständigkeit seiner Natur ihn eben nur *die* kaiserliche Verordnung respektieren ließ, mit der er selbst übereinstimmte. Aber wo bliebe ein Staat, dessen Bürger so denken und handeln wollten? Geht der Held also infolge solcher Handlungsweise zu grunde, so unterliegt er nicht bloß seinen eigennützigen, ränkesüchtigen Feinden; er hat gegen die moralischen Grundsätze der Gesellschaft, wie des Staates gefehlt, und sein Untergang, wie er durch seine Fehler herbeigeführt wird, ist zugleich die Sühne seiner Schuld.

2) Im *Drama* selbst sind es drei solcher Ungerechtigkeiten, die er begeht; a. zwei davon, um sich in *eigner Sache Recht* zu schaffen. α. Weil man ihm einen Buben weggenommen hat, und er ihn nicht in der Gefangenschaft schmachten lassen will, zieht er aus, um *Weislingen* zu fangen; wobei er allerdings zugleich die Absicht hat, seinem Feinde eine bedeutende Stütze zu rauben und seine eigene Sache dadurch zu fördern. Der Streich gelingt ihm. Er handelt aber ebenso ungerecht gegen Weislingen selbst — denn nirgends wird gesagt, daß dieser persönlich sich gegen ihn

vergangen habe — wie gegen die Ordnung des Staates und das Gebot des Kaisers.

β. Ebenso den Nürnbergern gegenüber. Er hat Weislingen frei gelassen; von dessen Treulosigkeit weiß er noch nichts; er muß noch annehmen, daß sein Handel mit dem Bischof „durch kaiserliche Kommissarien verglichen werden" soll. Trotzdem, als er erfahren, die Nürnberger hätten eine Ungerechtigkeit begangen und eben jenen Buben dem Bischof verraten, begeht er selbst eine neue Ungerechtigkeit. Gewiß, um das verletzte Recht wiederherzustellen; aber so glaubt jeder zu handeln, der sich rächen will. Es ist zudem keine Heldenthat, die er ausführt, eine Anzahl Kaufleute gefangen zu nehmen. Stellen wir uns auf den Standpunkt der Sittlichkeit und der staatlichen Ordnung, so müssen wir es billigen, wenn des Kaisers Geduld endlich zu ende geht und er über den Schuldigen die Reichsacht verhängt. Also hat Götz alle folgenden Ereignisse sich selbst zuzuschreiben.

b. In einem dritten Falle handelt er mehr in andrer, als in seinem eigenen Interesse. Er will durch jene Verbindung mit den Bauern diesen zu ihren Rechten verhelfen und auch den ihn befreundeten Rittern, ja dem ganzen deutschen Reiche nützen. Trotzdem ist hier seine moralische Schuld noch größer. α. Er hat sein ritterlich Wort gegeben, von seiner Burg nicht zu weichen, d. h. keine bewaffnete Unternehmung auszuführen. Er bricht sein Wort. Wohl lassen sich auch hier für seine Handlungsweise mildernde Gründe anführen; aber trotzdem bleibt sie verwerflich. Wie sehr er sich dadurch schuldig macht, beweist am besten das Urteil derjenigen, die sonst seine Ungerechtigkeiten zu verteidigen so bereit ist, Elisabeths. Vgl. 116.

β. Er stellt sich an die Spitze von Männern, die selbst gegen die Ordnung des Staates und der Gesellschaft rebellierten. Auch in dem Sinne, wie er ihren Forderungen Gehör verschaffen will, bleibt der Schritt ein revolutionärer. Wenn große Scharen von bewaffneten Bauern Haus und Hof verlassen, um schon nur durch ihre Masse, durch ihre drohende Haltung von ihren Oberen Freiheit und Rechte zu erzwingen, so wird zwar auch diese Bewegung durch die damaligen Verhältnisse vielfach entschuldigt, aber sie ist und bleibt

ein Unrecht, und wenn der Held sich an die Spitze jener Männer stellt, nimmt er an diesem Unrecht in hohem Grade teil.

Schluß. Somit ist Götzens Schicksal und sein Untergang eine Folge seiner Fehler, seiner Schuld. Wahrscheinlich, ja sicher würde seine Sache und die des Mittelalters auch sonst nicht zu halten gewesen sein; aber dann wäre sie ohne eigne Schuld nur infolge der Zeitverhältnisse zu grunde gegangen,*) wie denn jede Einrichtung, sobald sie sich überlebt hat, der Vernichtung anheimfällt. Aber, wie schon oft bemerkt, in diesen Fehlern des Helden und der ganzen Zeit liegt zugleich ihre Größe und Herrlichkeit, die dann aber auch in positiver Weise aufs gewaltigste zur Erscheinung kommt. Sie bewirkt, daß der Leser, der Zuschauer unwillkürlich und sofort für diese Sache Partei nimmt, daß ihm selbst jene Schwächen die Großartigkeit derselben nur zu erhöhen scheinen und er so vielleicht kaum fühlt, daß es wirklich Fehler sind. Das Edle, Sittlichgute geht unter; die Bosheit und Schlechtigkeit triumphiert; zwar nicht Weislingen und Adelheid, denn sie erhalten den Lohn ihrer Sünden, aber doch jene Sache, für die sie gehandelt und gekämpft haben. Erfüllt uns nun der Untergang einer großen Zeit mit Trauer, so vermischt sich damit doch auch ein doppeltes Gefühl der Lust und Befriedigung. Wir empfinden Freude darüber, daß das Schöne und Edle sich bis zu Ende getreu bleibt und in würdiger Weise untergeht, und eine solche Niederlage erscheint uns herrlicher als der Sieg der Gegner. Und wenn wir dann erkannt haben, wie der Held und seine Zeit selbst daran schuld sind, daß sie in diesem Kampfe unterliegen mußten, so hat uns damit das Drama einen Einblick in eine sittliche Weltordnung eröffnet, in der selbst der Untergang des Guten noch etwas Versöhnendes an sich hat.

*) Dann wäre freilich auch ein Drama wie das unsrige unmöglich gewesen.

15. Die politischen Zustände Deutschlands in Goethes Götz von Berlichingen.*)

Einleitung. Ein Bild reichen, mannigfaltigen Lebens wird uns in diesem Drama vorgeführt. Schon das Verzeichnis der Personen läßt etwas von diesem Reichtum ahnen, da wir alle Stände und Klassen der Bevölkerung eines Landes, vom Kaiser bis zum Bauern und Knecht herunter, und zwar in großer Anzahl vertreten sehen. Dieselbe Fülle nehmen wir in den lokalen und geographischen Verhältnissen des Landes wahr. In mehrere „Kreise" geteilt — Franken, Schwaben, Sachsen werden genannt — ohne daß dieselben bestimmte Regenten oder Statthalter hätten, voll von Kurfürsten- und Fürstentümern, Graf- und Landgrafschaften, freien Städten und Burgen, freien Rittern, Dörfern der Bauern und Zigeunerlagern, erscheint dies deutsche Reich schon äußerlich als ein schwer übersehbares Ganze, und wenn dasselbe mehr als ein bloßes Chaos ungeordneter Bruchstücke eines Staates, wenn es wirklich ein Organismus sein sollte, dann müssen die staatlichen Einrichtungen desselben vortrefflich, die Stände von wahrem Patriotismus erfüllt, alle Bürger zu Opfern im Dienste des Staates bereit, vor allem muß es eine starke, energische Hand sein, welche dieses vielgestaltete Reich regiert und schützt. Um so mehr, als auch von zwei entgegengesetzten Seiten her äußere Feinde drohen, die schlauen Franzosen — „die Füchse" — und die habgierigen, grausamen Türken — „die Wölfe". Und das Land, welches uns im Drama vorgeführt wird, hat einen großen, volltönenden Namen: „das römische Reich deutscher Nation"; zwei mächtige Völker haben dazu beigetragen, ihm diesen Titel zu verschaffen. Wie tritt es nun im Drama auf? Zeigt es sich würdig jenes stolzen Namens und seiner großen geschichtlichen Vergangenheit?

I. Regierung und Verwaltung des Reiches.

*) Besondere Themata sind: 1) Das Gerichtswesen in G. G. von Berl. S. 183. 2) Das Militärwesen in G. G. S. 183. 3) Fürsten und Adel in G. G. S. 183—184.

A. Der Kaiser. 1) Persönlich. Ein Mann steht an der Spitze dieses Reiches, dessen Kopf zwar das Rechte, seinem Lande Nützliche zu erkennen fähig ist, dessen Herz auch das Erkannte zur That werden lassen möchte, dem selbst eine gewisse Energie nicht fehlt, das Beschlossene auszuführen; und so würde er auch gewiß unter gewöhnlichen Verhältnissen, in friedlichen Zuständen, bei einigem Eifer der Unterthanen und auch nur geringer Unterstützung der Staatsdiener eine für sein Land segensreiche Regierung haben führen können.*) Aber mitten in einen Kampf hineingestellt, der auch dem genialsten Staatsmanne gewaltig zu schaffen machen würde, einen Kampf, der ebenso sehr praktische Erfahrung und politische Klugheit, wie Energie und Tapferkeit verlangt, ist er, der Held früherer Zeiten, der Mann, dem die Geschichte den Ehrennamen „des letzten Ritters" gegeben hat, er, der schon mit seinem „Teuerdank" an die Romantik des Mittelalters erinnert, solchen Verhältnissen nicht gewachsen, und anstatt entweder über den Parteien zu stehen und sie zu regieren, oder der einen sich ganz hinzugeben und der andern energischen Widerstand zu leisten, wird er von beiden Seiten hin und hergeworfen und zeigt so in dem Ringen zweier Jahrhunderte, ja zweier Weltepochen eine Ohnmacht der eignen Person wie der Gewalt, welche er vertritt, daß sie beide durch diesen Kampf gewaltige Einbuße leiden müssen. Entrüstet darüber, daß Männer wie Götz und Selbitz seine kaiserliche Autorität verhöhnen und die Gesetze des Reiches mit Füßen treten, will er ihre Handlungsweise nicht ungestraft lassen; aber er mag auch nicht, daß ihnen etwas zu leide geschieht, er möchte so edle, ritterliche Männer geschont wissen. Ja später freut er sich fast darüber, daß seine eignen Kommissarien verhöhnt wurden, und Sickingen, der Götz aus den Händen des kaiserlichen Gerichtes mit Gewalt befreit, hat besser seinen Willen gethan als seine Räte: er ist sein treuer Diener gewesen. Aber das Rittertum mit seiner Gradheit, Mannhaftigkeit und seinen andern herrlichen

*) Nicht um die Geschichte handelt es sich, sondern um das Drama!

Tugenden, wie ſie den Kaiſer ſelbſt zieren, hat nicht mehr die Kraft und Fähigkeit, den neuen Mächten den Platz ſtreitig zu machen, und wenn der Regent des Reiches nichts von der politiſchen Klugheit und Schlauheit der neuen Epoche beſitzt, ſo ſollte wenigſtens ein erſter Miniſter oder Kanzler an ſeiner Seite ſtehen, damit das Staatsſchiff nicht bloß durch die Klippen einer ſturmbewegten Zeit gefahrlos hindurchgeführt, ſondern damit auch alle eigennützigen Angriffe innerer und äußerer Feinde in entſchiedener Weiſe zurückgeſchlagen würden. Statt deſſen ſehen wir, wie der Kaiſer bei ſeinem „unruhigen Geiſte" bald nach dieſem, bald nach jenem hinhört und ſich nach ihnen richtet, ohne zu merken, daß ſie ihn täuſchen und nur ihre eignen Intereſſen verfolgen; wie infolge davon Verordnungen über Verordnungen ergehen, von denen eine nach der andern vergeſſen wird; ja wie er ſogar von einem Weislingen in politiſchen Dingen Ratſchläge erhält und ſie befolgt.

(2. Macht desſelben.) Aber das iſt nicht der einzige Grund, weshalb der doch vom beſten Willen beſeelte Mann nirgendswo etwas Erſprießliches zu ſtande bringt, ſo daß er nur über verfehlte Unternehmungen zu klagen hat, des Regierens allmählich ſatt und überdrüſſig wird und ſich manchmal „lieber tot wünſcht, als länger die Seele eines ſo krüppligen Körpers zu ſein". Er hat auch nicht die Mittel, nicht die Macht dazu, das Gute durchzuſetzen; es fehlt ihm die thatkräftige Unterſtützung, ohne welche der energiſchſte Fürſt, zumal in ſolcher Zeit, wenig ausrichten würde. Wenn z. B. die Türken in die Grenzen des Reiches einfallen, ſo ſteht kein Heer im Felde, und nur dadurch, daß er der kaiſerlichen Macht etwas vergiebt und der eigennützigen Abſicht der Fürſten zuſtimmt, kann er Geld und Truppen erlangen, um den Erbfeind aus dem Lande zu treiben.

B. Ja, wenn ſelbſt die Einrichtungen, die des Kaiſers Namen tragen, und die gerade zu dem Zwecke geſchaffen ſind, ſeinen Willen auszuführen und ſo die Ordnung im Reiche zu erhalten, ihre Funktionen nicht erfüllen, vielmehr das gerade Gegenteil von dem thun, was ſie thun ſollten; wenn dieſer Umſtand zu den genannten Urſachen hinzukommt; wenn endlich noch andre Faktoren ſich geltend

machen — wie denn derartige Zustände von eigennützigen Persönlichkeiten nur allzugern ausgenutzt werden —: da ist's freilich kein Wunder, daß die allgemeine Verwirrung und Unordnung schließlich einen solchen Grad erreicht und das deutsche Reich ein „krüppliger Körper" oder gar „eine Mördergrube" genannt werden kann. Solcher Institutionen, die kraft kaiserlicher Autorität handeln, sind:

1) Der gesetzgebende Körper, der Reichstag. Vergl. S. 22 S. 61. 163.

2) Diejenigen, welche Beschlüsse und Befehle des Kaisers zur Ausführung bringen. a. Die Gerichtsverwaltung: α. Das Deutschland eigentümliche — alte — Recht; aa. das gewöhnliche: der Schöppenstuhl; vgl. S. 29. bb. Ein außergewöhnliches, das wenigstens in früherer Zeit vom Kaiser bestätigt wurde: die heilige Vehme vgl. S. 131. β. Das fremde Recht der neuen Zeit, das allmählich immer mehr um sich greift und das alte zu verdrängen sucht. Vgl. S. 27. 30; S. 58.

b. Das Militärwesen. Hierbei ist zu erwähnen, daß neben dem Reichsheere die Fürsten, ja jeder Ritter bewaffnete Scharen halten, die für die öffentlichen Verhältnisse jener Zeit oft weit größere Wichtigkeit haben als die kaiserlichen Truppen. Von diesen später. Sonst vgl. S. 84.

II. Die Stände des Reiches. Sie sorgten für das Wohl desselben ebenso wenig wie jene Institutionen, ja zum Teil freuten sie sich darüber, wenn alles möglichst in Unordnung geriet, weil sie so ihre eignen Pläne besser durchführen konnten.

A. Der Adel Deutschlands. Unterschied zwischen den Fürsten und den freien Rittern, aber auch eine gewisse Gleichstellung. Jeder Ritter konnte Fürst, ja selbst Kaiser werden (Sickingen!).

1) Fürsten. a. Äußeres. Menge derselben; verschiedene Titel; weltliche und geistliche; große Macht der letzteren; Vertreter im Drama der Bischof von Bamberg.

b. Inneres. αα. Die der alten Zeit: nur genannt und im allgemeinen beschrieben: S. 24 und S. 77. ββ. Die der neuen Zeit. 1) Ihre Stellung dem Kaiser

und dem Reiche; 2) den Rittern gegenüber; vgl. S. 21. 22. 24.

2) Die Ritter. a. Die unabhängigen, die Vertreter des Mittelalters; α. in ihrer edlen Erscheinung: Götz, Selbitz, Sickingen, von denen wieder jeder für sich eine besondere Richtung darstellt. aa. Ihre Stellung zu Kaiser und Reich; bb. ihr Verhältnis zu den Fürsten und untereinander; im besondern Krieg und Fehde: αα. Veranlassung, Verlauf und Ende solcher Fehden; ββ. ihre Heere: 1) äußerlich: 2) innerlich. — β. In ihrer Entartung: die Raubritter, von denen wiederholt im Drama die Rede ist und die für die Gestaltung der Verhältnisse, wie für den Untergang des Mittelalters von Wichtigkeit sind.

b. Die in Abhängigkeit geratenden Ritter, sei es, daß sie in den Dienst des Reiches oder in den der Fürsten treten: α. die unstudierten: Weislingen; β. die studierten, welche Staatsbeamte werden. Vgl. S. 26.

Schluß dieses Teiles. Schicksal des Rittertums: die einen gehen unter und kein Nachwuchs ist vorhanden; auf der andern Seite stirbt zwar Weislingen, aber der Bischof von Bamberg mit vielen andern Fürsten und solchen Rittern, die sich ihnen fügen werden, haben völlige Freiheit erhalten. Scheint doch selbst der künftige Kaiser ihnen keinen Widerstand mehr entgegensetzen zu wollen.

B. Die nichtadligen Stände. 1) Das Bürgertum. a. Äußeres. α. Die Stadt: ihr Aussehen, ihre Befestigung und sonstiger Schutz, soweit das aus dem Drama hervorgeht; β. Stellung der freien Reichsstädte und ihre Bedeutung. — b. Inneres: (α. positiv.) Handel und Industrie ihr Hauptinteresse; die Messen sind die wichtigsten Ereignisse, der Kaufmannsstand wie der reichste so der erste der Bürgerschaft; daher ein gutes Objekt für Ritter, die rauben oder sich rächen wollen. Selbst der Kaiser, trotz seines Unwillens gegen sie, nimmt sich ihrer an; Zusammenhalten mit der neuen Zeit, Feinde der alten Ritter. (β. negativ.) aa. Sonst politisch unbedeutend; Mangel an Gemeingeist und Patriotismus; von Maximilian selbst getadelt, der davon wohl Proben genug gehabt haben

wird. — bb. Ihre klägliche Rolle Götz gegenüber. — Vgl. S. 62. 91.

2) Der Bauernstand. a. Der früheren Zeit: nur kurz geschildert; vgl. S. 78. 80. b. Der damaligen Zeit. α. Im leidenden Zustande: aa. die Unterdrückung seitens der Fürsten; vgl. S. 3. 107. und die Gesinnung, die daraus hervorgehen muß, vgl. S. 3. 61. 105. 107.; bb. die einzige Unterstützung bei Götz und jenen Rittern der alten Zeit. — β. Handelnd: aa. Sich auflehnend gegen den Druck und grausame Rache; aber nicht um politische Rechte, sondern nur, um ihre alte Stellung wieder zu erlangen. S. 108. bb. Folge davon: Niederlage und Strafe.

Schluß. Entweder: kurze Zusammenfassung dieser traurigen Zustände; jene Ritter das einzig Erfreuliche. Oder: kurzer Vergleich mit der Geschichte und Andeutung, wie zwar vieles im Drama historisch richtig aufgefaßt, wie aber im großen und ganzen die Darstellung ungeschichtlich, indes vom Dichter so beabsichtigt ist.

16. Das Privatleben in Goethes Götz von Berlichingen.*)

Einleitung. a. Es spielen in dem Drama Goethes die politischen Verhältnisse die Hauptrolle. Aber da der Dichter ein möglichst vollständiges Bild des Mittelalters geben und dessen Größe und Kraft nach mehr Seiten hin zur Darstellung bringen wollte, um so das Mitleid über seinen Untergang desto größer zu machen, so hat er auch dem Privatleben einen nicht geringen Raum gegeben; ja manche hervorragenden Eigenschaften jener Zeit kommen fast nur auf diesem Gebiete zur Erscheinung. Es durfte dann aber auch der Gegensatz dazu nicht gut fehlen, und obwohl die Privatverhältnisse der neuen Zeit etwas zurücktreten, so ist doch auch hier das Gesamtbild, das sich uns im Drama darbietet, ein so umfassendes, daß fast alle Zweige des Privat- und Familienlebens darin enthalten sind. — b. Schon die Örtlichkeiten, auf welchen sich dasselbe abspielt, zeigen eine

*) Besondere Themata: 1) Das häusliche und Familienleben in G. G. v. B. S. 186. 2) Das geistige und religiöse Leben in Götz S. 187.

große Fülle und Mannigfaltigkeit. Wir sehen ausgedehnte Wälder, voll von Wölfen und anderm Wild, viel Moraſt und Heide, Höhen mit Warttürmen oder mit Burgen beſetzt, Städte mit Mauern umgeben, Dörfer und Zigeunerzelte, ſchlecht gebaute, dabei höchſt unſichere Wege; ſelten ein Wirtshaus an der Straße; Flüſſe, die der Regen leicht unpaſſierbar macht; wir betreten die großen Säle fürſtlicher Paläſte, wie die Ritterburg mit ihren vielen kleinen Zimmern, mit Frauengemächern und Herrenwohnungen, mit ihrer eigenen Kirche, ihrem Schloßhofe und dem Pferdeſtalle: kurz, in welchen Räumen ſich Privatverhältniſſe auch abſpielen mögen, ſie werden uns faſt alle vorgeführt.

I. Das praktiſche Leben. A. Die neue Zeit. 1) Der Hof eines Fürſten, und zwar eines Biſchofs. Ausgeführt S. 26. 45. 2) Das Leben eines Ritters. a. Im allgemeinen: zerrüttete wirtſchaftliche Zuſtände, vergleiche S. 36. — b. Im beſonderen: α. Mann und Frau; aa. die Werbung, vgl. S. 36. u. fde., 46. 50. 54. bb. Die Ehe ſelbſt, vgl. S. 101 u. fde. 3) Von dem Privatleben der Bürger iſt nur wenig die Rede. — β. Herrſchaft und Diener: aa. Herr und Diener, vergleiche Seite 37. u. ſ. w. bb. Frau und Diener vgl. S. 37. 66 u. ſ. w.

B. Die alte Zeit: 1) Das Leben der Ritter: a. Äußeres, vgl. S. 15. b. Menſchen: α. Engeres Familienleben: aa. die Ehe: αα. Schließen der Ehe, vgl. S. 32. 63. ββ. Leben in der Ehe. 1) Verhältnis zwiſchen Mann und Frau und beider Stellung im Hauſe; vgl. S. 17. 73. u. ſ. w.; 2) Erziehung der Kinder vgl. S. 16. 18. 5. (hier zugleich den Gegenſatz der neuen Zeit hervorheben!); bb. Verhältnis der Verwandten: αα. Bruder und Schweſter, vergleiche S. 72.; ββ. Weitere Verwandſchaft vgl. S. 72.

β. Weiteres Privatleben: Herr und Diener: αα. einzelne: Götz und Georg vgl. S. 5 u. ſ. w. und ſonſt; Lerſe vgl. S. 67. ββ. Im Kreiſe der Knechte, S. 79. 82.

2) Von dem Privatleben der Bauern iſt nur wenig die Rede; vgl. S. 3. 78. 3) Die Zigeuner werden eingehend geſchildert S. 120 u. fde.

II. Geistiges Leben.*) A. Im allgemeinen. 1) Die Geistlichkeit.

2) Die übrigen. a. Die neue Zeit. α. Intellektuelle, β. moralische Bildung. Vgl. S. 27. 43. 59. 60.

b. Die alte Zeit. α. Ritter: aa. intellektuelle; bb. moralische Bildung vgl. S. 43. 44. u. s. w. β. Die übrigen. Wenig über Bauern; dagegen wichtig die Zigeuner; vgl. S. 121. 122.

B. Im besondern, religiöses Leben. 1) Äußerlich: nur die katholische Religion: von Heiligen ist die Rede (I. 3), die Mutter Gottes wird genannt, (III. 17) ferner das Schwingen der Rauchfässer, Tragen der Kerzen und Friedensfahnen, Meßgewänder, Lesen und Anhören der Messe, die Erziehung im Kloster erwähnt; Bischöfe, Äbte, Mönche treten auf. Von der Reformation merkt man nichts; ja der Dichter ist ihr absichtlich aus dem Wege gegangen, S. 42. S. 108. Anm.

2) Innerlich. Wie sich die Sittlichkeit der alten und neuen Zeit im allgemeinen darstellt, ganz ebenso äußert sie sich in dem religiösen Leben jener Personen. a. Negativ. Religiöse Anschauungen und Gedanken zeigen sich weder bei den Bürgern noch bei den Bauern; nur wenig bei den Zigeunern. Aber auch der Bischof und der Abt lassen in dieser Beziehung ihren Stand nicht erkennen; ebenso leben Franz und Adelheid so, als ob es überhaupt keine Religion gäbe. Weislingen gedenkt eines Gottes nur zweimal, in dem besten, reinsten Augenblicke seines Lebens (I. 5 „Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solche Seligkeit bereiten"), und in der Stunde des Sterbens. Von Gewissensqualen gefoltert wird ihm der Gedanke an einen ewigen Vergelter der Sünden zu um so größerer Pein („du bist ein furchtbarer Rächer, Gott"), und seine Schuld drückt ihn zu gewaltig, als daß er sich zu einem Gebet, zu

*) Es zeigt sich dasselbe zwar ebenso in öffentlichen, wie in Privatverhältnissen, und daher mußte schon vorher an zerstreuten Punkten davon die Rede sein. Hier handelt es sich darum, eine kurze, zusammenfassende Darstellung der Bildung jener Zeit zu geben.

dem er das Bedürfnis fühlt, aufraffen könnte: er muß „eine Seele voll Liebe" darum bitten, seinem geängstigten Herzen den letzten Trost zu verschaffen: „Bete für mich! Mein Herz ist verschlossen"; vgl. S. 129. 130.

b. Positiv. Die alte Zeit ist es allein, an deren Vertretern man merkt, daß damals überhaupt noch religiöses Bewußtsein vorhanden war. α. Nur in einer Scene wird dasselbe besonders betont, indem eine ganze Institution gewissermaßen als im Dienste Gottes, ja an dessen Stelle stehend, geschildert wird, das Vehmgericht; vgl. S. 133.

β. Bei den Personen drängt sich das religiöse Gefühl nirgends vor. Als etwas Selbstverständliches wird das Christentum praktisch geübt und nur in bedeutenden Momenten des Lebens davon gesprochen. Denn jene Männer der That verlassen sich zuerst auf ihre eigene Faust. Aber wenn sie fühlen, daß ihre Kraft zu gering ist, wenn unerwartete Schicksalsschläge sie treffen und das Unglück sie so niederwirft, daß sie verzweifeln möchten, dann haben sie noch eine letzte Hilfe, einen letzten Trost.

aa. Die Frauen. αα. Elisabeth. Nur sehr selten, in wichtigen Augenblicken gedenkt sie des Schöpfers; so I. 17, nachdem ihr Mann den Wunsch an die Neuvermählten gerichtet „Gott segne euch, geb' euch glückliche Tage und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder" fügt sie hinzu: „Und die laß er sein, wie ihr seid, rechtschaffen!" So IV. 1, als Götz fast gotteslästerliche Worte ausspricht, entgegnet sie: „Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht;" ferner V. 9, V. 13, V. 14.

ββ. Marie. I. 5 ihre Erziehung im Kloster; I. 3., wie sie selbst den kleinen Karl religiös erziehen will zu einem „frommen christlichen Ritter; III. 17, als beim Abschied vom Bruder ihr „Herz brechen will", spricht sie wie im Gebet: „Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns". Am meisten aber zeigt sie diese Gesinnung am Sterbebette Weislingens V. 10; vgl. S. 130; auch in der letzten Scene V. 14: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erde".

bb. Die Männer. aa. Wenig bei Georg, seiner Jugend und seinem Charakter entsprechend; doch I. 3 ein Gebet an seinen Schutzheiligen. Wenig auch bei Lerse:

nur V. 4 („sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst"), dann V. 9. Mehr hervortretend, seinem Stande und Charakter angemessen, bei Bruder Martin I. 3, vgl. S. 8. S. 42.

bb. Am meisten unter allen bei Götz. Aber auch hier nur vereinzelt, wenn auch bei ihm ein „Gott dank euch", „Gott sei Dank" und ähnliches, was er häufig gebraucht, mehr ist als bloße Redensart. Besonders sind folgende Momente zu erwähnen. Als er seine rechte Hand verlor, betet er „im edelsten, einfältigsten Vertrauen" zu Gott: „Und wenn ich zwölf Hände hätte und deine Gnade wollt' mir nicht" 2c. I. 3. Den Bruder Martin sucht er zu trösten durch das Wort: „Seid mutig und geduldig, Gott wird euch Raum geben". Sodann III. 17 nach der Vermählung Sickingens und Mariens. Am meisten in seinem Unglück; vgl. IV. 1, IV. 5, V. 6; vor allem aber V. 13 und V. 14; vgl. S. 137. 140.

17. Die Gegensätze in Goethes Götz von Berlichingen.*)

Mittelater und neue Zeit, dieser Gegensatz geht durch das ganze Drama; er zeigt sich in ganzen Scenen, in Einrichtungen des Lebens wie in einzelnen Personen. Es ist zugleich der Gegensatz von Natur und Unnatur, von Freiheit und Zwang, von Sittlichkeit und Unsittlichkeit.

I. In den Zuständen. A. Praktisches Leben. 1) Öffentliches. a. Staatliche Einrichtungen. α. Gerichtswesen vgl. S. 183. β. Militärwesen vgl. S. 183. 184.

b. Stände: α. Fürstentum und Rittertum vgl. S. 183. 184; β. Bürgertum und Bauerntum (Zigeuner) zeigen wenigstens einige Gegensätze.

2) Privatleben: a. Der Hof des Fürsten und die Burg der Ritter; b. die höhere und die niedere Geistlichkeit.

*) Das Thema ist im wesentlichen in den beiden vorhergehenden enthalten; daher auch die Dispos. meist übereinstimmt und wenig Andeutungen genügen. Aber es betrachtet die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus. Es handelt sich hier darum, auf diese Gegensätze alles Gewicht zu legen und meist in kurzen, scharfen Antithesen das Ganze auszuführen.

II. In den Charakteren. A. Männern. 1) Hochgestellte: Götz und Weislingen. 2) Niedere: a. Franz und Georg; b. Karl und Georg. B. Frauen: Adelheid gegen Marie und Elisabeth. — Einen Gegensatz ganz andrer Art bildet Götz und Sickingen vgl. S. 65. 96. 97.

Schluß. Kurz zusammengefaßte Charakteristik jenes Grundgegensatzes der alten und neuen Zeit.

18. Fragen, welche auf die Zeit, in der das Drama entstand, Bezug nehmen.

Nur der mündliche Unterricht, und auch nur wenn die Zeit reicht, sollte auf solche Themata Rücksicht nehmen. Es werden sich deren wohl nur drei ausfindig machen. 1) In welchem Zusammenhange steht das Drama mit dem Leben des Dichters? 2) In wie fern ist es ein nationales Drama? 3) Wie konnte es einen Einfluß auf die Litteratur ausüben? Das erste Thema ist behandelt in meinen „Aufsätzen und Dispos." S. 325, 326; das zweite ebenda S. 252, (vgl. auch das oben S. 150 citierte Wort Mösers); das dritte S. 250. Allenfalls kann noch die ebenda S. 246 behandelte Frage hinzutreten, in wie fern die Aufhebung der Einheit des Ortes und der Zeit für die Entwicklung des Dramas überhaupt wichtig sein konnte. Die Lektüre von Dichtung und Wahrheit ist bei diesen Thematen wünschenswert. Selbst dann können aber den Schülern nur Andeutungen gegeben werden, und auf eine erschöpfende Darstellung dieser Punkte wird sich selbst der mündliche Unterricht nicht einlassen.

19. Themata zu mündlichen und schriftlichen Darstellungen der Schüler.*)

1. Inhalt und Bedeutung der ersten Scene des ersten Aktes (S. 1.)
2. Die Bedeutung der zweiten Scene des ersten Aktes (S. 4. 11.)
3. Charakteristik des Bruder Martin (S. 8. 12.)
4. Götzens Familie in der dritten Scene (S. 15. 18.)
5. Götz und Weislingen in der dritten Scene (S. 20.)
6. Der Bischof und sein Hof in der vierten Scene (S. 26.)
7. Inhalt u. Bedeutung der letzten Scene des ersten Aktes (S. 33.)
8. Welches Bild von den Zuständen Deutschlands giebt der erste Akt (S. 40.)
9. Die erste Scene des zweiten Aktes (S. 45.)
10. Die Bedeutung der zweiten Scene des zweiten Aktes (S. 46.)
11. Wodurch wird Weislingen zum Bleiben am bischöflichen Hofe bewogen? (Scene 5—7) (S. 50.)
12. Die Bedeutung der neunten Scene des zweiten Aktes (S. 54.)
13. Die Bauernhochzeit am Schluß des zweiten Aktes (S. 57.)
14. Die Rechtsverhältnisse im ersten und zweiten Akt (S. 29. 58.)
15. Inhalt und Bedeutung des zweiten Aktes (S. 59.)
16. Die Bedeutung der ersten Scene des dritten Aktes (S. 60.)
17. Lerse in der sechsten Scene des dritten Aktes (67.)
18. Die Kämpfe zwischen Götz und den Reichstruppen auf offnem Felde (III. 7—16) (S. 69.)
19. Die Bedeutung der 17. Scene des dritten Aktes (S. 72.)
20. Die 20. Scene des drittes Aktes (S. 76.)
21. Vergleich zwischen der 6., 17. und 20. Scene des dritten Aktes**) (S. 67. 72. 75.)
22. Die Reichstruppen im dritten Akte (S. 84.)
23. Welche Gegensätze des öffentlichen Lebens zeigt der dritte Akt? (Nach S. 84 und fde.)
24. Inhalt des dritten Aktes (S. 83.)

---

*) Die von geringerem Umfange werden sich mehr für „Vorträge", die größeren mehr für Aufsätze eignen. Fast alle sind in diesem Hefte nach Material und Disposition ausführlich behandelt; nur wenige enthalten bloße Andeutungen.

**) Nach den S. 76 angegeben Punkten weiter auszuführen.

25. Inhalt und Bedeutung der ersten Scene des vierten Aktes (S. 84.)
26. Die kaiserlichen Räte und die Bürger in der zweiten Scene des vierten Aktes (S. 89.)
27. Götzens Auftreten in der zweiten Scene des vierten Aktes (Seite 92.)
28. Inhalt und Bedeutung der dritten Scene des vierten Aktes (S. 95.)
29. Inwiefern bildet Sickingen einen Gegensatz zu Götz? (S. 96.)
30. Inhalt und Bedeutung der fünften Scene (S. 103.)
31. Inhalt des vierten Aktes (S. 105.)
32. Die trübe Stimmung Götzens im vierten Akte — wodurch ist sie hervorgerufen und wie äußert sie sich? (S. 88. 98. 103.)
33. Schilderung des Bauernkrieges im fünften Akte (S. 106 u. fde.)
34. Wie ist es zu erklären, daß Götz Anführer der aufständischen Bauern wird? (V. 2) (S. 110.)
35. Götzens Lage in der fünften Scene des fünften Aktes (S. 117.)
36. Die Bedeutung der Zigeuner (V. 6. 7.) (S. 120.)
37. Weislingen auf dem Sterbebette (V. 10.) (S. 126.)
38. Das Vehmgericht im fünften Akte (S. 131.)
39. Vergleich des Vehmgerichts in V. 10 mit dem Gericht in II. 10 (S. 134. 57. 131.)
40. Götz gefangen im Turm (V. 13) (S. 135.)
41. Der sterbende Götz (V. 14) (S. 138.)
42. Das Ende Weislingens verglichen mit dem Tode Götzens (S. 140. 131. 138.*)
43. Inwiefern hat das Drama Einheit der Handlung? (S. 145. 148. 154.)
44. Der Grundgedanke des Dramas (S. 149.)
45. Die Schuld des Helden (S. 168.)
46. Inwiefern handelt Götz unklug und kurzsichtig? (S. 168—175.)
47. Inwiefern handelt Götz ungerecht? (S. 175—179.)
48. Die politischen Zustände in Goethes Götz von Berlichingen (180.)
49. Das Militärwesen in G. G. v. B. (S. 183. 184.)
50. Fürsten und Adel in G. G. v. B. (S. 183. 184.)
51. Das Privatleben in G. G. v. B. (185.)
52. Das häusliche und Familienleben in G. G. v. B. (S. 186.)
53. Das geistige und religiöse Leben in G. G. v. B. (S. 187.)
54. Die Gegensätze in G. G. v. B. (S. 189.)
55. Sprachliche Eigentümlichkeiten in Goethes Götz von Berlichingen (S. 4. 14. 37. 44. 56. 121.**)

---

*) Der Dichter selbst legt solchen Vergleich nahe durch das beiden Sterbenden gemeinsame Wort „Meine Kraft sinkt nach dem Grabe". Im übrigen sind die Hauptpunkte auf jenen Seiten ausgeführt; nur die Disposition ist zu ändern.

**) Ist nach diesen Andeutungen weiter auszuführen, obwohl dabei auch noch andre Punkte zu berücksichtigen sind. Ferner mag hier noch an ein Urteil Justus Mösers über Goethes Sprache